UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01694359 9

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/samueltaylorcol00bran

(3) 7894

Samuel Taylor Coleridge

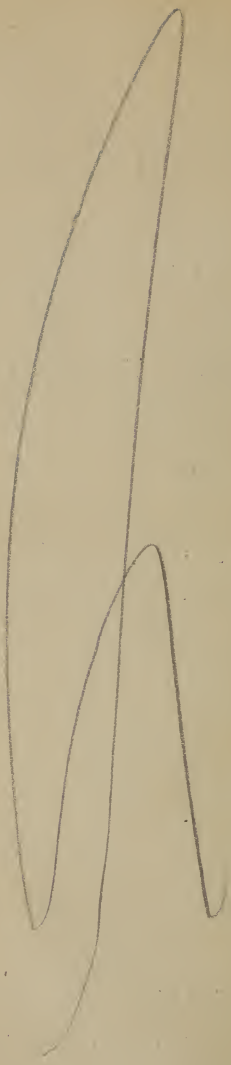
und

die englische Romantik

von

Alois Brandl,
Professor an der deutschen Universität Prag.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1886.



3

Samuel Taylor Coleridge.

Samuel Taylor Coleridge

und

die englische Romantik

von

Alois Brandl,
Professor an der deutschen Universität Prag.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1886.

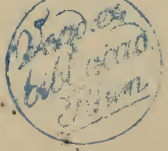
PR
4483
B73

1869.

Alle Rechte vorbehalten.

24723
16/9/92

REGIAE
BIBLIOTHECAE
VNIVERSITATIS
FRID. GVIL.
RHEN.



Professor Jakob Schipper

in Dankbarkeit

zugeeignet.

Wenn Coleridge in Deutschland, für dessen Einfluß auf das intellektuelle Leben Englands er neben Carlyle am meisten gethan, heute nicht ganz unbekannt ist, so gebührt das Verdienst vor Allem Freiligrath, der seine Gedichte bei Tauchnitz herausgab und den „Alten Matrosen" meisterhaft übersetzte, Gervinus, der in seinem Shaksperebuch häufig die kritischen Aussprüche von Coleridge anführte, und Brandes, der von seinem poetischen, politischen und theologischen Wirken in den „Hauptströmungen" gleichsam eine Momentphotographie gegeben hat.

Ueber die Schwierigkeiten, einen so vielseitigen Mann eingehender zu schildern, besonders wenn sich ein Ausländer an die Aufgabe wagt, habe ich mich keiner Täuschung hingegeben. Sein Leben ist reich an psychologischen Räthseln. Als Dichter hat er einer im Schulmäßigen befangenen Zeit ein Beispiel dämonischen Genies gegeben, welches doch nicht wie ein Wunder, sondern im natürlichen Causalzusammenhang zu betrachten ist. Wer die Quellen seiner Aesthetik und Theologie erforschen will, muß sich durch einen wahren Irrgarten englischer, griechischer und deutscher Schriften durchtasten. Zugleich stand er ununterbrochen in der engsten Beziehung zu den großen Zeitereignissen: in seinem Hoffen, Fürchten und Arbeiten spiegelt sich der Ausbruch und Zusammenbruch der französischen Revolution, die Napoleon- und Befreiungskriege, das Auftauchen des Socialismus und die ersten Siege des Liberalismus.

Fast gegen meinen Willen bin ich zu dieser Aufgabe gekommen. Anfangs wollte ich nur den Einfluß der deutschen Kunstkritik auf die englische, d. h. thatsächlich auf die von Coleridge, in einem Essay verfolgen. Der Essay wurde mir unter der Hand zu einem Buch über seine gesammte Philosophie, und auch dies erschien mir alsbald so herausgerissen, einseitig, ja ungerecht, daß ich das Leben und Dichten des Mannes mit in Angriff nehmen mußte. Es ging mir wie dem Hochzeitsgast mit dem alten Matrosen: der erste Eindruck fing mich, er war nicht abzufertigen ohne Einblick in das Ganze, ich mußte die Märe hören bis zum letzten Wort.

Mit der umgekehrten Erleichterung, nur das Leben des Mannes zu schildern, ohne die Entwicklungsgeschichte seiner Werke einzuflechten, konnte ich mich ebenso wenig befreunden, obwohl dies in England durchgängig und bei uns noch vielfach Sitte ist. Denn das hieße der Erzählung die Spitze nehmen. Nicht weil ein Dichter dies oder jenes erlebt hat, ist er uns in erster Linie interessant, sondern vor Allem weil er dies und jenes geschrieben. Die Persönlichkeit ist zwar zuerst da; die angeborene und anerzogene Eigenart des Künstlers ist nie aus dem Auge zu lassen; das Ziel jedoch, worin ihr Erfolg oder Mißerfolg gipfelt, ist seine Kunst, und daher gehört alles, was er hiefür von einzelnen Vorgängern erlernt, was er von der allgemeinen Tradition ererbt hat, mit in die Darstellung. Nicht bloß seine Schicksale sind in pragmatischen Zusammenhang zu bringen, sondern auch jedes wichtigere Gedicht und Prosastück ist mit dem nächst vorhergehenden aus derselben Gattung, welches er selbst oder einer seiner eingestandenen Lehrmeister verfaßte, genetisch zu vergleichen. Dadurch erst wird die

dilettantische Literatengeschichte zur methodischen Literaturgeschichte.

Das äußere Gepräge der Wissenschaftlichkeit habe ich mir dafür möglichst erlassen. Die Quellen sind nur ganz kurz angedeutet, weil derjenige, der nachprüfen will, doch nicht umhin kann, Allibone's Dictionary of English Literature nachzuschlagen, wo er die vollen Titel findet. Die skizzenhafte Biographie in der Ausgabe von Pickering, sowie jene von Ingleby und Ashe, citire ich hier ein für alle Mal. Wie viel oder wie wenig die folgende Darstellung mit der von Trail (English Men of Letters 1884), dem einzigen bisherigen Versuch, das Leben von Coleridge ausführlich zu schildern, gemeinsam hat, dürfte die Vergleichung weniger Seiten ergeben. Der Polemik habe ich mich enthalten, wenige besonders wichtige Fälle ausgenommen; bitte daher nicht sofort ein Versehen zu constatiren, wenn mancher Punkt von der landläufigen Fassung ohne Weiteres abweicht.

Unterstützung ist mir daheim wie in England in reichem Maße zu Theil geworden. Vor Allem fühle ich mich Lord Coleridge verpflichtet: kaum von meinem Unternehmen in Kenntniß gesetzt, gab er seinen langjährigen Plan, selbst ein Leben seines Großonkels zu schreiben, auf und überließ mir nicht nur die einschlägigen Familienpapiere, sondern hatte auch die Liebenswürdigkeit, in Ottery St. Mary persönlich mein Führer zu sein. Ohne ihn und die einzig dastehende Liberalität des Britischen Museums, welche mir namentlich durch Richard Garnett vermittelt wurde, wäre die vorliegende Arbeit kaum möglich gewesen. Auch die k. k. Hofbibliothek in Wien, sowie die Universitätsbibliotheken in Wien und Prag sind mir nach Kräften an die Hand gegangen.

In Dr. Williams's Library, London, machte mir John Hunter die nachgelassenen Papiere von Crabb Robinson zugänglich, welche noch manches Goldkorn enthalten, das in die Ausgabe derselben nicht Aufnahme fand. Dr. Edward Schröder, jetzt Privatdocent in Berlin, vormals in Göttingen, hatte die Güte, trotz eigener drängender Arbeiten die Akten der letzteren Universität für mich auszubeuten. Rev. Travers Herford M. A. kopirte mir die Spinozaglossen in University Hall, London. Ueber Christ's Hospital verschafften mir der Vorstand Rev. Lee und der Steward Lockhart interessante Aufschlüsse; über Jesus College, Cambridge, der dortige Fellow John Watt. Für die philosophischen Partien erfreute ich mich namentlich des eingehenden Beistandes meines verehrten Collegen Prof. Friedrich Jodl. Was die Kenntniß spezifisch englischer Verhältnisse betrifft, waren verschiedene einheimische Freunde stets bereit, mich gesprächsweise aufzuklären; ich nenne nur Dean Church und Cannon Liddon von Männern der Hochkirche, Prof. James Drummond und Miß Toulmin Smith von Unitariern, Dr. Frederick Furnivall, Harold Herford M. A., Dr. James Sime und Henry Sweet M. A. von sonstigen Schriftstellern. Wie viel freundliche Unterweisung und Hilfe ich im Uebrigen erfahren, bleibt mir unvergessen, wenn ich mich auch der ängstlich genauen Aufzählung vor der Öffentlichkeit enthalte.

Innsbruck, im August 1886.

A. B.

Inhaltsverzeichniß.

I. Kapitel: **Kinder- und Knabenjahre.** (1772—90.)

Geboren in Südwestengland kurz vor dem Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner. Der Vater ein etwas phantastischer Heiliger. Die Mutter natürlich und real. Träumerische Kindheit. Plötzlicher Tod des Vaters. Nach London ins Waisenhaus. Drangsale und Stolz. Ein Schulgeck und ein Schultyrann. Humanistischer Unterricht und neuplatonische Autodidaxie. Freie und schulmäßige Dichtversuche. Revolution im politischen, religiösen und poetischen Leben. Landschaftselegien nach Milton, Gray und Bowles. Liebe zu Miß Evans. Abschied. S. 1—41.

II. Kapitel: **Auf der Universität.** (1791—94.)

Akademische Freiheit und Erfolge. Geistiger Reichthum, aber zuchtlos und schwärmerisch. Idealist mit Berkeley, Materialist mit Hartley, Unitarier mit Priestley, Communist mit Godwin. Zerstörte Aussichten und verzweifeltes Ausreißen. Dragoner. Soldatenelend, Rettung, Begnadigung. Rousseau'sche Fußtour nach Wales. Freundschaft mit Southey. Liebesenttäuschung. Pant-iso-kratischer Auswanderungsplan. Werben in Bristol. Verlobung mit Sara. Tragödie auf den Fall Robespierres, um das Fahrgeld nach Amerika zu gewinnen. Werben in London und Cambridge. Die Universität endgiltig verlassen. Einschlägige Verse. Wendung von Gray und Bowles zu Spenser und Shakspere, vom achtzehnten Jahrhundert zur Renaissance. S. 42—93.

III. Kapitel: **Pantisokratie. Bristol.** (1695—96.)

Alles auf Pantisokratie gestellt. In London Verbindung mit der Morning Chronicle angeknüpft. Revolutionäre Sonette. Mündliche Wirksamkeit; Lamb. Demokratische Bruderliebe für

Thiere und Verehrung für Kinder. Nach Bristol zurückgeholt. Begeisterte Arbeit mit Southey und für Sara. Revolutionäre Vorträge im Sinn und Stil des 17. Jahrhunderts. Gläubigkeit wieder mehr gewürdigt und als politisches Heilmittel empfohlen; unitarische Predigten. In der Poesie mehr auf das Dämonische gerichtet. „Gedanken des Teufels". „Schicksal der Nationen". Einfluß von Burns, Cowper, Schiller und Wordsworth. Liebessehnsucht. Geisterhafte Züge in realer Landschaftsschilderung. — Heirath und Flitterwochen; Clevedon. Die Wirklichkeit poetisch, die Poesie voll Wirklichkeit. Naturreligion. „Aeolsharfe": „Erwägungen über ein Asyl der Ruhe". Dichterische Originalität. — Zusammenbruch des Auswanderungsplans und der Freundschaft mit Southey. Redaktionsarbeit in Bristol. „Der Wächter". Ikarus-Flug und -Sturz. Erste Ausgabe der „Gedichte". Gewissenhafte Auswahl und geringer Ertrag. Ernüchtert vom Anarchismus durch die Eroberungssucht der französischen Republik. Gesetze auch für die Poesie gesucht; auf platonischer Grundlage. Führer einer Schule von Sonettisten, aber bedrängt von häuslicher Armuth. Mangel an dichterischer Stimmung. Galgenhumor der Satire „Feuer, Hungersnoth und Gemetzel". Noth lehrt beten. Jakob Böhme, Fox, Swedenborg. Ein Lohgerber als zeitweiliger Retter. S. 94—163.

IV. Kapitel: **In Nether Stowey. Wordsworth.** (November 1796 bis September 1798.)

Idylle mit literarischer Geselligkeit. Wordsworth als Nachbar, liebster Freund und Bruder in Apoll. Innerliche Kräftigung durch Wordsworth. Die Tragödie „Osorio"; ihr Platz in der Entwicklung des romantischen Dramas. Schiller und Shakspere als Vorbilder. Künstlerischer Fortschritt gegenüber dem „Fall des Robespierre". Dennoch von Sheridan abgelehnt. — Erneutes Wachsen der hymnischen Kraft. „Ode auf das ablaufende Jahr" (1796). Visionäre Ergriffenheit. Technischer Einfluß auf Wordsworth. Abspannung noch vor Ende dieser Periode; „Frankreich". — Zweite Ausgabe der „Gedichte". Coleridge verspottet seine eigene Ueberschwänglichkeit. Klärende Einwirkung von Wordsworth. — Erneute Blüthe der Landschaftslyrik. „An den Rev. George Coleridge". „Diese Lindenlaube mein Gefängniß". Die Phantasiethätigkeit gesteigert zum Fiebertraum. „Kubla Khan". Dichterische Ideenassociation bei auf-

gehobener Verstandesthätigkeit. Genialitätswahnsinn in der englischen Literatur. Gedämpfter Ton auch in der Landschaftslyrik seit 1798. „Frost um Mitternacht". „Lewti". „Nachtigall". „Furcht in Einsamkeit". Befruchtend für Wordsworth und Shelley. — Geßner, Wordsworth und das lyrische Landschaftsepos. „Die Wanderungen Kains". „Der alte Matrose". Entstehungsgeschichte und Nachwirkung. Der Moralzopf weggelassen in „Christabel". Reines Märchen. Nachklänge: „Die drei Gräber" und „Die Ballade von der finstern Dame". — „Der alte Matrose" erscheint in den „Lyrischen Balladen"; Kritiken. Napoleons Erfolge und Sturz der Freiheitsbewegung in England. Coleridge und seine Freunde verlieren als Dichter den Boden. Charakteristik der sog. Seeschule. Materielle Verlegenheit. Freigebigkeit der Wedgwoods. Geistiges Reisebedürfniß. Abfahrt. S. 164—242.

V. Kapitel: **Die deutsche Reise. Wallenstein.**

(September 1798 bis April 1800.)

Hamburg. Allseitiges Interesse. Besuch bei Klopstock. Studium der Umgangssprache in Ratzeburg. Lektüre Lessings. Die Kunstkritik von der Betrachtung des Einzelnen auf die des Ganzen gelenkt. Shakspere nicht bloß als Genie, sondern auch als Künstler erkannt. Fortsetzung der Lessingstudien in Göttingen. Heyne. Studium der gesammten Germanistik. Theologie, Physiologie und Kant. Umgang mit Studenten. Harzreise. Uebersetzungen und Nachahmungen deutscher Gedichte. Sehnsucht nach der Heimath. Die Fremde macht Patrioten. Rückkehr. Früchte der Reise. Conservativ gefärbte Beiträge zur Morning Post. Uebertragung des „Wallenstein". Dichternoth und Buchhändlerschwindel als Veranlassung. Anempfindung und Aneignung. Antijakobinische Kritik. Coleridge predigt Lessing und Kant. Zieht erschöpft auf das Land S. 243—283..

VI. Kapitel: **An den Seen. Krank und unstet.**

(Sommer 1800 bis Herbst 1810.)

Pracht der Gegend. Ausbleiben der Inspiration. Krankheit und häusliche Spannung. Eine poetische Freundin gefunden, gefeiert und verloren. „Niedergeschlagenheit". Abstraktes Denken als Mittel zum Vergessen; Kant. Wanderleben. Anderthalb Jahre

in Malta. Alles fremd. Admiral Ball und noch mehr Kant. Rückkehr zur Orthodoxie. Heimreise über Neapel und Rom. Geächtet von Napoleon. Abenteuerliche Flucht. In England unglücklicher als zuvor. „Grabloſe Grabſchrift". „Abſchied von der Liebe". Hilfreiche Freunde. Erſter Kurs äſthetiſcher Vorträge. Leſſing, Herder, Kant und Schiller als Lehrer. Neue Werthſchätzung Shakſperes. „Der Freund", eine Wochenſchrift, um Aeſthetik zu lehren. Moraliſche Grundlage. Ablenkung durch die Politik: 1809. Untergang und Bedeutung des Blattes. Verhältniß zu Goethes Fauſt. Politiſche und äſthetiſche Nachklänge des „Freund". „Briefe über den ſpaniſchen Aufſtand". „Eſſay über den Geſchmack". Wachſende Spuren von Geiſteskrankheit. Familienkataſtrophe.

S. 294—331.

VII. Kapitel: **In Hammerſmith und Calne. Aeſthetiſche Hauptleiſtungen.** (Herbſt 1810 bis Frühjahr 1816.)

Bei London. Einſichtige Pflege im Hauſe Morgans. Aeſthetiſche Geſpräche. Jean Paul und Maaß. Die künſtleriſche Phantaſie von der Reflexion emancipirt. Bildungskraft und Einbildungskraft, Genie und Talent. Zweiter Cyclus von Vorträgen. Vergötterung Shakſperes. Schlegel. Romantiſche und klaſſiſche Poeſie. Erfolge. Noch zwei Kurſe. Byrons Bewunderung. „Oſorio" verbeſſert, aufgeführt und beklatſcht. Von den Londoner Triumphen weg in das ſtille Calne aus Anhänglichkeit an die Morgans. Studium Schellings. Kritik Spinozas. Myſtiſche Verſöhnung von Natur und Geiſt. „Eſſays über die bildenden Künſte." Univerſalpoeſie, theoſophiſch ausgedeutet. Ausführlich dargelegt in der „Biographia Literaria". Der echte Dichter ein Weltſchöpfer im Kleinen. Anwendung auf Shakſpere und Wordsworth. Das Buch verurtheilt, die Grundgedanken ſiegreich. „Zapolya", ein Schauſpiel nach Shakſpere und Schiller auf Schellings In-eins-bildung und Napoleons Sturz. „Sybilliniſche Blätter". Zuſammenbruch von Morgans Haus. Coleridge findet ein letztes Aſyl.

S. 332—374

VIII. Kapitel: **In Highgate. Theologie.** (1816—34.)

Gillmans Gaſtfreundſchaft. Maſchinenthum und Arbeiterbewegung. Chriſtlich-ſociale „Laienpredigten". Mythiſch-religiöſe Auffaſſung der Wiſſenſchaft in der Neuausgabe des „Freund". „Eſſay

über Methode". Literarische Kränkungen. Bankerott. Verläumdet. Gezwungen zu einem letzten Kurs über Aesthetik. Briefe und Glossen. Von der Philosophie zum Volksglauben. Tieck, Tauler, Giordano Bruno, Swedenborg, anglikanische Kirchenväter. „Hilfsmittel der Betrachtung". Epochemachende Wirkung auf das englische Religionsleben. Der Fall Sterling. Carlyles Annäherung und Widerspruch. Der Fall Irving. Coleridge ergänzt sich selbst in den „Bekenntnissen eines forschenden Geistes". Philologische und historische Kritik der Bibel nach deutschen Anregungen. Wahrheit über Alles. „Ueber die Verfassung von Kirche und Staat". Rückfall auf die Jugendansichten, nur mit veränderter Terminologie. „Geschichte und Thaten von Marilian", ein Vorspiel des „Sartor Resartus". Letzte Gedichte und Verfügungen. Todt, betrauert und verherrlicht. Nicht Plagiator, sondern Eklektiker. Schlußcharakteristik. S. 375—429.

I. Kapitel.

Kinder- und Knabenjahre.

1772—90.

The future seraph in my mortal frame.
(To an Infant.)

Als Samuel Taylor Coleridge geboren wurde — es war am 21. Oktober 1772 — stand am Himmel Europas eine drohende Constellation. Die Ostmächte begannen eben die erste Theilung Polens. In Frankreich hatte das Willkürregiment seine schmählichste Stufe erreicht: der alte Ludwig XV. und die Dubarry! Selbst jenseits des Kanals war das Königthum mit Hilfe eines Parlaments von käuflichen Puppen wieder etwas despotisch geworden und sann auf Besteuerung der amerikanischen Kolonien. Auf dem Ocean war England der rührigste Sklavenhändler. Aber zugleich regte sich gegen diesen Wucher mit der politischen Macht ein kühnerer Gegenwind in der Literatur. Die Briefe des Junius weckten das Gewissen der englischen Patrioten. Rousseau stellte in demselben Jahre der gesellschaftlichen Conventionalität in seinen „Bekenntnissen" eine ebenso krasse Unumschränktheit des Ich gegenüber. Lessing enthüllte in der „Emilia Galotti" die Geschichte der Virginia in ergreifender Neugestaltung, und Goethe hatte gerade als Praktikant des bresthaften Reichskammergerichtes jene „Leiden Werthers" erlebt,

welche den Sturm und Drang zuerst durch die Welt tragen sollten. Die Bewegung, von welcher Coleridge als Dichter und als Denker im innersten Kern ergriffen wurde, die französische Revolution, lag in der Luft.

Das Städtchen Ottery St. Mary in Devonshire war sein Geburtsort. Die Kelten haben starke Spuren in der Gegend zurückgelassen; mehr als ein Hügel ist gekrönt mit Resten römischer Lager; die Sachsen leisteten im nahen Exeter den normannischen Eroberern heldenmüthigen Widerstand, und mancher glänzende Abenteurerstern des elisabethinischen Hofes, wie Drake und Raleigh, ist in der Umgebung aufgegangen. Auf diesem geschichtlich nicht uninteressanten Boden, in einem alten Pfarrhaus, neben einem großen Kamin mit gothischer Steinverzierung, stand die Wiege, und die abgewetterten Spitzbogen der schönen Ortskirche auf der andern Seite der Gasse schauten bedeutsam durch das Fenster herein.

Der Vater, John Coleridge, stammte zwar nur von einem simplen Wollenhändler in South Molton ab, hatte sich aber, wie das Bürgerthum des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, aus eigener Kraft zu einer wesentlich idealen Geistesrichtung emporgearbeitet. Als Knabe schon sah er sich aus dem Elternhaus gedrängt, weil der Bankerott eingezogen war; mittellos lag er auf der Straße, bis ihn ein Wohlthäter auflas; ein armes Mädchen heirathete ihn, bevor er in die Zwanziger getreten war; trotzdem setzte er es durch, nach Cambridge zu gehen, studirte tüchtig und wurde Geistlicher. Seit 1760 saß er in Ottery als Vikar und Vorstand des Gymnasiums. Nach dem Tode der ersten Frau heirathete er abermals, die Familie wuchs gewaltig, das Einkommen war beschränkt, er mußte auf Nebenverdienst denken, die Gicht rüttelte an

seiner Gesundheit, aber obwohl immer von materiellen Sorgen beengt, war er doch immer voll geistiger Strebsamkeit. Lehren und Predigen war ihm Profession, aber noch viel mehr Herzenssache. Er that neben seinem Gymnasium eine Privatschule auf, nahm ungefähr zwanzig Knaben in Pension, führte sie durch das Latein und Griechisch bis hinauf zu Aristophanes und Euripides, unterwies sie in Mathematik, Astronomie und Französisch: alles für sechzehn Guineen im Jahr. Er fand auch noch Zeit, Bücher herauszugeben, philosophische und theologische, voll pädagogischen und pastoralen Eifers, obwohl er natürlich als gewissenhafter Familienvater nicht die Gelegenheit versäumte, auf dem letzten Blatte seine Schule zu annonciren. Die Erziehung der eigenen Kinder und die Seelsorge wurden darüber beileibe nicht vernachlässigt. Die Begeisterung, mit der er seinen Beruf umfaßte, grenzte sogar an das Lächerliche. Die Bibel citirte er seinen Bauern gelegentlich hebräisch, um sie die wahre Stimme des heiligen Geistes hören zu lassen. Er schrieb eine „Kritische Lateinische Grammatik", gerade in Samuels Geburtsjahr, um seinen Schülern möglichst einfache und klare Regeln vorzulegen, und that darin allen Ernstes den Vorschlag, die alten Namen der Kasus durch neue, bezeichnendere zu ersetzen, z. B. Ablativ durch quale—quare—quid—Kasus; freilich nicht ohne sich selbst zu gestehen, daß es wohl beim alten „Mumpsimus" bleiben werde. In demselben Buche muthete er seinen Anfängern eine verzweifelt gelehrte Abhandlung über den Ursprung des lateinischen Alphabets zu! Eine groteske Gewissenhaftigkeit durchkreuzte sein bestes Wollen. Er empfand die Wichtigkeit der irdischen Pflichten, er bemühte sich redlich, ihnen gerecht zu werden, nur raffte ihn ein phantastischer

Zug von Weltvergessenheit immer darüber hinaus. Wer ihn kannte, schätzte die Geradheit, die Uneigennützigkeit, die Hoheit seines Charakters. Mehrere Adelsfamilien der Gegend subscribirten regelmäßig auf seine Bücher, sandten ihm ihre Kinder zur Erziehung und erwiesen ihm manchmal die Ehre ihres Besuches. Der Bischof von Exeter lud ihn gern zur Tafel. Das hinderte jedoch nicht, daß seine Schriften ungelesen, unaufgeschnitten in die Rumpelkammern wanderten, und daß sich drollige Anekdoten an seinen Namen hefteten. „Zieh' jeden Tag ein frisches Hemd an," sagte seine Frau, als er auf eine viertägige Reise ausritt, und steckte ihm das saubere Päckchen in das Felleisen. Als er zurückkam, war das Felleisen leer: er hatte treulich gehorcht und nur jeden Tag vergessen, das alte Hemd abzulegen. Er war ein wunderlicher Heiliger. Man begreift, wie der Sohn Zeit seines Lebens mit andächtiger Verehrung auf ihn zurückblicken und ihn doch mit Fieldings Parson Adams vergleichen konnte, der sich ja ebenfalls in den Wolkenhöhen der Gutherzigkeit zu bewegen pflegt, dafür geprügelt wird, so oft er einen Fuß auf den Boden der gemeinen Wirklichkeit setzt, und dabei doch immer eine anmuthende Würde beibehält.

Die irdischen Angelegenheiten des Hauses lasteten vorwiegend auf den Schultern der Mutter, und Ann Bowden war ihnen gewachsen. Ihre Vorfahren waren seit den Tagen der Königin Elisabeth Grundbesitzer in Exmoor gewesen; so klebte auch sie selbst mehr an der Erde und den Sorgen der Erde. Sie war nicht ohne Bildung; ihre Unterschrift zeigt freie und feste, obwohl nicht sehr geübte Züge. Zu ihrem Mann sah sie empor mit dem ehrfürchtigen Stolz der Pastorsfrau. Aber vor Allem zeichnete sie sich aus durch kräftige Natürlichkeit.

Welch gesunde Arbeitslust spricht aus der Verachtung, mit welcher sie vor ihren heirathsfähigen Söhnen über die „Klavierdamen" loszog! Sie hatte den Muth, ihren zerstreuten Vikar zu heirathen, obwohl er bereits aus erster Ehe drei Kinder mitbrachte. Sie schenkte ihm im Laufe der Jahre noch eine Tochter und neun Söhne, auf deren gutes Fortkommen sie fleißig bedacht war: zwei wurden abermals Geistliche, drei Offiziere, einer Arzt, die übrigen starben jung, bis auf unsern Samuel, an welchem leider in praktischer Hinsicht nicht viel Freude zu erleben war. Denn er hatte von der Mutter nur die Ungeziertheit und volksthümlichen Neigungen geerbt, vom Vater aber den ganzen verhängnißvollen Schatz transcendentalen Strebens. Als Jüngstgeborner war er ihr Liebling in der Kinderstube; später, als erwachsener Träumer, stand er in ihrer Gunst nicht sehr hoch. Sie verrieth das namentlich in naiver Weise, als er nach langer Abwesenheit und großen literarischen Thaten 1799 wieder einmal in Ottery vorsprach: die Brüder geriethen mit ihm in eine lebhafte Discussion, die Mutter, inzwischen etwas taub geworden, konnte die Worte nicht verstehen, war aber ohnedies von seinem Unrecht so durchdrungen, daß sie ihm jammernd zurief: „O, wenn dein armer Vater noch lebte, er würde dich bald überzeugt haben!"

Der Ton, der in der Familie herrschte, war eine echt englische Mischung von Freisinn und Autoritätsglauben. Rev. John Coleridge betrachtete die hl. Schrift gern vom Standpunkt der poetischen Schönheit. In seinen „Unterschiedlichen Dissertationen über das 17. und 18. Kapitel vom Buch der Richter" (London 1768) suchte er prophetische Visionen sogar physiologisch, durch zeitweilige

Hemmung der körperlichen Sinne, zu erklären. Dennoch hielt er jede Prophezeiung, jedes Wunder in der Bibel für wahr im strengsten Sinn. — In Bezug auf Literatur haßte er die abgezirkelte, nüchtern rhetorische Correctheit, wie sie Pope und der ganze Chor der Pseudoklassiker proclamirt hatten. „Künstliche Regeln", heißt es in seiner Grammatik, „beengen ein großes Genie. Ein aufstrebender Geist will keine Fesseln tragen." Gleichwohl wußte er seine Ansicht nicht anders zu vertheidigen als ebenfalls durch Hinweis auf das Beispiel der Klassiker. Er berief sich auf die metrischen Freiheiten des Homer und Vergil. Er citirte Longinus: „Das Erhabene wird mit dem Menschen geboren und läßt sich nicht lernen." Er bekämpfte die Auswüchse der antikisirenden Richtung, indem er ihr zugleich demüthig opferte. — Eine ähnliche Mittelstellung nahm er in der Politik ein. Er scheute sich nicht, den Bruderkrieg mit Amerika bald nach dessen Ausbruch, im Dezember 1776, auf offener Kanzel zu verurtheilen. So lebhaft und hinreißend sprach er, daß die Predigt auf den Wunsch der Zuhörer im Druck erscheinen mußte. Mit einem scharfen Blick nach der Hauptstadt erhob er am Schluß die warnende Stimme: „Möge ein Geist der Milde und Rechtschaffenheit unsern Staat regiren!" Aber deshalb lag ihm doch nichts ferner als ein revolutionärer Gedanke. Er war ein treuer Diener seines Königs. Er wollte nichts wissen von modernen Schriftstellern, wie Rousseau, welche von einem vorgeschichtlichen Contracte des Volkes mit dem Regenten auf gegenseitiges Wohlverhalten fabelten. Regirung war ihm nicht eine menschliche, sondern eine göttliche Einrichtung, der Krieg nicht eine diplomatische Thorheit, sondern eine Strafe des Himmels für die Lasterhaftigkeit der Zeit. Werdet

tugendhaft, und sofort wird euch der Herr wieder den Frieden schenken! Eine gesunde Aufgeklärtheit und eine kindliche Gläubigkeit flossen beständig durch einander. Der rationalistische Geist des achtzehnten Jahrhunderts rang mit einer überstarken Phantasie.

Samuel zeigte schon als Kind eine so erstaunliche Auffassungsfähigkeit, daß derlei Aeußerungen auf ihn wohl nicht ohne Eindruck blieben. Mit drei Jahren las er ein Kapitel Bibel und trat in die Volksschule; mit sechs, im Todesjahre Voltaires und Rousseaus, kam er in die erste Lateinklasse. Er war ein Wunderkind, alle alten Weiber sagten es, er selbst glaubte es und ging eigene, seltsame Wege. Während die Geschwister im Freien herumtollten, saß er neben der Mutter und las die Märchen von Tom Hickathrift, Jack dem Riesentödter und Tausendundeine Nacht, triumphirte und bettelte mit Belisar, wanderte mit Robinson Crusoe auf einsamer Südseeinsel in Kannibalenfurcht. Er spielte selten, fast nur mit sich allein, und zwar so, daß er nachmachte, was er gelesen hatte. Mit einem Stöckchen schlug er Unkraut und Nesseln zu Boden und dünkte sich einer der „Sieben Kämpen der Christenheit". Höchstens die Schwester genoß sein Vertrauen; sie schweifte mit ihm über Hügel und Auen; wir werden später in seinen Erstlingsgedichten ihrem freundlichen Erinnerungsbild begegnen. Statt in Leibesübungen mit anderen Jungen bewegte er sich in Träumen. Bald war dem Kleinen nichts mehr zu groß oder zu abenteuerlich. Ohne Verwunderung hörte er zu, wenn ihm der Vater die Sterne zeigte und von deren ungeheurer Masse und Entfernung eine Vorstellung zu geben suchte. Er meinte, die Geister greifen zu können. Als er einst in einer ansteckenden Kinderkrankheit lag, war

er erstaunt, daß ihn eine befreundete Lady nicht besuchte: „Die vier Schutzengel an meinem Bette fürchten sich doch auch nicht, das Fieber zu erben!“ Seine Verhextheit nahm endlich so überhand, daß der Vikar erschrak und die zauberhaften Bücher verbrannte. Coleridge betonte selbst, wenn er später in Freundesbriefen auf diese Zeiten zu sprechen kam, daß er all' die Einfalt und Gelehrigkeit, aber nichts von den Gedanken und Gewohnheiten eines Kindes besaß. Möglich, daß er seine Altklugheit etwas übertrieben hat. Mit vorrückendem Alter hat er ja Kindlichkeit immer mehr ersehnt und angenommen. Dichter gehören beim besten Willen zu den unverläßlichsten Autobiographen. Aber jedenfalls verrieth sein leicht bewegliches Gemüth auffallend rasch einen mystischen Zug, eine fieberhafte Einbildungskraft, einen Hang, dem geistigen Auge mehr zu vertrauen als dem körperlichen und sich beharrlich in eine Feenwelt zu versetzen, welche ihn einerseits glänzend über die Alltäglichkeit hinaushob, andererseits aber beständig in Gefahr brachte, in das Bodenlose zu fallen.

Unsanft rüttelte ihn der Tod des Vaters wach. Der anscheinend rüstige Mann erlag am 4. Oktober 1781 einem Schlagfluß, 62 Jahre alt. Die Mutter blieb zwar bis zu ihrem Ableben (1809) in Ottery. Aber das Pfarrhaus mußte geräumt werden. Bruder George, der den Unterricht des neunjährigen Samuel mit mildem Ernste fortzuführen suchte, war vorwiegend an Oxford gebunden, wo er nach drei Jahren promovirte. Die Familie gerieth in Auflösung. Da nahm sich ein früherer Schüler des Verstorbenen, der Richter Francis (später Baronet) Buller, dankbar des Knaben an. Mit seinem gescheiten, nachdrücklichen, oft anmaßenden Wesen verschaffte er ihm einen Freiplatz in der Waisenschule Christ's Hospital

in London. Dahin zog der künftige Dichter Anfang Mai 1782. Am Otter füllten sich bereits die Büsche mit frischem Grün, er aber mußte fort in die graue, geschäftige City „und sah nichts Trautes mehr als Stern und Himmel". Von der elterlichen Scholle ward er losgerissen, noch ehe „die Seele sich mit erster Heimathsliebe festgewurzelt", und doch hatte er schon zu viel idyllisches Landleben genossen, um sich je als Städter zu fühlen. Dort machten ihn äußere, hier subjektive Gründe zum Fremdling. Es muß als ein wichtiger Umstand für seinen innern Werdeproceß hervorgehoben werden, daß er bereits als Schuljunge nicht mehr wußte, welchem Fleck Erde er eigentlich angehörte.

* * *

Acht Jahre blieb er in London, auch während der Ferien. Die ersten zehn Wochen verflossen ihm nicht unangenehm. Ein mitleidiger Onkel führte ihn von einem Kaffeehaus in das andere, ließ ihn von der ganzen Bekanntenschaft anstaunen und machte dadurch seine Verhätschelung perfekt. Um so peinlicher war der Umschwung, als ihm am 17. Juli das alterthümliche Thor des Waisenhauses aufging. Er kam plötzlich mit der Strenge des Lebens in Berührung. Unter harter Zucht hatte sein Genie die ersten zarten Zweige zu treiben; denn die Anstalt verfolgte ein ernstes Programm mit einschneidenden Maßregeln: wie diese auf ihn wirken, ist die Hauptfrage der Knabenzeit.

Christ's Hospital, ursprünglich ein Franziskanerkloster, bewahrte aus jener Zeit eine Reihe ascetischer Traditionen. Die Tracht der Zöglinge war, und ist noch, ein kuttenartiger dunkelblauer Rock mit ledernem Gürtel und weißem Predigerslip, ohne Kopfbedeckung. Die Kost

war von mönchischer Frugalität. Zum Frühstück gab es einen Holzbecher mit Dünnbier, sorgsam noch mit Wasser verdünnt, aus einem übelriechenden Lederkrug; zu Mittag nur jeden zweiten Tag Fleisch; Abends etwas Milch mit Brot und Käse oder Butter. Der Leichtsinn der Dienstboten erhöhte die Abtödtung. Körbe voll schleppten die Mägde zum Thor hinaus, und der Verwalter, so stattlich und gutmüthig er sich präsentirte, schaute zu (Lambs Essays). Das bischen Fleisch war oft so zäh oder verbrannt, daß es des schärfsten Hungers spottete. Wer nicht von Haus aus unterstützt wurde, blieb ungesättigt. Coleridge besaß wohl seinen eitlen Onkel, der ihn Anfangs an Ferialtagen zu Tisch lud, bald aber des Blaurocks vor seinen Gästen sich schämte und ihn wegbleiben ließ. Unser Appetit, klagte später der Dichter, wurde betäubt, aber nicht befriedigt; nur einmal die Woche konnten wir uns satt essen, am Mittwoch, wo das Menu aus Reismilch und Butterbrot bestand. Nicht einmal für Reinlichkeit war hinreichend gesorgt. Je zwei hatten in einem Bett zu schlafen. Vier und fünf mußten sich aus einem Gefäße waschen, bis eines Tages eine Augenkrankheit zu grassiren begann. Die weißen Handtücher, welche über den Betten hingen, aber nur als Augenweide für den Fall einer unvorhergesehenen Visitation, waren das Gespötte der Jungen. Dafür wurde gebetet wie in einem wirklichen Kloster, Morgens und Abends, vor und nach jeder Mahlzeit, auch zweimal am Sonntag die Kirche besucht und bei gewissen Anlässen noch Extrapredigten gehört. In der Kirche hatten die Knaben als Spiegel der Andacht zu figuriren, sie knieten auf dem Boden, hielten große Gebetbücher in der Hand und wurden vom Verwalter und der Oberköchin beauf-

sichtigt. Derlei Strenge der Vorgesetzten in Bezug auf äußere Frömmigkeit war um so gehässiger, als sie mit der laxen Erfüllung ihrer Pflichten so wenig übereinstimmte. Wenn das Evangelium vom ungerechten Verwalter verlesen wurde, wandten sich Aller Köpfe demonstrativ auf den gebrandmarkten Uebelthäter (Leigh Hunts Autobiographie). Die mittelalterliche Kasteiung, welche die Franziskaner freiwillig zur Förderung ihres religiösen Eifers gepflegt hatten, brachte, wenn auf hilflose Weltkinder forcirt, eine stille Widersetzlichkeit und eine religiöse Gleichgiltigkeit mit sich, gegen welche das Schulcomitee einige Jahre später eine regelrechte Mission in Form von Abendpredigten einleiten ließ.

Die Disciplin wurde aufrecht erhalten durch handgreifliche Mittel, welche wie eine humanistische Anlehnung an Sparta aussehen. Die Lehrer prügelten, die Monitoren prügelten, eigene Büttel prügelten die wehrlosen Waisen. Die Aufseher in den Schlafsälen holten in der kältesten Winternacht wegen einer geringfügigen Ruhestörung ein halb Dutzend Knaben aus den Betten und prügelten sie. Sogar die Schüler der obersten Klassen stellten nicht aus, wenn ihnen ein jüngerer zufällig im Wege stand, sondern rannten ihn ruhig nieder, als verstünde sich das von selbst. Die Strafen waren oft ungerecht, aber klagen nützte nichts. Auf Weglaufen standen Carcer und Lederpeitsche. Noch 1877 beging ein armer Deserteur, der das Verfahren kannte, lieber Selbstmord, als es durchzumachen, und veranlaßte dadurch eine Correspondenz in der Times, welche wahrhaft schauerliche Enthüllungen zu Tage förderte.

Andrerseits trug wieder vieles dazu bei, das Selbstgefühl der Zöglinge zu heben. Es war die größte Schule

dieser Art im Lande, und sie hatte eine Geschichte, welche seitdem mehr als eine Feder angelockt hat (W. Trollope 1834, J. J. Wilson 1842, a blue 1877). Ein königlicher Waisenknabe, Eduard VI., hatte das Kloster in ein Institut verwandelt, sein Bild und Wappen zieren das Haus, seit seiner Zeit genossen die Blauröcke an ihren zwei wöchentlichen Vakanztagen freien Zutritt zum Tower, zur Westminster-Abtei, zu St. Paul's, um sich an der ruhmvollen Vergangenheit der Nation zu begeistern. Der Lord Major ließ sich von ihnen bei der Bürgerprocession um Ostern wie von Pagen begleiten, bewirthete sie mit Thee und beehrt jetzt noch alljährlich die Anstalt mit seinem Besuche. Der Mönchscharakter der Tracht ist durch gelbe Strümpfe und glänzende Metallknöpfe durchbrochen; man kann sie zur Hälfte als Livree bezeichnen. Das stattliche Gebäude, die hohen Fenster, die bildergeschmückte Halle, die weiten Höfe zum Ballspiel geben der Schule ein stolzes Aussehen. Der Hauptverkehr vom Westen Londons zur City wälzt sich in unmittelbarer Nähe vorüber und erzählt vom Geschäftstreiben der weiten Welt. Findlinge und Söhne von Bedienten wurden nicht aufgenommen; der dritte Theil der siebenhundert Pfleglinge bestand aus Predigersöhnen gleich Coleridge; er mußte fühlen, daß er sich in einem vornehmen Waisenhaus befand. Zugleich herrschte unter seinen Kameraden eine selbstbewußte Gleichgültigkeit gegen Unterschiede der Geburt, ein soldatenhafter Korpsgeist, eine gravitätische Anhänglichkeit an alte Gebräuche, beträfen sie auch nur die hölzernen Teller oder den ledernen Bierkrug. Die Bürger erwiesen dem Blaurock auf der Straße freundliche Achtung; sie kamen auch in der Fasten gern in das Institut zu den öffentlichen Abendessen, um die frischen

Anthems der jugendlichen Stimmen zu hören; sie stellten sich am Mathäustage scharenweis zur Preisvertheilung ein und lauschten mit dem Beifallslächeln der Unwissenheit auf die griechische Deklamation. Am imposantesten endlich war die Ceremonie, wenn einer der Schüler gestorben war: da versammelten sich alle Knaben Nachts im Hofe der Krankenabtheilung, nahmen brennende Fackeln zur Hand und folgten dem Sarge mit schwerem Psalmengesang durch die hallenden Kreuzgänge. Abhärtung für den Körper, aber aufwärts das Auge: das war das Maxim; und wäre es redlich und liebevoll ausgeführt worden, so könnte man es, besonders für elternlose Kinder mit geringen Lebensaussichten, nur heilsam nennen.

Der Unterricht war verschieden, je nach Anlage und Berufswahl. Der Neuling kam zuerst in die Vorbereitungsanstalt nach Hertford, zwanzig Meilen außerhalb der Stadt, wo er mit dreihundert Kameraden in die Leseschule ging. Coleridge blieb dort nur sechs Wochen; er hatte offenbar schon gute Kenntnisse mitgebracht. In die Centrale zurückgekehrt, konnte er entweder die Schreibschule besuchen, um sich auf eine kaufmännische Laufbahn vorzubereiten; oder die mathematische Abtheilung, welche zum Seedienste führte; oder die Lateinschule. Als Predigersohn wandte er sich naturgemäß der letzteren zu. In der unteren Klasse fand er sich mit ungefähr hundertfünfzig Schicksalsgenossen unter einem ziemlich bequemen Lehrer. Rev. R. Field war ein Damenheld, trug sich etwas stutzerhaft und hatte sich sogar als schöngeistiger Literat in einem Drama „Vertumnus und Pomona“ versucht, das aber zu klassisch war, um aufgeführt zu werden. Er zeigte sich spät am Morgen und verschwand früh am Abend, überließ auch

manchmal die Jungen für einen Tag ganz sich selbst. Bei ihm dauerte es zwei Jahre, bis man die verba deponentia bewältigte. Mit unermüdlicher Geduld hörte er das immer wiederkehrende dominuses seiner Pflegebefohlenen. Das Stöckchen schwang er wie eine Lilie und mit einem Gesicht, als ob er Medizin einnähme. Da war nicht viel zu gewinnen, und Coleridge mit seinem frühreifen Interesse rannte bald dem langsamen Lehrgange voran. Einer der älteren Schüler, welchem nach der Sitte des Hauses das Aufsichtsrecht über die Lektüre der jüngeren zustand, Thomas Middleton, fand ihn eines Tages während der Spielzeit in einem Winkel sitzen, weltvergessen, mit offenen Kniebändern und halbangezogenen Schuhen, ganz in den Vergil vertieft, als ob es ein Roman wäre. Sofort erfuhr es der Oberlehrer und nahm den Fleißigen in seine höhere Klasse herüber (1783). Da herrschte ein strammerer Ton, da gab es die tiefsten Eindrücke.

Rev. J. Boyer — die Schreibung Bowyer in Coleridge's „Biographia Literaria" wird durch keines der zeitgenössischen Dokumente bestätigt — war ein Mann des resoluten Hausverstandes. Er war sich der diametralen Verschiedenheit von seinem weichen, geschniegelten Collegen mit Stolz bewußt, ließ ihn auch gelegentlich in feiner Weise seine Geringschätzung merken. Kurz, dick, mit grausamen Aeuglein, grauen Strümpfen und schwarzem, eng anliegendem Predigerrock, aus dessen kurzen Aermeln die großen Hände vorsprangen wie stets bereit zum Zuhauen, gefiel er sich in tyrannischer, ja roher Strenge. Bei ihm regnete es Prügel. Er soll eine eigene Manier gehabt haben, seine Opfer unter dem Kinn und an den Ohrlappen zu kneipen, bis das Blut kam (L. Hunts Auto-

biographie). Schlimmer noch war es, daß er nur zu oft nach Laune drein schlug. Die Anekdote von seinen zwei Perücken, der glatten und der wüsten, von welchen die eine einen bessern, die andere einen besonders wüthenden Tag verkündigte (Lamb), ist nicht so aus der Luft gegriffen. Auf Coleridge mit seinem schwarzen Haar und großen Körper hatte es dieser schöne Schulmeister besonders abgesehen; er gab ihm manchen Extrahieb, „weil du ein gar so häßlicher Kerl bist" (Gillman, Leben von Coleridge 1838); vielleicht auch weil dessen ebenso talentirtes als zerfahrenes Wesen eine außergewöhnliche Zucht zu erfordern schien. Wer Lieblosigkeit sät, ärntet Haß. Der Knabe faßte eine tiefe Abneigung gegen den Schultyrannen, welche er nie ganz abzulegen vermochte. „Alt Jimmy Boyer ist endlich gestorben", schrieb ihm Lamb 1814; „lege deine Animosität gegen Jimmy in das Grab". Und trotz der Ruhmeshymne, welche ihm Coleridge alsbald in der „Biographia Literaria" als Verstandesmenschen nachsang, erschien ihm noch im Alter oft der „finstere Präceptor" in quälenden Träumen.

Aber der Mann war auch streng gegen sich selbst. Pünktlich hielt er die Unterrichtsstunden ein, scharf paßte er auf jedes Wort, auf jede Flexion. Das Schulcomitee zollte ihm hohe Achtung durch wiederholte Geschenke und Auszeichnungen. Die Schüler seiner Klasse, Deputy-Griechen genannt, ungefähr vierzig an der Zahl, gelangten zitternd und seufzend zu ausgezeichneten Kenntnissen in der lateinischen, griechischen und hebräischen Grammatik, übersetzten das neue Testament aus dem Stegreif, sagten ihren Homer, Vergil und Horaz auswendig her, dichteten Hexameter und Pindarica. Realien waren vernachlässigt, ein einziges Mal in der Woche hospitirte die Klasse in

der Mathematikschule, nicht allen war die Einmaleinstafel geläufig, Geschichte wurde gar nicht tradirt, aber diese Mängel lagen im Lehrplan und nicht bei Boyer. Er strebte vielmehr, ihnen nach bestem Wissen abzuhelfen. Speziell für die Nationalliteratur setzte er sich mit löblichem Eifer ein und gab dadurch Coleridge frühzeitig Anlaß, in poetischen Dingen zu einer mehr als dilettantischen Einsicht vorzudringen.

Schon 1784 stellte er dem Comitee vor Augen, welch großer Vortheil es wäre, wenn auch englische Grammatik in den Lehrplan aufgenommen würde; und so geschah es. Drei Jahre später kam er abermals ein: seine Schüler hätten hinreichend Gelegenheit, die alten Autoren zu studiren; aber die englischen seien ihnen unerreichbar und würden doch „unmerklich ihr Denken und Herz verbessern, und sie gewöhnen, die gemeinen, nichtssagenden, für beide verderblichen Produkte zu verachten"; er habe bereits fünfzehn Guineen zur Gründung einer englischen Bibliothek von einstigen Schülern zusammengebracht; das Comitee möge einen Zuschuß gewähren. In der That wurden ihm fünf Guineen im Jahr bewilligt (aus den Protokollen). Die ersten Bände kamen also noch rechtzeitig für Coleridge in die Klasse. Aus der Zahl der Bücher, die Boyer anschaffte, ergiebt sich freilich, daß er noch ganz in der antikisirenden Richtung befangen war. Schlägt man im Kataloge der Bibliothek, gedruckt 1874, die lyrischen und epischen Dichtungen nach, welche aus Coleridges Zeit stammen, so findet man weder Spenser oder Daniel, noch Percy, Chatterton, Cowper oder Burns, sondern nur die Sammlung der englischen Pseudoklassiker, welche Bell 1777–92 herausgab, von Cowley und Milton bis herab zu Gray und Churchill; dazu deren Lebens-

beschreibungen von Dr. Johnson und den ebenfalls von Johnson „verbesserten" Shakspere. Von kritischen Werken über Poesie sind die gleichgearteten „Vorlesungen über Rhetorik und Belles Lettres" von H. Blair vorhanden. Freie Phantasie, romantischer Schwung war offenbar nicht Boyers Sache. Sein Geschmack war autoritativ, pedantisch, mechanisch, wie sein Aussehen. Nicht umsonst trug er immer einen Zollstock in der Tasche herum. Die Anthems, die er manchmal ex officio zu dichten hatte, kreischten. Er verlangte von einem Poeten vor allem verstandesmäßige Correctheit und keine decorativen Gaukeleien. Darum lehrte er bei der Interpretation, wie ihm Coleridge in der „Biographia Literaria" dankbar nachrühmte, den einfacheren Homer und Shakspere höher achten als den rhetorischeren Vergil oder Milton, und Vergil wieder höher als den Schwulst der silbernen Latinität. Darum wetterte er, wenn seine Schüler ein und dasselbe Geschichtchen, z. B. Alexander und Klytus, in uncharakteristischer, pompöser Weise als warnendes Exempel für verschiedene Laster anführten, für Stolz, für Jähzorn, für Trunksucht. Er sah es gern, wenn sie den zusammengeborgten Bombast moderner Odendichter verspotteten. Wehe, wenn sie selbst es wagten, mythologische Gemeinplätze in ihre Schulverse hineinzuziehen: „Muse, Jungens, Muse? Eurer Köchin Tochter meint ihr wohl. Pierische Quelle? O ja, die Pumpe im Hof vermuthlich". Classicismus mischte sich bei ihm mit common sense: die rechte Grundstimmung der Johnsonschen Zeit.

Ueber religiöse Fragen dachte Boyer ebenfalls orthodox mit einer starken Neigung zu verstandesmäßiger, praktischer Nüchternheit. Er kaufte die „Beweisgründe der

christlichen Religion" von J. Beattie neben den rationalistischen Geschichtswerken von Gibbon und Hume. Er gehörte wohl zu der platt utilaristischen Partei, welche damals in der anglikanischen Kirche herrschte und in W. Paley ihren schriftstellerischen Wortführer fand. Paleys „Principien der moralischen und politischen Philosophie" (1787) stehen auch in der Bibliothek, und mit einem Auszug daraus verdiente sich ein Schüler von Boyer, C. V. Le Grice, einige Jahre später die literarischen Sporen.

Diese Ansichten bemühte sich Boyer nach Möglichkeit auf Coleridge zu übertragen. Zwei Jahre drillte er ihn als Deputy-Griechen; dann erkor er ihn einsichtsvoll für das Stipendium, mit welchem Christ's Hospital alljährlich seinen besten Zögling als Exhibitionist auf die Universität sandte. Coleridge zählte jetzt zu den Griechen, blieb als solcher noch vier Jahre unter Boyers Ruthe und bildete mit den drei oder vier ähnlich Bevorzugten der benachbarten Jahrgänge eine eigene Klasse. In seinen Studien änderte sich wenig; er hatte nur eine Reihe schwererer Autoren zu lesen, welche stets als höchste Stufen humanistischer Bildung galten: Tacitus, Demosthenes, griechische Tragiker; dazu den hebräischen Psalter. Aber viel mehr Freiheit genoß er fortan in Bezug auf Lektüre, Ausgang und Meinungsäußerung. Jetzt zeigte sich auch bereits der Effekt, den die strammen Erziehungsmittel von Christ's Hospital auf ihn hervorbrachten.

Nichts weniger, als daß sich Coleridge in der gewünschten Richtung entwickelt hätte. In allen Dingen fühlte er sich eher auf die entgegengesetzte Seite gedrängt. Allzu scharf macht schartig. Sein Körper wurde nicht ab-

gehärtet, sondern geschwächt. Andere mochten die unzureichende Kost ertragen; sie konnten am New-River einen ganzen Ferialtag mit Baden verbringen, in den Kleidern durch das Wasser schwimmen, in der Sonne sich trocknen lassen und dann ausgehungert zum spärlichen Abendbrot heimkehren, ohne Schaden zu nehmen. Als es Coleridge versuchte, erfolgte ein rheumatisches Leiden, zu welchem er wohl von seinem Vater die Anlage geerbt hatte, und bannte ihn für ein halbes Jahr in das Krankenzimmer (1789). Was seelische Fähigkeiten betrifft, erstarkte sein Stolz so wenig, daß er, wäre es auf ihn allein angekommen, Schuster geworden wäre; allerdings einer wie Jakob Böhme oder Hans Sachs. Er hatte sich bereits einem Meister in der Nachbarschaft angetragen, weil er gutmüthig war und eine gutmüthige Frau hatte; der Schuhkünstler meldete sich auch bei Boyer um den neuen Lehrling; der aber warf ihn ohne Umstände zur Thüre hinaus. Vollends widersprach die kluge, abgemessene Regelmäßigkeit, welche Boyer in literarischer und philosophischer Hinsicht vertrat, seiner Märchenphantasie. Eine starke Individualität läßt sich durch äußeren Druck nicht umbilden, sondern bildet sich nur um so hartnäckiger heraus. Coleridge fand nach außen für seine Träume kein ansprechendes Entgegenkommen, keine eingehende Zurechtweisung; um so mehr widmete er ihnen sein ganzes Innere. Oft saß er vor dem glimmenden Kaminfeuer und dachte an das Heimatstädtchen, den grauen, schläfrigen Kirchthurm und dessen langes, dumpf aufregendes Geläute, „des armen Mannes einzige Musik", bis es ihm wie wirkliche Glockentöne auf das Ohr fiel, wie artikulirte Ahnungen der Zukunft. Oft hielt er in der Schule die Augen zum Schein auf das verschwimmende Buch

geheftet, während der Geist nachtwandelte und bei jeder Bewegung der Thüre Landsmann oder Schwester zu sehen erwartete. Oder er lag auf dem Bleidach des Hauses und starrte in die segelnden Wolken, indes unten im Hofe die Ballspieler lärmten. Auf der Straße konnte er sich so lebhaft in die Situation Leanders versetzen, daß er bei hellem Tage dessen Schwimmbewegungen wie im Schlafe nachahmte. Ein Herr, mit dessen Rocktaschen er dabei in verdächtige Berührung gerieth, faßte ihn zuerst als Dieb, ließ sich aber bald aufklären, fand an dem seltsamen Knaben Gefallen und abonnirte ihn in einer Leihbibliothek. Fortan kann man Coleridge, wenigstens was englische Werke betrifft, gar nicht mehr eine zu abgelegene Lektüre zutrauen. Er wußte sich jeden Tag aus dem Hause zu stehlen, um seine zwei Bände zu holen, bis er die Bücherei geradewegs durchgelesen hatte, von der A-Seite des Katalogs bis zum Z. Je mehr Hunger, desto lebhaftere Phantasiebilder; je mehr Prügel, desto rastlosere Grübelei.

Im Vordergrund seines Interesses stand während der ersten Jahre seines Griechenthums neuplatonische Metaphysik. Seit Dezennien galt Platoniker für gleichbedeutend mit Schwärmer. Die Leute fühlten sich durch Newton und Locke, durch Experiment und Erfahrung, so gescheit, daß sie der divinatorischen Ideen entrathen konnten. Sie waren so befangen in ihrem neuen Reichthum von Detailkenntnissen, daß sie das Streben eines naiveren, aber hohen Geistes nach Gesammterkenntniß nicht verstanden. Wenige hatten die Einsicht und den Muth, gegen den Strom zu schwimmen. Einer, und nicht der letzte unter diesen Wenigen, war W. Taylor, der Platoniker genannt, ein warmherziger, etwas leichtgläu-

biger Denker, der in stiller Zurückgezogenheit, ermuntert und unterstützt von einer kleinen Gemeinde edler Freunde, ganz für die Verbreitung antiker Weisheit lebte. Gerade in diesem Jahre (1787) gab er eine Schrift heraus, „Plotinus über das Schöne oder eine freie Uebertragung von Enneade I Buch VI", welche wahrscheinlich Coleridge in die Hände fiel; denn mit fünfzehn Jahren, wie er selbst bezeugt, verwickelte er sich in Plotinus. Die alten Originalausgaben oder lateinischen Uebersetzungen, deren jüngste aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stammte, dürften ihm ebenso schwer zugänglich, als hart verdaulich gewesen sein. Taylors Büchlein dagegen lag ihm nahe und war durchaus faßlich geschrieben. Der Uebersetzer spottete in einer flammenden Einleitung über die Schalheit der modernen Philosophie, welche nur auf Schmelztiegel und Luftpumpe schwöre, stellte Plotinus auf Grund seines Biographen Porphyrius als einen Wundermann hin, der vier Mal mit der Gottheit vereinigt war, und versprach, den Kern der ägyptischen und eleusinischen Mysterien zu enthüllen: welche Anziehung für einen visionären Gymnasiasten! Noch mehr mußten ihn die Ansichten des Plotinus selbst fesseln. Hatte Plato die Schönheit in das harmonische Verhältniß der Theile unter einander und zum Ganzen gesetzt, so fügte sein nachchristlicher Schüler ein mystisches Element hinzu. Schön ist, sagt er, was an die Gottheit reicht. Nicht blos die Form, sondern auch die Substanz, die Theile selbst, haben an ihr zu partizipiren. Und auch der Mensch, der das Schöne voll und unmittelbar schauen will, muß sich ihr möglichst nähern. Streift daher ab die körperlichen Begierden, vergeßt die irdischen Sorgen, fühlt euch hienieden als „unfreiwillige

Verbannte gleich Odysseus"! Was wir sehen und greifen, die Materie, ist nur ein Phantom, nur ein Schatten des wahren Seins. Geht auf in reinem Intellekt, in der Vollendung des Guten, in der Intuition der Gottheit! — Für einen Dichtergeist, geboren, um die Schönheit zu verehren und nachzuschaffen, mußte das ein Evangelium sein. Er dürstete nach ihr und sah sich doch von lauter rauhen Vorgesetzten und mürrischen alten Mägden, von grauen Mauern und qualmenden Schornsteinen umgeben. Er mußte entbehren und entsagen, aber in diesem Licht erschien es nicht mehr als Kränkung, sondern als Befreiung vom Gemeinen, als Angleichung an das Allerhöchste. Ihm waren bereits, wie die Leander-Anekdote zeigt, die Gedanken mehr wirklich als die Dinge. Gern übersah er ob all dem die logische Vagheit, mit welcher Plotinus, viel mehr noch als Plato, das Schöne stets mit dem Guten und Wahren zusammenwirft. Ihm war es in der That das höchste Gut und die realste Existenz. Auf die Nüchternheit Boyers und der orthodoxen Philosophie überhaupt schmeckte ihm die schwärmerische Dumpfheit wie ein angenehmes Gegengift. Seine Aesthetik bekam gleich im Anfang eine theologisch-mystische Spitze und hat sie auch nie mehr ganz abgestreift, er ist insofern zeitlebens Platoniker, oder richtiger Plotiniker, gewesen.

Daneben hatten sich auch bereits einige poetische Versuche schüchtern hervorgewagt. Seine ersten Reime waren ein Stoßgebet zum Himmel, verfaßt zu Anfang der Londoner Zeit, als er an Krätze und anderen Schmarotzern laborirte (bei Gillmann); sie sind jämmerlich im vollen Sinn des Wortes und beweisen nur von neuem, daß niemand gelehrt vom Himmel fällt. Genug davon. — Noch vor seinem fünfzehnten Jahre folgte ein be-

deutenderes „Fragment“, welches Freiligrath am Eingang seiner vortrefflichen Auswahl (bei Tauchnitz) aus einem Notizbuch des jungen Dichters mitgetheilt hat. Es besteht nur aus sechs Versen, jambisch, ungereimt, ohne Ueberschrift, kündet aber bereits an, für welches Gebiet der Poesie er am meisten prädestinirt war. Ex ungue leonem! Die Landschaftsdichtung war es, in welcher England seit mehr als einem Jahrhundert, trunken von den Entdeckungen Newtons und seiner Schule, die reichste Production entfaltet hatte: mehr beschreibend bei Denham, Thomson, Goldsmith, Cowper; mehr lyrisch besonders bei Milton und Gray. Hierin war Coleridge auch durch die weiche Schönheit seines Heimathsgaues mit den lebendigsten Vorstellungen ausgestattet: feuchte Lüfte, welche stimmungsvoll wechselnd von der nahen Küste herüber ziehen, feine Lichter auf dem langsam dahinfließenden Otter, schwere Weidendickichte in der Niederung, sehnsuchtweckende Ausblicke über die sanft geschwungenen Höhen. Solche Erinnerungen liegen offenbar der genannten Skizze zu Grunde: Schatten kriechen über das Wasser, Weiden sind in die Wiesen gestreut, der Tag ist schwül, und wenn ein Lufthauch über die Auen weht, „fängt ihn der Hirsch mit hoher Stirne und setzt ab im Grasen“. Es ist Beschreibung, aber aufgelöst in Lyrik, in einen süßen Trauerton, wie ihn Milton im „Penseroso“ bei Schilderung des Nachtigallenliedes — sweetest, saddest — klassisch vollgeprägt hatte. Miltons Einfluß ist sogar direkt nachweisbar: der Abendstern guckt durch „eine flockige Wolke“, wie der Mond im „Penseroso“ V. 72. Doch zugleich ist dessen plastische Objektivität vertauscht mit einer malerischen Subjektivität, wie sie seine Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert, speciell Gray, ausgebildet hatten. Es ist

nicht Miltons, sondern Grays Manier, wenn Coleridge von seiner eigenen „schönen Hoffnung" redet, und wenn er darauf einen sentimentalen Seufzer ausstößt, als müßte der Mensch immer und immer nur resigniren. Er hat von vornherein den Hauptführer der Landschaftslyrik vor Augen gehabt, aber sich doch mehr an den zeitgenössischen Vermittler angeschlossen.

Platonismus, kaum aufgetreten, gab dann seiner Poesie höheren Schwung. Mit fünfzehn Jahren übersetzte er die griechischen Hymnen des Synesius. Leider ist nichts davon erhalten als die nackte Thatsache in einer Anmerkung der „Biographia Literaria"; wie viele andere Jugendgedichte mögen vollständig verloren sein! Aber schon die Wahl der Aufgabe ist charakteristisch. Mit erstaunlicher Buntheit warf dieser Bischof des vierten Jahrhunderts christliche und plotinische Anschauungen durcheinander. Wenn Jehova auf die Erde niedersteigt, so jubeln nicht bloß die Engel und Heiligen, sondern auch Hesper, Cynthia, Titan und die „zahllosen Dämonen der Luft". Fromme Gebete mischen sich mit dem halb pantheistischen Verlangen, zu Gott, zum Vaterstrom, zum urverwandten Licht zurückzukehren. Wie kraus mag es erst im Kopfe des schönheitsverwirrten Uebersetzerjünglings ausgesehen haben! — Im nächsten Jahr (1788) entstand ein einheitlicheres Gedicht von ihm selbst, das älteste, welches er der Veröffentlichung würdigte (Pickerings Gesammtausgabe I 28):

Wirkliche und eingebildete Zeit.

Auf einer weiten, ebnen Bergesstätte,
(Ich weiß nicht wo, doch war's im Feenland)
Lief, straußengleich die Flügel ausgespannt,
Ein Bruder mit der Schwester um die Wette.

Wie lieblich beide Kinder!
Sie ist um viel geschwinder;
Doch rastlos laufend hält sie rückgewandt
Das Antlitz stets und sieht und horcht auf ihn:
Denn, ach, ihm fehlt das Licht!
Auf Kies und Rasen tritt er gleich dahin,
Und ob er vor, ob hintan, weiß er nicht.

Der Einfall, die beiden Zeiten zu sondern und dabei doch als Geschwister zu denken — ominöses „Objekt und Subjekt" seiner alten Tage! — verräth eine frühreife Abstraktionsfähigkeit. Daß die Wirklichkeit blind, daher scheinbar gefühllos gegen den Weg ist und stets hinter der Einbildung zurückbleibt, steht mit platonischen Prinzipien in naher Verwandtschaft; es nimmt sich zugleich wie eine Prophezeiung seiner eigenen Zukunft aus. Aber mit den bloßen Philosophemen war Coleridge von allem Anfang an nicht zufrieden. Er wollte lebendige Gestalten. Er machte die Wirklichkeit zu einem Knaben gleich ihm selbst, die Einbildung zu einem Mädchen gleich seiner Schwester, und ließ die beiden auf einem Berggipfel wettlaufen wie es wohl in Ottery öfters vorgekommen war. Er schwelgte gern in übersinnlichen Allgemeinheiten, aber um sie individuell zu versinnlichen Der Bilderreichthum und die Dämonenlehre der Neuplatoniker waren für ihn sicher mächtige Magnete.

Boyer verfehlte nicht, die Gemüthsüberschwänglichkeit seines Zöglings kräftig zu mißbilligen. „Der empfindsame Narr!" pflegte er von ihm zu sagen. Gegen das Dichten hätte er nichts gehabt, nur vernünftig sollte es sein. Er suchte sogar seine Zöglinge auf englische Oden und Satiren zu drillen, stellte ihnen Aufgaben und ließ die Arbeiten, welche ihm gefielen, in ein eigenes Buch einschreiben. Auch Coleridge mit seiner proteus-

artigen Anempfindung lieferte ihm manchen Beitrag. Er verfaßte ein „Anthem für die Kinder von Christ's Hospital“ (1789), welches von Dankbarkeit strotzt und dieselben vermeintlich pindarischen Strophengebilde, denselben Ueberschuß an Personifikationen und Metaphern aufweist, wie die Jugendhymnen von andern Schülern Boyers, z. B. von Middleton und L. Hunt. Er persiflirte die verliebte Tändelei der zeitgenössischen Anakreontiker in kleinen, komischen Heldengedichten, von welchen eines, „Julia“ oder „Der Schoßhund“ betitelt (1789), in der That in das Ehrenbuch Aufnahme fand. Der Galan bringt darin seine Werbung in den zierlichsten Worten mit sichtlichem Erfolge vor, bis er sich im Eifer auf den vierfüßigen Liebling der Dame kniet und alle Chancen verscherzt. Der Stoff, die eingeflochtene Sylphenmaschinerie, der heroische Vers erinnern stark an Popes „Lockenraub“. Aber derlei Versuche ließen sein Herz kalt, sie machten ihm das Unbefriedigende des pseudoklassischen Stils erst recht fühlbar, sie verleideten ihm noch mehr die vorgeschriebene Tonart, und wenn er auch nicht in aktiven Widerstand ausbrach, so verfiel er doch in elegische Widerspänstigkeit. Hunt, der kurz nach seinem Abgang in das Institut eintrat, daher gewiß aus verläßlicher Tradition schöpfte, schilderte ihn (in der Mitte der Neunziger Jahre) als „klagseligen Coleridge“.

Einen Rückhalt gegen Boyer gewann er allmählich an einigen heranwachsenden Kameraden. Da war zuerst Thomas Middleton, ein Gentleman schon im Waisenhaus, sowie später auf dem Bischofssitz von Calcutta, ein milder, anspruchsloser Freund (geb. 1769), der ihm bis zu seinem Weggang auf die Universität (1788) mit väterlicher Fürsorge beistand. Für ihn rückten nach

und nach die jüngeren Griechen ein: Robert Allen (absolvirt 1792), ein lustiger Bursch mit herzlichem Lächeln und so hübsch, daß ein Weib auf der Straße, dem er im Vorbeirennen den Korb umwarf, vom Fluchen in Segenssprüche überging, sobald sie ihm in's Gesicht sah; Charles Valentine (bis 1792) und Samuel Le Grice (bis 1794), zwei Brüder voll Spitzbüberei, welche noch auf der Universität wegen ungezogenen Benehmens wiederholt gestraft wurden; der offenherzige Frederick Franklin (bis 1793), der mit der Zeit in den Lehrkörper der Anstalt übertrat; und Samuel Favell (bis 1795), ein stolzer Geist, treu, muthig und zartsinnig, ein Sänger heiterer, gar nicht übler Verse, der sich noch nichts träumen ließ, wie jung er auf dem Schlachtfeld von Salamanca verbluten sollte. Endlich stand ihm Charles Lamb nahe, kurz nach ihm (am 9. Oktober 1782) eingekleidet und kurz vor ihm (am 23. November 1789) entlassen, ein unscheinbares, schwächliches, um drei Jahre jüngeres Londoner Kind, aber mit treffendem Witz und sonnigem Herzen, ein langsam reifendes und schließlich überraschendes Talent, in welchem damals noch niemand den einstigen Autor der „Essays von Elia" ahnte. An diesem Kreise hatte Coleridge aufmerksame Zuhörer für seine platonischen und poetischen Ergüsse. An ihnen übte er zuerst jene Fähigkeit zu conversiren, oder eigentlich zu monologisiren, welcher er zeitlebens seine durchschlagendsten Erfolge verdankte. Verwundert lauschten sie dem inspirirten Mitschüler, dessen Armenkleidung so seltsam abstach von seinen hochfliegenden Ideen. Häufig gab es auch hitzige Wortgefechte, besonders mit dem älteren Le Grice, der mehr opportunistisch dachte und weniger pathetisch sprach, so

daß die Beiden mit Ben Jonson versus Shakspere, spanische Gallone versus englische Schaluppe verglichen wurden. Aber was immer für Meinungsverschiedenheiten unter ihnen herrschten: der Freiheitsdurst war allgemein. Favell leistete einmal Boyer, der ihn prügeln wollte, mit kecker Stirne Trotz und zwang ihn zur Nachgiebigkeit. Als daher die französische Revolution losbrach, als das Pariser Volk am 14. Juli 1789 die Bastille niederwarf, erweckte ihr Sturz auch innerhalb der dicken Mauern von Christ's Hospital ein dumpfes Echo, die Griechen sympathisirten mit der Republik, selbst der besonnene Middleton und der fügsame Charles Le Grice schworen, wie ihre Schriften aus den nächsten Jahren beweisen, auf die Menschenrechte. Wie mußte erst der sanguinische Coleridge Feuer fangen! Sein innerstes Empfinden wurde entfesselt, seine Poesie erschwang sich zu ausgesprochener Subjektivität, in politischer, religiöser und künstlerischer Hinsicht erklärte er dem Zopf offenen Krieg.

Die Ode „Zerstörung der Bastille" entstand augenscheinlich unter dem frischen Eindruck der Nachricht. Die Dichter der germanischen und romanischen Völker jauchzten im Chor der Revolution entgegen. Fox im Namen der Reformpartei begrüßte sie als das größte und beste Ereigniß der Weltgeschichte. Selbst Pitt und die Tories sahen sie nicht ungern. In London und in der Provinz bildeten sich jakobinische Vereine. Natürlich theilte der unbefriedigte und unerfahrene Waisenhausknabe die überspanntesten Erwartungen. Gleich dem jungen Schiller auf der Karlsschule sang er ein kräftiges In tyrannos, sah bereits die „frohe Freiheit" einziehen, alle Opfer des Despotismus trösten, den Landmann sicher

und den Redner furchtlos machen, „bis jedes Land von Pol zu Pol sich einer Bruderseele rühmen soll". Ein großer Theil der Nation berauschte sich mit ihm in einem voreiligen Kosmopolitismus und hatte keinen patriotischeren Wunsch mehr, als daß auch hierin „das glückliche Britannien sei vor Allen stets voran, vor Allen frei". Ebensowenig als die Tendenz der Ode stand ihre Form vereinzelt da. Die Strophe stimmt mit geringen Veränderungen zum Eingangsmetrum von Grays „Fortschritt der Poesie". Auch was Composition betrifft, wird zuerst, wie bei Gray, das stürmische Auftreten des Fortschritts geschildert, dann der beschwichtigte Schreck der Unterdrückten und die Freuden, welche dafür im Gefolge der Freiheit nahen; sogar der Schlußappell an Albion als ihr Hauptasyl ist dort bereits vorgebildet. Gleicher Herkunft scheint die erregte Rhetorik zu sein, die gehäuften Fragen und Ausrufe, das Haschen nach wuchtigen Vorstellungen, das prophetische Air. Coleridge ist also in der Odendichtung von Gray ausgegangen, der selbst wieder Miltons „Allegro" vor Augen hatte: es sind dieselben Meister, an die er sich in der Landschaftslyrik anschloß. Originell ist im Wesentlichen nur, daß er sich nicht für eine allgemeine Abstraktion ereiferte, wie es Gray und die anderen Pindare des achtzehnten Jahrhunderts gewöhnt waren — à la „Kuhpockenimpfung, Himmelsmaid, steig nieder!" — sondern für ein reales Geschehniß der Gegenwart, welches ihm persönlich, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, auf die Finger brannte. Obwohl noch ein Lehrling, wagte er es doch bereits, sich individuell zu geben.

Noch ein Gedicht der Schulzeit bezieht sich auf den Ausbruch der Revolution: „Der Rabe". Mit süßem

Rachegefühl sieht der Vogel das Schiff zu Grunde gehen, welches der tyrannische Mensch aus dem Holz seines Nestbaumes gezimmert hat. Das Metrum besteht aus Knittelversen, die Diktion hat etwas Bänkelsängerisches, die Formel „hoch und nieder, über Berg und über Thal" ist in alten Balladen beliebt und sicher aus einer solchen entlehnt. Kurz, diese erste poetische Erzählung von Coleridge ist bereits ein Märchen mit republikanischer Spitze und bewegt sich bereits im Volkston.

Zu der politischen Auflehnung gesellte sich um dieselbe Zeit die religiöse. Das oben besprochene Anthem darf man nicht einseitig zum Zeugen für seinen Glauben aufrufen. In diesem Schulexercitium herrscht einfach die landläufige Vorstellung von einem allmächtigen Gott, welcher im Himmel auf einem prächtigen Throne sitzt und auf arme Waisenkinder mitleidig herabschaut. Was er selbst über seine damaligen Ueberzeugungen später (bei Gillman) andeutete, lautet sehr verschieden. Schon die neuplatonische Lektüre mußte in seinen kindlichen Mutterglauben einen Gährungsstoff gebracht haben. Sie lehrte ihn die Gottheit als das Schöne und Gute an sich und dieses wieder in optimistischer Weise als allgegenwärtig fassen. Für diese Einsicht, heißt es in Taylors „Plotinus", „haben wir nicht bloß die weite Herrschaft der Erde und See, sondern auch das Königreich der Himmel aufzugeben und zu vergessen". So war Coleridge zu einer pantheistisch gefärbten Weltanschauung gelangt und konnte, wie er selbst sagte, die philosophische Vorstellung der unendlichen Gottheit mit der christlichen des persönlichen Gottes nicht mehr vereinbaren. Dazu trat jetzt noch ein Stück medicinischer Materialismus. Einer seiner Brüder, Lucas, kam eben als angehender Wundarzt

in das Londoner Hospital und nahm ihn einmal mit. Was unser Grieche dort sah, erfüllte ihn mit solchem Interesse, daß er sich lange jeden Samstag Urlaub verschaffte, um den Operationssaal zu besuchen und beim Verbinden zu helfen. Er wollte um jeden Preis Chirurg werden. Unablässig las er englische, lateinische und griechische Medicinbücher. Der übernatürliche Ursprung und die unbedingte Verläßlichkeit der Bibel wurden ihm bald mehr als zweifelhaft. Er vertiefte sich in die Ausführungen Catos über Vorsehung und Schicksal, Willensfreiheit und Naturnothwendigkeit, und neigte sich auf die Seite der Necessarianer. Nachdem er Voltaires „Philosophisches Wörterbuch" studirt hatte, erklärte sich der bartlose Gymnasiast ebenso übertrieben für einen Ungläubigen, als später der silberhaarige Mann für ein unterwürfiges Glied der Hochkirche. Boyer, der davon hörte, machte allerdings wenig Federlesen, rief ihn auf sein Zimmer und that sein Möglichstes, ihm den Unglauben aus dem Leibe zu prügeln. In alten Tagen (bei Gillman) nannte es Coleridge öfters die einzige gerechte Züchtigung, die er von ihm erhalten. Aber vorläufig hat ihm die starre Orthodoxie des Lehrers wohl nur die freidenkerischen Religionsansichten desto tiefer eingebläut. Beweis dafür die „Monodie auf Chatterton" (erste Version, 1789 oder 1790), die er als Schulaufgabe unternahm, aber schwerlich vollständig in der Gestalt ablieferte, in welcher sie uns (in Macmillans Pickering II 355—8) vorliegt: so kühn verherrlicht er darin den unglücklichen Dichterjüngling von Bristol, welchen überromantische Geheimthuerei und Einbildung 1770 zum Selbstmord verleitet hatten. Wieder liegt das Eigenartige nicht in der Form. Im allgemeinen ist Grays

„Barde" das Vorbild: daran erinnern die chorischen Gesätze; die Beschreibung Chattertons als Schlachtensänger, während dieser doch in friedlichen Elegien und Balladen sich viel glücklicher bethätigt hatte; der Gegensatz zwischen seiner äußeren Noth und seiner inneren Verzücktheit; endlich der Einfall, ihn dem Despotismus entgegenzustellen und in der Selbstvernichtung triumphiren zu lassen. In Einzelheiten spielt auch Miltons Elegie auf seinen früh verunglückten Freund und Sangesbruder Lycidas herein; namentlich scheint daraus das Bild der Blume entlehnt, welche der Wurm von innen, der Frost von außen zerstört. Was nach so viel Anempfindung noch Originelles übrig bleibt, ist die autobiographische Empörung, mit welcher Coleridge in dem Schicksal des Altersgenossen die eigene Bedrückung geißelt, „die schneid'ge Unbill von fühllosem Herzen, die Schreckenszucht gemein gebornen Geistes". Recht giebt er ihm, daß er sich nicht einmal durch die Erinnerung an die heimathliche Hütte, die jammernde Schwester und weinende Mutter — auch für Coleridge die mächtigsten Gemüthsfaktoren — vom Giftbecher zurückhalten ließ. Als seligen Geist sieht er im letzten Absatz den Selbstmörder unter den Engeln des Allmächtigen stehen — wie hätte Boyer gewüthet, wäre ihm die Stelle vor die Augen gekommen! Verleih auch mir, heißt es am Schluß mit einem Blick nach oben, „Verachtung, Mangel, Glanz zurückzulassen, ein schöners Loos im Jenseits zu erfassen!" Aus dem Ganzen spricht mehr platonische als christliche Moral, verbrämt mit Seraphimen und himmlischer Glorie. Coleridge war freidenkend geworden, freilich nicht in der rein negativen Weise der „Aufklärer", sondern aus einem Uebermaß von positiver Phantasie. Ein Skeptiker, wie Voltaire, konnte

helfen, die alte Religion niederzureißen, aber nimmer, die neue aufzubauen. Coleridge ergab sich vielmehr einer Mystik, zu der er die Anlage vom Vater ererbt, die Motive von Plotinus und Synesius erlernt hatte.

Auch auf rein poetischem Gebiet eröffnete ihm das Revolutionsjahr Wege, welche Boyer häretisch erscheinen mußten. Er fing an, für Leslie Bowles zu schwärmen: eine Neigung, die man ebenso lächerlich gefunden hat, wie die Liebe Titanias zu Bottom. Bowles war in der That nie ein großer Dichter. Heute ist er fast verschollen. Aber in der Entwicklung der englischen Landschaftslyrik vertrat er eine höchst zeitgemäße und bis zur Einseitigkeit consequente Richtung. Obwohl selbst im Gefolge Miltons wandernd, erreichte er doch, im Gegensatz zu der marmornen Pracht und Kälte des Classicismus, die schlichteste Empfindsamkeit. Ein summarischer Blick über die Geschichte der Gattung von Milton bis zu ihm herab wird wesentlich helfen, die Wurzel von Coleridges dichterischem Wesen erkennen zu lassen.

Milton hatte im „Allegro" und „Penseroso" Muster von Stimmungsbildern gegeben. Mit feinster Kunst weiß er jede Farbe, jede Gemüthsbewegung durch ihre complementäre abzudämpfen; er wandelt am hellen heißen Mittag in den „braunen" kühlen Schatten der Fichten oder Eichen am plätschernden Bach, sucht in der dunklen stillen Nacht die Leuchten des Himmels und die Gesellschaft der Menschen auf, läßt alle sinnigen Reize der Dämmerung spielen „mit etwas wie prophetischem Ton", bis man durch das magische Halbdunkel den „unsichtbaren Genius des Waldes" durchzuahnen glaubt. Daran knüpften die Landschaftslyriker der nächsten Jahrzehnte und wiederholten Scene für Scene, Zug für

Zug, wie typische Wandeldekorationen. Hier nur Beispiele für die Schilderung des Mittags. Eiche, Bach, Thierconcert und Träume, wie sie im Penseroso stehen, nahm Dyer in seinen „Landspaziergang" herüber; er verwandelte zwar die Bienen Miltons in Vögel, aber ohne zu bedenken, daß die Vögel gerade am Mittag am wenigsten zu singen pflegen. Eiche, Bach, Visionen, Bienen und „braune Schatten" begegnen in Mallets „Fragment"; Eichen, Laube, Strom und Bienen bei Akenside (1. Buch 1. Ode); Eichen, Wasser, summende Insekten und „braune Schatten" in Grays „Ode auf den Frühling" (ursprünglich „Mittag" betitelt); sogar eine ausdrückliche Anspielung auf das Milton'sche Original in Collins' „Ode auf den Poetischen Charakter". Zugegeben, daß die Gleichheit des Vorwurfs bis zu einem gewissen Grade dieselben Nebenumstände unwillkürlich mit sich brachte, herrschte doch weniger Autopsie, als Reproduktion Miltons. Nur machte das aufkommende Bürgerthum immer mehr seinen Einfluß geltend, und zwar in zweierlei Veränderungen. Einerseits wird der vornehme Glanz der Scenerie vereinfacht. So tritt im Bilde des Abends neben die Nachtigall bei Akenside der simple Kukuk, bei Gray die schläfrige Eule. Die kühn belebten Allegorien entkörpern sich zu abstrakten Personifikationen. Beschreibende Landschafter, besonders Thomson, wirken herüber und importiren schwerfällige Realistik. Statt divinatorischer Anspielungen stehen breite Betrachtungen. Der leicht wechselnde Rhythmus wird eintönig und erstarrt oft zu Ticktackstrophen. Andererseits schmuggelt sich ein demokratisches Gefühlswesen ein. Der hohe einsame Thurm des Penseroso. (Abend) zerbröckelt bei Dyer und Collins zu einer melancholischen Ruine,

wird bei Mallet zu einem Grabdenkmal, bei Gray vollends zu einem Gottesacker. Bei Mallet regt sich Mitleid für geplagte Arme, bei Akenside für unglückliche Verliebte, bei Shenstone für Negersklaven, bei Gray sogar für die allgemein menschlichen Uebel, welche mehr oder minder jedem Knaben bevorstehen. — Das alles wurde noch outrirt in der Wertherzeit. Da kam eine Reihe Thränensonettisten angerückt; namentlich behandelte Mrs. Charlotte Smith Motive aus Milton, Gray, Collins, Eloise, Werther (1782), und fünf Jahre später ergoß der junge fromme Bowles auf einer Erholungsreise seinen Schmerz über eine mißlungene Liebschaft. Er hat nur mehr Schwermuth am Morgen und am Abend, Schwermuth bei Tag und bei Nacht, Schwermuth bei jedem hübschen Landschaftsbild, das ihm aufstößt. Alle Gestalten sind bleich und nebulos. Die Beiwörter, mit welchen früher die Allegorien der Hoffnung, Theilnahme, Zeit u. s. w. versinnlicht wurden, sind fast verschwunden. Der Stil zerflösse in molluskenartiger Empfindsamkeit, wenn er nicht durch das überlieferte Gerüste des Sonettes gestützt würde, und selbst an diesem wird die Milton'sche Concentrirung des Sinnes verwischt, seine streng italienische Reimordnung vernachlässigt, der letzte Vers manchmal noch um einen sechsten Fuß musikalisch hinausgezogen. Zugleich wendet sich das Bedauern vorwiegend dem eigenen armen Herzen zu, und die Wollust des Mitleids steigert sich zur Hysterie. Milton hatte z. B. das dumpfe Dröhnen der Abendglocke am Meeresufer einfach als stimmungsvollen Zug erwähnt, Gray war von dem Geläute zu einem memento mori übergegangen, Bowles fühlt sich

davon „ins Herz getroffen". Kunst ist ersetzt durch unendliche Gemüthsweichheit.

Als die englischen Romantiker auszogen, um den überklugen, regelstolzen Classicismus zu stürzen und die Märchenprinzessin Poesie zu neuem Leben zu befreien, machten sie gerade wegen dieser Verschrobenheit gerne bei Bowles Station. Denn gegen einen Dichter des Intellekts, wie Pope, der gemeint hatte, mit klarem Kopf und geschickter Stilistik könne man irgend einen prosaischen Satz in Poesie verwandeln (Vorrede zur Homerübersetzung), war dieser Elegiker, der alle Wirkung durch das Herz erzielte, ein erwünschter Gegensatz. Wordsworth sah dessen Sonette zuerst 1793, als er eben mit einigen Freunden einen Morgenausflug aus London machte, setzte sich in eine Ausbuchtung der Westminsterbrücke und war nicht weiter zu bringen, bis er das Büchlein verschlungen hatte. Southey gestand 1832, er habe sich seit vierzig Jahren den lieblichen und ungekünstelten Stil des Bowles zum Muster genommen. Am meisten ergriffen aber, weil am meisten zur Lyrik veranlagt, war Coleridge. Die zarten Verse, welche zuerst 1789 und noch in demselben Jahre in zweiter Auflage (mit zwanzig Sonetten) erschienen, wurden ihm auch zuerst bekannt. Er erhielt sie sofort von Middleton zugeschickt und schrieb sie während der anderthalb Jahre, die er noch in Christ's Hospital verbrachte, über vierzig Mal ab, um die Kopien als werthvollste Abschiedsgeschenke an Kameraden zu vertheilen: bezeichnend für das literarische Interesse und die Geschmacksrichtung seiner Mitschüler. Kein Buch, betheuerte er später mit gewohnter Dankesübertreibung, habe ihm mehr Vergnügen und Gemüthsförderung gewährt, höchstens die Bibel ausgenommen.

Diese milden Töne hätten in ihm Phantasie, Liebe und Mitgefühl geweckt, hätten ihn vom philosophischen Grübeln abgelenkt und zum Dichter geweiht.

Dichter sind wie Chamäleone, sagt Shelley: sie nehmen immer die Farbe der Pflanze an, die sie weiden. Natürlich schrieb jetzt auch Coleridge in der Manier des Bowles, doch lange nicht so sklavisch, als nach den obigen Lobsprüchen zu erwarten wäre. Er versetzte die weinerlichen Allgemeinheiten seines Meisters Punkt für Punkt mit gesunder Individualität. Freilich hatte er auch mehr Anlaß zu Elegien. Er mußte die Uebelstände des Waisenhauses erdulden, während Bowles reisen konnte. Er verlor 1790 seine einzige, innig vertraute Schwester Ann durch den Tod, während jener doch nur eine unverläßliche Geliebte los wurde. Endlich hatte ein Zufall dafür gesorgt, daß er nicht weniger von den „holden Gaben Aphroditens" zu tragen hatte. Am 11. Juni 1788 trat ein achtjähriger Knabe Namens John Evans, Sohn eines Sattlers zu Machintesh in Montgomery, in Christ's Hospital ein — nach seinem Austritt 1794 lernte er ein Handwerk — und gewann an Coleridge, dem hochrangirten Griechen, einen freundlichen Beschützer. Dafür stellte er ihn seiner Mutter und seinen drei Schwestern vor. Mrs. Evans war eine gutherzige Witwe, dankte dem Gönner ihres Sohnes mit Beweisen weiblicher Fürsorge, wie er sie seit Jahren nicht mehr gekostet hatte, und lehrte ihn, was es heiße, eine Mutter zu besitzen. Dem armen sechzehnjährigen Samuel ging das Herz auf. Mit einer Frühreife, welche bei Dichternaturen häufig begegnet, verliebte er sich allen Ernstes in ihr ältestes Töchterchen. Mary war eine hübsche Erscheinung, fein gekleidet und von freundlichem Benehmen;

sie lernte eben Kleidermachen. Durch sie wurde ihm London während der letzten zwei Waisenhausjahre zu einem Paradies. Welcher Stolz, wenn sie in Christ's Hospital nach ihm fragte und die Mitschüler es ihm eilig meldeten: „Deine Freunde sind da, es ist wahrhaftig eine Dame!" Welche Wonne, wenn er sie am Samstag mit dem schönen Allen von der Arbeit nach Hause begleiten, oder gar wenn er sie dort an einem Sommermorgen aufsuchen konnte, in der Hand „die Ausbeute der Blumengärten von sechs Meilen im Umkreis", um den Strauß ein Liebessonett! (bei Allsop, 4. März 1822.) Unter solchen Erlebnissen quoll ihm natürlich Vers auf Vers aus übervoller Brust, so daß sich dagegen die Produkte seines gefeierten Vorbildes, wenn man die Verwandtschaftsfrage genau verfolgt, schattenhaft ausnehmen.

Die entschiedenste Abhängigkeit ist bei dem Sonett „Schmerz" zu constatiren. Bowles war in „Ostende" von der Schilderung der duftigen Morgenbrise zu einem „zitternden Gefühl von blassem Siechthum" übergegangen, und mit derselben nervösen Empfindung, ja theilweise mit denselben Worten, eröffnet auch Coleridge sein gleichgebautes Gedicht. Aber im Verlaufe desselben erzählt er bereits in selbstständiger Weise, wie er schlaflos und gequält im Krankenbette lag, während die Kameraden spielten und lachten: er führt uns zu einer concreten Situation, während Bowles nur vage Seufzer über entschwundene Jugend aufbrachte. Ein ander Mal hatte Bowles die Theilnahme als Wache in stürmischer Mitternacht auf einen Leuchtthurm gestellt, damit sie jedem Ertrinkenden die Hand reiche. Coleridge machte in „Genivieve" von demselben Bild Gebrauch, verwandelte jedoch die öde Personifikation in eine wirkliche

Frauengestalt, bei der ihm ohne Zweifel die geliebte Mary vorschwebte; er verweilte nicht bloß trübsinnig auf ihrem Mitleid, sondern zugleich mit Entzücken auf ihrer Schönheit; er band sich nicht einmal mehr in der metrischen Form an das ihm vorliegende Sonett, maß vielmehr alle Verse bis auf den letzten vierfüßig und kreuzte die Reime, wie es u. A. bereits die Mrs. Smith gethan hatte. Noch freier gebaut, sogar mit einem eingemischten Trochäus, ist das vierzehnzeilige Gedicht „An die Muse“ (1789), worin er zwar der Poesie ausschließlich dieselbe sinnig-elegische, mildernde und veredelnde Wirkung zuschreibt, welche Bowles stets erstrebte, aber alle direkten Anklänge vermeidet. Auch hat er sich nicht engherzig bloß an Bowles geschult. Gerade in dieser Apostrophe „An die Muse“ schaut er, gleich Gray in der „Elegie auf dem Landfriedhof“ mit einem weisen Lächeln auf die lärmende Menge hinab, welche schillernden Modethorheiten huldigt. Im „Sonett an den herbstlichen Mond“, welches übrigens, wie alle folgenden, wieder leidlich regulär ist, steht der Einfluß Miltons obenan: die Landschaft wird nicht mehr so matt und lahm vorgeführt, wie bei Bowles, der schlechtweg den Mond „scheinen“ oder „sich verstecken“ läßt; sondern die wandernde Sichel glitzert bald „durch eine flockige Wolke“ (vgl. abermals Penseroso 72), bald geht sie „hinter der geballten Dunkelheit verloren“ (Penseroso 70). Und den Personificationen werden ihre versinnlichenden Attribute zurückgegeben, z. B. der Verzweiflung die Drachenflügel (Penseroso 69), der Nacht die „wildgährenden Visionen“ (Comus 128 ff). Bereits ist eine Rückwendung vom achtzehnten zum siebzehnten Jahrhundert zu merken, von der zahmen Schlichtheit der Humani-

tätszeit zur kühnen Schönheit der Renaissance. Die zwei Sonette auf den Tod der Schwester endlich wären schon beinah originell zu nennen, wenn sich nicht einige mythologische Gemeinplätze und in den Schlußversen eine krankhafte Geringschätzung des Lebens, so recht in der Art des Bowles, erhalten hätten.

So waren, als Coleridge am 7. September 1790 das Waisenhaus verließ, die Grundlinien seines Wesens schon fest markirt, wenn nicht nach dem Willen, so doch durch den Zwang seiner Vorgesetzten. Der angehende Dichter hat sich geregt. Er kennt die Prosa der irdischen Mühen, aber sie haben ihm nicht ängstliche Rücksicht, sondern stolze Verachtung abgerungen. Er ist mit gründlichem Wissen ausgestattet, aber sein Denken ist nicht wissenschaftlich. Er hat sich vielmehr einer Philosophie ergeben, die ihn mit dem Phantasiemanna der Intuition nährt, und eine Anekdote über seine erste Geometriestunde (bei Gillmann) zeigt gut, wie er mit den Elementarbegriffen der Mathematik, dieser Abstraktion der Wissenschaft, nicht ins Reine kommen konnte, weil sie mit Ausschluß jeder sinnlichen Vorstellung lediglich an den Verstand appelliren. „Eine Linie ist Länge ohne Breite" sagte der Lehrer. „Wie kann das sein?" warf Coleridge ein; „eine Linie muß etwas Breite besitzen, sei sie auch noch so schmal"; ein charakteristisches Bedenken, welches durch das ärgerliche „Geh weiter, dummer Junge", des ungeduldigen Lehrers höchstens mundtodt gemacht wurde. Innerhalb der poetischen Sphäre hat er den Fuß bereits richtig auf den Weg gesetzt, auf welchem ihm einst die Lorbeeren blühen sollten: er ist vor allem Landschaftselegiker, pflegt daneben auch die erhabene Lyrik und versucht sich in der lyrisch-epischen

Gattung. Er hängt noch ziemlich schülerhaft an seinen Mustern, aber von allem Anfang an hält er sich eine Hand frei und greift unbefangen nach Erlebnissen. Jetzt soll er vollends ins weite Leben hinaus, und wie er die Thüre des Waisenhauses offen sieht, wird er sich selbst erst der erklommenen Stufe bewußt. In einem Bowles-Sonett nimmt er bewegten Abschied von den gewohnten Kreuzgängen oder richtiger von den Stunden der Unschuld und Poesie, die er darin verträumt. In einem ähnlich gestimmten strophischen Gedicht „Abwesenheit", das bei ihm Lebewohl-Ode betitelt ist, heute aber allgemein Elegie hieße, tritt er mit ehrfurchtsvoller Scheu auf die Universität hinüber, während ihm das Londoner Treiben bereits in wehmüthiger Verklärung erscheint:

Wo, reich an Altgelehrsamkeit,
Cam's große, stille Welle schwillt,
Hab' ich dem Studium mich geweiht,
Das ernst den Minnesang mir schilt.
Der Zeit, ach, denk' ich hundertmal,
Umflammt vom Liebesmorgenstrahl,
Wo Frohsinn, Wohlsein, Ruh gediehen
Und mir den schönsten Reichthum liehen.

II. Kapitel.

Auf der Universität.

(1791—94.)

Sweet flower of hope! free nature's genial child!
That didst so fair disclose thy early bloom,
Filling the wide air with a rich perfume!
(Monody on Chatterton.)

Am 5. Februar 1791 wurde Coleridge in Cambridge inscribirt, am 13. Januar hatte sein erstes Semester begonnen. Wordsworth war eben als frischpromovirter Baccalaureus im Abreisen. Die beiden Dichter sollten sich noch manches Jahr in unabhängiger Weise weiterentwickeln, bis sie endlich in Freundschaft zusammentrafen.

Die vier Monate seit dem Abgang vom Waisenhaus hatte er bei den Seinen in Ottery verbracht, wo Bruder George inzwischen zu der Stelle seines Vaters vorgerückt war. Zum ersten Mal seit langen Jahren lebte er wieder im Familienkreis, weidete sich wieder an dem Anblick der heimischen Landschaft. Er frischte die Eindrücke der Kindheit auf, genoß noch einsamer, denn die Schwester fehlte, aber denkhafter. Die poetischen Momente, welche sich ihm dabei aufdrängten, gestaltete er ganz in der bisherigen Weise, nur etwas freier und heiterer. Als sich auf einem Spaziergang plötzlich eine weite Aussicht vor ihm aufthat, wünschte er sich in weichen Bowles-Tönen, daß ihm die Zukunft ebenso herrliche Scenen der Weis-

heit eröffnen möge („Leben"). Das Sonett schließt mit einem plotinischen Ausblick auf das Jenseits: „Mein Auge soll Unendlichkeit durchdringen, mein Geist in Wonnerausch sich still und ewig schwingen." Er verspottete auch wieder die schwülstigen Oden der Classicisten. Den Eingang des „Penseroso" — „Weg, eitle falsche Freuden!" — benutzte er mit einer passenden Aenderung — „Weg, geisterschlaffende Harmonie!" — um ironisch die Dissonanz zu preisen, mit welcher Vögel, Kinder und Glocken im Städtchen durch einander lärmten („Musik"). Er verglich die kothige Straße nach Plimtree übermüthig mit dem Höllenwege im „Verlornen Paradies" („Devonshire Straßen"). Es war eine Frist der Rast und des Aufathmens.

Jetzt, auf der Universität, begann wieder eine Periode erneuten Vorwärtsstrebens, und zwar wäre die ihm vorgezeichnete Laufbahn die theologische gewesen. Christ's Hospital entsandte seine Stipendiaten nicht mit der ausdrücklichen, aber doch mit der moralischen Verpflichtung, Geistliche zu werden. Coleridge wurde von seinen Vorgesetzten noch mit besonderer Rücksicht zum Pensionär von Jesus College gemacht, welches seit Erzbischof Cranmer einen großen Ruf in der Gottesgelahrtheit genoß und unter der direkten Obhut des Bischofs von Ely stand; denn, wie es im Protokoll heißt, „die Aufnahme in dies College würde seine Aussichten auf eine kirchliche Carrière sehr günstig gestalten". Aber auch dieser letzten Vorschrift Boyers leistete Coleridge stillen Widerstand: selbst wollte er sich das Wirkungsfeld wählen, und die akademische Freiheit, welche im achtzehnten Jahrhundert, in Cambridge und in Jesus ganz außerordentlich groß war, kam ihm dabei vollauf zu Statten.

Jeder durfte in Cambridge studiren, was und wie es ihm gefiel. Beim Rigorosum wurden allerdings sowohl alte Sprachen, als Mathematik geprüft. Aber die Anforderungen waren sehr gering: einige lateinische und griechische Autoren, die Anfangsgründe der Mathematik nach Euklid, die Hauptwerke von Locke und Paley, und der Erfolg war gewiß. Die jungen Leute konnten sich daher bis gegen Ende des vorgeschriebenen Quadrienniums mit erstaunlicher Bequemlichkeit der Lektüre, den Körperübungen und auch der Bummelei hingeben. Sorgloser noch als heute schaarten sie sich auf den weiten Rasenplätzen zum Ballspiel oder glitten im leichten Boote über den glatten, schläfrigen Fluß. Trinken, Spielen und andere Allotria waren an der Tagesordnung. Die Vorlesungen der wenigen Professoren waren mißachtet, und die zahlreichen Fellows (in Jesus allein 16), als Instruktoren für die Studenten des Hauses (etwa 40) gedacht, trieben ein Stillleben, nicht besser als das der alten Mönche, an deren Stelle sie getreten waren. Museen und Bibliotheken waren meist in scandalöser Unordnung, verstaubt, versperrt. Die wissenschaftliche Laxheit war fromm übertüncht mit häufigem Kirchenbesuch, zu welchem die Nichtgraduirten verpflichtet waren, aber nicht immer sich bequemten.

Wie mußte es Coleridge wohlthun, des Schuldrucks ledig zu sein! Statt als geprügelter Blaurock ging er im ehrenvollen schwarzen Gown umher, umgeben von Wohlwollen und Höflichkeit. Die düstern Höfe und engen Gassen der City waren vertauscht mit den Wiesen und Alleen am leise rauschenden Cam, zwischen welchen Jesus College sich ausdehnt, ein stattlicher gothischer Bau am Ostende der Stadt, üppig überwuchert mit Epheu,

ursprünglich ein Nonnenkloster und immer noch ein Asyl beschaulicher Ruhe, so daß James I. sagte, wenn er in Cambridge zu leben hätte, möchte er predigen in King's College, essen in Trinity, studiren und schlafen aber in Jesus. Kein Boyer war mehr sein Vorstand, sondern ein milder, weltkundiger Mann Namens Dr. Pearce, ein Geistlicher, dessen Predigten (herausgegeben von seinem Sohne) den duldsamsten Geist des Christenthums athmen, zugleich ein nobler Kunstfreund, der in die Kapelle des Hauses eine Darbringung Jesu im Tempel von Bon Bologne schenkte (Cambridge Guide 1796). Charakteristisch für seine Nachsicht ist der zarte Vorwurf, mit welchem er einmal Coleridge zur Rede stellte, weil dieser auf offener Straße, Arm in Arm mit zwei vornehmen Mitschülern und dabei in einem abgefetzten Chorrock daherkam: „Wann werden Sie endlich diesen schmählichen Gown los werden?" Worauf sich unser Plotiniker bedächtig ansah und meinte: „Ich glaube, ich bin ihn ja schon größtentheils los geworden" (Gillman, S. 44). Unter solchen Verhältnissen stand ihm eine heitere Studentenzeit mit leichter Arbeit bevor und, wenn er die Gelegenheit zu nützen wußte, auch eine dauernd schöne Zukunft.

In der That machte er recht gute Ansätze. Wenige Monate nach seinem Eintritt gewann er Browns goldene Medaille (im Werth von fünf Guineen) für die beste griechische Ode im Stil der Sappho. Das Gedicht hat inhaltlich keine besonderen Verdienste. Das Thema bezog sich auf die Negersklaverei, welche von der Regirung noch geduldet, von allen höher Denkenden aber schon mit Entrüstung verurtheilt wurde. Der Hauptgedanke, daß die Armen den Tod als Retter begrüßen, wiederholt sich

aus der „Monodie auf Chatterton". Aber das Griechische ist, wenn nicht fehlerlos, so doch entschieden gewandt. Es geht auch die Sage, seine Freunde hätten ihn bei Tinte, Feder und Papier eingesperrt, damit er endlich die Ode fertig schreibe (Annual Biogr. 1835). Gewiß hat wenigstens der fleißige Middleton, den er im benachbarten Trinity College wiederfand, viel gethan, um ihn bei der Stange zu halten. Doch wie viele im Cambridge von damals hätten derlei Nachhilfe nicht nöthig gehabt? Der Erfolg war jedenfalls verdient, bereitete ihm ungeheure Freude (Le Grice, College Reminiscences) und spornte ihn zu erneuter Anstrengung. Zu Anfang des Herbstsemesters legte er ein Examen ab, auf Grund dessen er am 25. November 1791 in die Zahl der Halbbefreiten (sizars) aufgenommen wurde, so daß er mit den vierzig Pfund, welche ihm Christ's Hospital jährlich gewährte, auskommen konnte*). Er beschäftigte sich mit Mathematik, und zwar nicht bloß zum Scherz in den Knittelversen, die er im März 1791 an seinen Bruder George schrieb (Pickerings Ausg. I, 22—26), sondern auch in vollem Ernst; pflegte er doch jedem Neuankömmling Simpsons Euklid als bestes Lehrbuch zu empfehlen. Er las eine Menge Preisoden der letzten Jahrzehnte und lateinische Dichter der letzten Jahrhunderte, wollte sogar einen Band Nachahmungen liefern, brachte aber nur eine Paraphrase von Casimirs Elegie „Ad Lyram" fertig (I, 184 f.), denn eine Knospe hemmte immer die andere. Auch bewarb er sich 1793 nochmals um den Brown'schen

*) 1791. Nov. 5: Literae testimoniales concessae sunt Dno Neale Jun., Coleridge, etc. etc. admissi sunt in convivas inferiores cum consensu Praesidentis et Sociorum (Admission Book of Jesus College).

Preis, behandelte das Thema „Lob der Astronomie" in einer langen Ode mit Milton'schem Schwung (erhalten in Southeys Übertragung), und fühlte sich wahrscheinlich mit Recht enttäuscht, als er damit durchfiel. Um dieselbe Zeit bewarb er sich zwar vergebens um eines der Stipendien, welche Lord Craven für die besten Leistungen in klassischem Latein gegründet hatte, gewann jedoch durch eine glückliche Prüfung eine der Hausstiftungen von Jesus, wahrscheinlich die Rustat'sche (40 Pf.) für verwaiste Predigersöhne*). Daten genug, um zu beweisen, daß er nicht den Müßiggänger spielte.

Aber schon war er zu eigenwillig und hochfliegend geworden, um es in den Schranken einer Profession auszuhalten. Der Unterricht in den Brotfächern hatte für ihn keine Anziehungskraft, er hat sich keinem Lehrer angeschlossen und trotz seines exaltirten Danksagungstriebes keinem gedankt. Als ihm ein Flachkopf anläßlich einer Preisausschreibung schmeichelte, der Sieg könne ihm gar nicht ausbleiben, knurrte Coleridge und sagte endlich: „Nein, Herr F., der Stiefel paßt für Sie, ich bringe den Fuß nicht hinein" (Southeys Briefe, 19. Nov. 1803). Er besaß die Universalität der echten Poetennatur, die den Beruf fühlt, das volle Leben mikrokosmisch zu spiegeln, daher ihr Interesse auf alle Höhen und Tiefen vertheilt. Buntes Lesen, seltsame Autodidaxie war seine Lieblingsbeschäftigung. Für gewöhnlich haben wir ihn uns vorzustellen, wie er in seinem Zimmer sitzt, Parterre im großen Klosterhof rechts von der Stiege gegenüber dem Haupteingang, vor dem Fenster grünen Rasen und alters-

*) 1793. July 5. Literae testimoniales concessae sunt Duo Richardson, Coleridge, etc. etc. electi sunt scholares discipuli ex antiqua fundatione in loco (Adm. B.).

graues Gemäuer und wogende Baumwipfel und darüber in der Ferne etliche Thurmspitzen der Stadt, vor ihm selbst eine philosophische Abhandlung, oder einen Band Gedichte, oder das neueste Allarmpamphlet des Tages, oder eine exotische Reisebeschreibung, z. B. Bruce's Entdeckungsfahrten in Innerafrika. Andere mochten Arme und Beine rühren, die Knie biegen oder dem Magen gütlich thun: er gefiel sich in geistigem Irrlichteliren.

Was er so einsog, war er jederzeit bereit, in förmlichen Redefluthen wieder auszuströmen. Die liebenswürdige Geselligkeit, welche noch heute in Cambridge blüht, bot ihm hiezu reiche Gelegenheit. Sein Zimmer war ein Rendezvousplatz gesprächslustiger Freunde. Welch herrliche Abende an seinem schlichten Theetisch! Valentine Le Grice, seit 1792 ebenfalls in Cambridge (Trinity), hat ihnen noch in vorgerückten Jahren ein begeistertes Gedenkblatt gewidmet. Mit seltener Gedächtnißtreue, oft wörtlich, wußte Coleridge zu recitiren, was er Morgens gelesen hatte. Eigene Ansichten voll Enthusiasmus flossen darein, mit kindlichem Propheten-applomb entwarf er die herrlichsten Pläne der Weltverbesserung, und seelenvoll schwoll ihm die melodische Stimme zwischen den üppigen Lippen. Die Rede wimmelte von logischen Capriolen, aber sie verschwanden unter der Fülle blendender Bilder. Der Redner hatte einen weiten Mund, nicht sehr gute Zähne, eine kleine, ausdruckslose Nase, einen nachlässigen Anzug, aber das übersah man gern ob seiner hinreißenden, fast gewaltthätigen Ueberzeugungswärme. Und er war stolz darauf. Da funkelte sein großes, graues Auge in „schönem Wahnsinn", und auf der bleichen, überhängenden Stirne unter den schwarzen, in der Mitte getheilten Locken schwebte

das Versprechen genialer Leistungen. Es gab wohl Witzbolde, welche ihm inzwischen ein Stück Gown nach dem andern abschnitten, ohne daß er es in seinem Eifer bemerkte. Die Mehrzahl jedoch schwamm in bewunderndem Entzücken, und ihr Beifall, lauter und schmeichelhafter als in Christ's Hospital, bestärkte ihn noch in seinen grandiosen Träumereien.

Die Keime des neuplatonischen Philosophirens, revolutionären Politisirens und romantischen Dichtens, welche bereits im Waisenhaus ausgeschlagen hatten, schossen bei solcher Freiheit und Nahrung voll in die Halme.

Auf „Plotinus über das Schöne" ließ Taylor eben eine einschlägige Uebersetzung nach der andern folgen: 1792 „Phädrus", 1793 vier weitere Dialoge von Plato und den Platoniker Sallust, 1794 fünf Bücher von Plotinus. Es sind lauter Publikationen, welche nicht etwa bloß auf ein historisches oder philologisches Interesse Anspruch machen, sondern sich als wahrhaftige Offenbarungen aufspielen. Vermuthlich hat sie Coleridge gelesen, denn die Philosopheme, welche er gegen Ende der Universitätszeit in den „Religiösen Betrachtungen" niederlegte, stimmen damit Punkt für Punkt überein. Hat er sie nicht gekannt, so bieten sie doch eine merkwürdige Parallele für seine Entwicklung. Hellenische Mystik zu treiben war offenbar nicht die vereinzelte Laune eines etwas bizarren Studenten, sondern entsprang einem mehrfach empfundenen Bedürfniß der Zeit.

Locke hatte jedes angeborne, aprioriſche Wissen geläugnet. Nach ihm erkennen wir ausschließlich durch sinnliche Wahrnehmung und durch Selbstbeobachtung des Geistes, also durch äußere und innere Erfahrung. Da-

raus war consequenter Weise ein skeptischer Materialismus entsprungen, welcher dem pietätvollen Sinn des englischen Volkes bald anstößig wurde. Bereits hatte die schottische Schule, besonders Reid und Stewart, im Namen des gesunden Menschenverstandes — Dr. Johnsons Zeitgenossen! — opponirt und die Hauptprinzipien des menschlichen Glaubens als intuitive Axiome zu retten gesucht. Jetzt protestirten Taylor und Coleridge im Namen von Phantasie und Gefühl. Sie wollten große Ideen als Reizmittel zu großen Thaten, wie sie eben die Revolution auf dem Continente hervorbrachte; gleichgültig, ob sie auch die kleine, unbefriedigende Wahrheit nur für Hypothesen einzutauschen vermochten. Sie philosophirten mit feuriger Hingabe, aber mit so unkritischer Methode, daß man sie eher Pädagogen, Theologen, Dichter, irgend etwas nennen kann als eigentliche Philosophen. Sie begnügten sich nicht mit dem immateriellen Pantheismus, bei dem wir sie in den letzten Achtziger Jahren gefunden haben. Sie befreundeten sich auch mit der Erotik, wie sie Plato im „Phädrus" vortrug: „Liebe ist der hehrste Name Gottes" heißt es in den „Religiösen Betrachtungen"; sie ist es, die „aufgelöst durch Alles, Alles macht zu einem Ganzen"; die Versenkung in diese Idee giebt uns Ruhe, Erhabenheit, „unsre Mittagsmajestät". Weg daher mit dem Gebet in der christlichen Auffassung eines direkten Hülfeflehens: „Aergster Aberglauben ist es, außer ihm, der höchsten Wirklichkeit, noch etwas zu ersehnen". — Sie glaubten ferner mit Sallust, daß alle Mythen eine mehr oder minder verdunkelte Symbolisirung der Wahrheit enthalten; daher in den „Religiösen Betrachtungen" der Versuch, die biblischen Prophezeiungen von der Auf-

erstehung des Fleisches und der Wiederkehr Christi platonisch zu deuten: „die weite Weltfamilie der Liebe" kehrt geläutert zum Urquell zurück. — Sie nahmen endlich im weitesten Umfang den Versuch des Plotinus an, christliche und platonische Dogmen zu verschmelzen. Was die Dreifaltigkeit betrifft, muß sich Gott Vater identificiren lassen mit der Allgüte und Alliebe an sich; der von ihr erzeugte Intellekt wirkt im Erlöser: „er strahlt sichtbare Gottheit auf den denkverwirrten Zweifler" (Rel. Betr.); jener schafft, dieser weckt die Seele. Ueber die Entstehung des bösen Princips hilft die Erklärung hinweg, daß es ein bloßer Defekt sei, der überdies stets zu größerem Guten führe. Die Engel, die Geister der Luft und Erde sind „Monaden des unendlichen Verstandes". Tugend ist Loslösung von der Materie, wachsende Anschauung des „großen Unsichtbaren", die sich im Himmel vollendet. Vorsehung und Naturnothwendigkeit sind nicht zweierlei, sondern eins und dasselbe, nur von verschiedenem Standpunkt betrachtet; denn Vernunft, Ordnung, Liebe — wenn auch durch Streit — kurz, die Eigenschaften der Gottheit sind ja zugleich das immanente Prinzip aller Dinge: ein Calcul, welches Coleridge im Kopfe hatte, wenn er sich fortan einen entschiedenen Necessarianer nannte. Dies System schien die Vernünftelei zu beseitigen, welche Coleridge als die Krankheit der Zeit ansah, und welche auch Freund Middleton mit den Worten verurtheilte: „der Kopf spottet, und das Herz seufzt" (Country Spectator 18. Dez. 1792). Er warf eine kühne Brücke über die Kluft zwischen Wissenschaft und Glauben, Materie und Geist, Natur und Pflicht. Aber sie hing in der Luft, sie war nicht auf Beweise gestützt, sondern auf Gemüthsaxiome, auf einen optimistischen

Idealismus, den der erste Sturm des Unglücks wegblasen konnte. Coleridge kämpfte gegen die Engherzigkeit und verfiel dabei in das entgegengesetzte Extrem, wie denn überhaupt noch nie eine Neuerung ohne eine gewisse Uebertreibung durchzuschlagen vermochte.

Um für diese Ansichten Bestätigung und Vervollständigung zu finden, durchging Coleridge zugleich fleißig die neueren Philosophen. Nach Carlyle wären es Voltaire und Hume gewesen, welche ihm ihr Bestes und ihr Schlimmstes angethan (Life of Sterling). Aber kaum hat Coleridge nach kurzem Kosten zwei andere Männer so gründlich und andauernd gehaßt, ja verachtet, wie diese Hauptkämpen des illusionslosen Scharfsinns. Auch Cartesius und Leibnitz ließen ihn kühl. Eher schon gefiel ihm Spinoza. Da begegnete ihm ja ebenfalls ein Pantheismus, allerdings ein mehr materieller, bewegungsloser, in welchem der Seele nur die passive Rolle eines Spiegels zufällt, aber von einer „diamantenen Kette von Logik" zusammengehalten (Biogr. Lit.). Da fand er wieder die Grundzüge seiner Ethik: Willensfreiheit ist nur ein täuschender Abglanz göttlicher Naturnothwendigkeit; das Böse ist bloß relativ; unsere Aufgabe ist es, Gott zu erkennen, zu lieben, in gebetsloser Ruhe zu genießen; das ganze System zwar ohne mystische Beimischung, aber mit hohem Seelenadel vorgetragen. Die Romantik hob allerorts den „gott-trunkenen Mann", wie ihn Novalis nannte, auf den Schild, während ihn das Rococo allerorts mißachtet hatte.

Ungleich mehr noch fesselte ihn Berkeley. Der fromme Bischof von Cloyne, gestorben 1753, stand ihm örtlich und zeitlich näher. Er hatte bereits die platonischen Theorien gegen den Lockeschen Materialismus

ins Feld gerufen. Er hatte zugleich die „Ideen" des hellenischen Philosophen dem realistischeren Geschmack seiner Landsleute angepaßt, indem er sie nicht bloß als die Urbilder der Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit faßte, sondern als die wirklichen Gegenstände der Wahrnehmung. Sie sind die Dinge selbst und ausschließlich. Nicht minder hatte er der modernen Subjektivität Rechnung getragen: er lehrte, die Außenwelt, als ein Produkt der göttlichen Intelligenz, die auch in uns lebt, sei schlechtweg ein Produkt unserer Seelenthätigkeit. Und auch die christlichen Vorstellungen von der Schöpfung und dem jüngsten Tag hatte er damit zu reimen verstanden. Unverhohlen gestand Coleridge in den „Religiösen Betrachtungen", er glaube und „fühle" dies „erhabene System". Das Leben sammt allen Sorgen, Lastern und Grabeswürmern war ihm nur mehr ein „Schattenbild der Wahrheit", eine Projektion unseres irdisch beschränkten Denkens nach außen, eine Wolke, welche uns den Thron Gottes verhüllt, am Ende der Tage aber fallen wird.

Sein größter Liebling endlich war Hartley, „der Menschheit Weiseſter", wie er in den „Religiösen Betrachtungen" titulirt wird. Seine „Beobachtungen über den Menschen", zuerst 1749 erschienen, hatten eben von Dr. Prieſtley einen Auszug (1790), vom Sohne des Verfassers eine Neuausgabe (1791) erfahren, und Coleridge machte dafür unter seinen Bekannten eifrig Stimmung Auf den ersten Blick ist es ein Räthsel, wie er sich gleichzeitig für Berkeley, der keine Materie anerkannte, und für Hartley begeistern konnte, den Ultramaterialisten, welcher Wahrnehmung und Erinnerung rein physisch als Nervenvibrationen und Reproduktion derselben erklärte.

Aber das liebte gerade die Romantik auf allen Gebieten, die Extreme zur Berührung zu bringen. Wer alle körperlichen Dinge für mentale Phänomene hält, der kann auch die seelischen Prozesse körperlich fassen und ihnen physiologisch nachspüren, ohne sich im Grunde zu widersprechen. So legte sich offenbar auch Coleridge die Sache zurecht: er pries Hartley als den ersten, „der die ideellen Schaaren (der Empfindungen) entlang den feinen Fibern aus dem Hirn verfolgt". Zudem hatte Hartley selbst betont, er wolle die Immaterialität der Seele nicht angreifen; er sehe deutlich, daß Stoff und Kraft, so subtil man auch darüber speculiren mag, doch nicht mehr ergeben, als eben wieder Kraft und Stoff (I. 512). Er hatte dem Bande sogar einen zweiten, rein theologischen angehängt, worin er die gesammte Bibel bekennt, aus ihren Prophezeiungen den nothwendigen Untergang aller bestehenden Regierungen erweist und dem tausendjährigen Reich Christi auf Erden hoffnungsvoll entgegensieht. Rücksichtslose Naturforschung und daneben demüthiger Glaube! Coleridge war sehr für solchen Doppelradikalismus. Er war noch kein scharfer und überhaupt nie ein unbefangener Denker. Aehnlich hatte Plotinus zwischen Plato und Aristoteles, zwischen intuitivem Idealismus und wissenschaftlichem Realismus, keinen eigentlichen Unterschied sehen wollen. Die Philosophie büßt bei derlei Complikationen immer soviel ein, als die Phantasie gewinnt.

Aber auch die religiösen Dogmen überstanden die Verquickung nicht unversehrt. Coleridge mußte in seinem Credo eine Reihe Punkte symbolisch deuten, welche die Kirche buchstäblich auslegt, namentlich die Dreifaltigkeit, die Erlösung, den Himmel. Die Folge war, daß ihm der geschichtliche Christus nicht mehr als Gott erschien,

außer soweit es im pantheistischen Sinn jeder Mensch ist, sondern nur als der hehrste Träger einer göttlichen Mission. Der Neuplatonismus führte ihn von selbst zum unitarischen Bekenntniß, und es bedurfte nur der rechten Wegweiser, um ihn vollends zum Eintritt in die unitarische Gemeinde zu bewegen. Rechtzeitig wirkten als solche zwei Männer, welche beide damals in Cambridge das Tagesgespräch bildeten, als Talente von Allen geachtet, als Märtyrer für ihre Ueberzeugung von Vielen verehrt wurden.

Der eine war Dr. Priestley, der große Chemiker, der die Wirkung des Athmens auf das Blut, der Luft auf die Pflanzen erforscht und das Gesetz entdeckt hatte, wonach die Vegetabilien den Sauerstoff beschaffen, den die Animalien verbrauchen. Das Studium Hartleys hatte ihn aus einem Calvinisten zu einem Necessarianer gemacht, ohne jedoch im Uebrigen seine strenge Religiosität zu erschüttern; während er daher in England für einen gefährlichen Freidenker galt, setzte er bei einem Besuche in Paris die französischen Gelehrten in Erstaunen durch seinen unentwegten Offenbarungsglauben. Er verwarf die christlichen Dogmen von der Erbsünde, der Genugthuung, der Gottheit Jesu; um so fester aber hielt er an dem Urtext und an der Kirchengemeinschaft, wie sie in den ersten drei Jahrhunderten des Christenthums bestanden hatte, schrieb eine Geschichte ihrer seitherigen Corruption (1782), bekämpfte die weltliche Macht und Exclusivität, den Pomp und Reichthum der anglikanischen Hierarchie und brachte dafür unter seine unitarischen Landsleute zum ersten Mal eine feste, wesentlich republikanische Organisation. Obwohl fern von den Universitäten, bemühte er sich doch ganz besonders, auf die theo-

logischen Candidaten in Oxford und Cambridge zu wirken. Gebraucht eure Vernunft! rief er ihnen 1787 in einem eigenen Pamphlet zu; kein Mensch giebt sie auf, bevor sie ihn aufgegeben hat; drei göttliche Personen müssen drei Götter sein; laßt euch nicht durch sogenannte Geheimnißlehren berücken! Und dabei empfahl er emsiges Studium der heil. Schrift und gab sogar ein Andachtsbuch heraus, allerdings mit entsetzlich rationalistischen Gebeten, z. B. „Für ein Individuum, dem die Kuhpocken eingeimpft werden". Das war ja genau die Mischung, welche Coleridge wünschte. Laut pries er in den „Religiösen Betrachtungen" den Schriftsteller, der die Religion durch Einbeziehung der Vernunft und Wissenschaft gereinigt habe, den „Patrioten, Heiligen und Weisen". Man glaube auch nicht, daß Coleridge damit in Cambridge allein gestanden: Middleton, der künftige Bischof, widmete Priestley im „British Critic" eine sehr freundliche Besprechung, und Valentin Le Grice in einer öffentlichen Rede beim Gründungsfeste der Universität (18. Dezember 1794) nannte ihn und Hartley unter den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart.

Von Priestley konnte Coleridge zu seinem nicht geringen Schmerz nur durch das Medium der Bücher lernen. Aber ein anderer Unitarier, der in Cambridge lebte und sogar Fellow von Jesus College war, besorgte, wie es scheint, die mündliche Unterweisung, welche zu einer ernsten Bekehrung immer nöthig ist. William Frend übte durch Wissen und Ueberzeugungskraft auf die Studenten einen Einfluß, der seinen Vorgesetzten bald fürchterlich wurde. Aus einem vielversprechenden Geistlichen der Hochkirche war er vor kurzem (1788) ein Anhänger Priestleys geworden und verbreitete jetzt dessen Ansichten,

theils im persönlichen Verkehr, theils in einer kräftigen Flugschrift „Friede und Eintracht" (Frühjahr 1793). Der Staatsklerus mit seinen Privilegien ist ihm der Hauptstörefried. Dem Eid auf die neununddreißig Artikel, welcher damals noch die unerläßliche Schwelle zu den Universitäten, den öffentlichen Aemtern, selbst zum Unterhaus war, gilt die Spitze seiner Polemik. Das Parlament hat die Testakte abgelehnt: reformirt das Parlament! Mit den Erfolgen der weltlichen Demokraten in Frankreich stiegen auch die Forderungen der religiösen in England.

Es war keine Spielerei, das Credo dieser Männer zu bekennen. Wer die Gottheit Christi leugnete, konnte nach englischem Gesetz noch wegen Blasphemie gestraft werden. Die Gegner Priestleys waren so stark, daß sie den Pöbel im Juli 1791 dazu brachten, sein Haus zu stürmen, seine Bücher und Apparate zu verbrennen, ihn selbst zur Auswanderung nach Amerika zu zwingen. Frend ging es nicht viel besser. Kaum war er Unitarier geworden, so enthob ihn sein Vorstand der Lehrbefugniß. Kaum hatte er sein Pamphlet herausgegeben, so mußte ihn der Vicekanzler der Universität vor seinen Richterstuhl berufen. Monate lang dauerte der Proceß, und als der Angeklagte nach einer fünfstündigen, vielfach glänzenden Vertheidigungsrede am 24. Mai 1793 endgiltig erklärte, er wolle sich lieber die Hand abhauen lassen als den verlangten Widerruf unterzeichnen, ward er zum Verlust all seiner akademischen Ehren und Einkünfte verurtheilt. Er behielt nichts als sein Wissen und seine Ehre. Er mußte Lehrbücher schreiben und einen Posten bei einer Lebensversicherung suchen. Aber er verfehlte nicht, sein Schicksal der studirenden Jugend mit gewandter

Feder als heroisches Beispiel vorzuhalten: einmal schon, beim Eintritt in die Universität, habt ihr unbedacht geschworen; erforscht wenigstens, wenn ihr den Eid beim Rigorosum widerholen sollt, ob es eure Ueberzeugung erlaubt; „thut eure Pflicht und überlaßt das Uebrige der Vorsehung!" Für einen Coleridge hatte solches Martyrium keine Schrecken, nur Reiz. Er wußte, daß er alle Aussichten in die Schanze schlug; aber hatte ihn nicht schon Plotinus gelehrt, materielle Rücksichten zu verachten? Er wagte es, in den „Religiösen Betrachtungen" die mitleidige Ruhe zu feiern, mit welcher Priestley vor der blind aufgehetzten Menge die Heimat räumte. Er verfolgte den Prozeß Frends mit der lebhaftesten Theilnahme, las jede der zahlreichen Schriften, welche darüber von der Presse flogen, wohnte der Schlußverhandlung selbst bei und bezeugte Frend seinen Beifall durch so keckes Klatschen, daß er bei einem Haare mit in die Anklage verwickelt worden wäre. Er war nur zu voll Ehrfurcht vor den ewigen Problemen der Menschheit, er hatte nur zu viel Hingabe an deren zeitliche Ausleger.

Man würde ihn jedoch arg verkennen, wenn man glaubte, er sei in beschaulicher Spekulation aufgegangen. Im Gegentheil: die laufende Politik bildete so gut den einen Pol seines Interesses, wie philosophische und poetische Märchen den andern. Die Romantik war nicht bloß eine literarische Bewegung, sondern sie wollte das ganze Leben zu einer edlen Natürlichkeit zurückformen. Nichts weniger als die Auflösung der bestehenden Gesellschaftsordnung zu Gunsten einer neuen, paradiesischen schwebte Coleridge vor. Die Erde sollte wieder jung werden! All seine Hoffnung setzte er auf den Fortschritt der Revolution an der Seine, dorthin war seine Auf-

merksamkeit gespannt, von dort kamen die Nachrichten, nach denen er seine Pläne und Entschlüsse gestaltete.

Das vorherrschende Ereigniß in der Politik war damals die Verwandlung der französischen Freiheitsbewegung in republikanischen Terrorismus. Paris kannte kein Maaß. Durch Blut und Greuel steuerte es auf die Commune los. In England spaltete sich daher die öffentliche Meinung. Die Fortschrittspartei glaubte möglichst lange an die humanitären Schlagworte, aber jede neue Schreckensbotschaft lichtete ihre Reihen. Burke, so kühn er einst die Unabhängigkeit der Amerikaner gegen den eigenen König vertheidigt hatte, war betroffen, als die Nationalversammlung den Unterschied der Stände einfach wegdekretirte; empört, als der Pöbel nach Versailles zog und die Fischweiber im königlichen Palaste hausten. In leidenschaftlichen Parlamentsreden und prächtigen Streitschriften, mit pathetischer Rhetorik und weitaussehenden Prinzipien suchte er die Nation gegen die brutalen Gleichmacher aufzustacheln. Als Marie Antoinette mißhandelt wurde, brach er aus in die berühmte Klage über den Verfall der Ritterlichkeit, über das anbrechende Zeitalter der Sophisten, Oekonomisten und Algebraisten, über den Untergang der Glorie von Europa auf immer. Die Conservativen erkannten ihre Todfeinde, und Pitt sah sich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. gedrängt, den Krieg zu provociren (Februar 1793). Volk und Regierung geriethen in fieberhafte Furcht vor den einheimischen Jakobinern. Die Habeas Corpus Akte wurde suspendirt, geheime Polizisten in Menge ausgesandt, bald da bald dort ein harmloser Hitzkopf des Hochverraths angeklagt, mancher auch thatsächlich verurtheilt und deportirt. Es wurde unheimlich im Schatten der Freiheitsbäume.

Der Sturm, der über das Land brauste, machte sich auch in der ruhigen kleinen Gelehrtenstadt stärker fühlbar, als unsere Geschichtsbücher ahnen lassen. Die damaligen Zeitungen von Cambridge und die Vertheidigungsrede von Frend, wie dieser sie selbst veröffentlicht hat, geben darüber interessante Daten. Im Anfang, als der Sturz der Bastille bekannt wurde, hatte ihn der Vizekanzler der Universität selbst als „einen Gegenstand des Triumphs und Glückwünschens" bezeichnet. Aber schon 1792 erklärten sich Senat und Magistrat mit allen Maßregeln, welche Pitt gegen die Revolution ergreifen würde, vollständig einverstanden. Ein Straßenauflauf am 13. Dezember 1792, wobei einem Bäcker die Fenster eingeschlagen und einem Krämer das Haus geplündert wurde, hatte nur zur Folge, daß Bürger und Bauern zu conservativen Vereinen zusammentraten. Am Abend des 25. Januar 1793, kurz nach der Guillotinirung Ludwigs XVI., ertönte von der Groß-Marienkirche dumpfes Trauergeläute, als wäre ein mächtiger Angehöriger des Landes ins Grab gesunken. Die französischen Emigranten erhielten wiederholt namhafte Summen. Es gab verschiedene Prozesse wegen aufrührerischer Aeußerungen. Trotzdem sympathisirte ein Theil der Akademiker unentwegt mit der Revolution, gerade in Coleridges Umgebung. Frend verglich das Schicksal Ludwigs XVI. mit dem Karls I. und James' II.: „kein Engländer braucht sich über die Hinrichtung eines Individuums in Paris zu beunruhigen". Valentine Le Grice, der sich später als behaglicher Landvikar niederließ und eine reiche Wittwe heirathete, trat in seiner Festrede schwungvoll für Rousseauische Allerweltsbeglückung ein. Selbst der vornehme Middleton gehörte zu den Republikanern, mußte

deshalb nach abgelegtem Examen 1792 die Universität verlassen, ohne seinen heißen Wunsch nach einem Fellowship erfüllt zu sehen (Country Spectator, 22. Jan. 1793), gab dann als Vikar eine höchst demokratische, fast anarchistische Wochenschrift heraus und kühlte erst im ernüchternden Umgang mit dem wirklichen Volk allmählig ab. Unser Heißsporn stand natürlich in allererster Linie. Je weiter er von eigennützigen Motiven, von rohem Jakobinismus, von berechnetem Humanitätsschwindel entfernt war, um so blinder überließ er sich der, wie er meinte, tugendhaften Revolution. Er schlug sich auf die Seite des bizarrsten Vorkämpfers für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wohin ihm wohl noch Le Grice, aber nimmermehr Frend oder Middleton nachfolgte: zu William Godwin.

Das Buch „Ueber politische Gerechtigkeit" von diesem Don Quixote der Revolution erschien London 1793 in einem massiven Quartband für ein Pfund sechzehn Schilling und entging nur deshalb der sofortigen Confiscation, weil Pitt einem so kostspieligen Wälzer keine Popularität prophezeite. Hebt alle Gesetze auf! heißt der stete Refrain; schafft ab alle socialen Schranken, die Ehe nicht ausgenommen; denn gut und ohne Makel ist der Mensch von Natur aus, und erst das Verbot macht ihm das Laster süß. Das ist der unfehlbare und einzige Weg, jeden Bürger glücklich zu machen; das Glück der Bürger aber ist es allein, was den Regierungen ein Existenzrecht giebt. Godwin glaubte nicht an angeborne Leidenschaft, so wie er selbst ein absonderliches Phlegma war; nach ihm kann und soll der Mensch ein Automat der Vernunft sein. Dieser „heiligen Führung" vertraute sich Coleridge an. Gleich Godwin wünschte er das per-

sönliche Eigenthum aufgehoben, weil es dann keine Diebe und Räuber mehr geben könne. Er hielt Fürsten und Lords für professionelle Tyrannen, für Pestbeulen der Gesellschaft. Er eiferte gegen die staatliche Unterstützung, sogar gegen die private Bezahlung der Geistlichkeit; denn die Bibel vereinige sich in der Hand des „Pfaffen" unwillkürlich mit der Peitsche, und Predigt für Geld falle nur zu leicht parteiisch aus (Rel. Betr.). Er bekämpfte das Mein und Dein aus Sittlichkeit, die Aristokratie aus einem Gefühl von Noblesse, den Klerus aus Religion. Fort mit den überflüssigen, ja schädlichen Krücken der Tugend! Fort mit den kleinlichen Rücksichten des Utilarismus! Nur für die freie Liebe ist er nicht eingetreten, sonst aber für die Herstellung des äußersten, fast adamitischen Naturzustandes. Er war in der Maienblüthe der Revolutionsbegeisterung.

Man muß sich lebhaft vergegenwärtigen, wie sehr Coleridge durch diese unitarischen und communistischen Ansichten mit der Universität, mit seinen Aussichten, mit allen Verhältnissen innerlich zerfallen war, um einen Schritt zu begreifen, der sonst das dunkelste Abenteuer seines Lebens ist. Gegen Ende November 1793 verschwand er plötzlich aus Cambridge und wurde Soldat. Es war ein Akt der Verzweiflung. Ueber die äußeren Anlässe geben verschiedene Gewährsmänner (Gillmann, Cottle, Bowles) verschiedene Winke, von denen wahrscheinlich keiner die ganze Wahrheit, aber jeder ein Stück enthält. Die Geschichte klingt wie ein Roman und ist auch als solcher wenige Jahre später von einem Freunde des Dichters nach dessen eigenen Angaben behandelt worden („Edmund Oliver" von Charles Lloyd 1798).

Nicht den mindesten Antheil hatte die Liebe. Als

er von London schied, hatte ihm Mary „einen Lorbeer um die Stirn gewunden, den Kuß nicht abgelehnt und mein Gelübde halb erwidert" („Verse auf einen Herbstabend"). In der Ferne wuchs sie dem phantasievollen Jüngling erst recht ins Herz. Ihr Bild verklärte sich, „in ihren hellen blauen Augen tanzte keusche Freudigkeit", und als er den Preis für die griechische Ode gewann, freute ihn nichts so sehr als ihre Theilnahme (Le Grice, Coll. Erinn.). Mit einer ihrer Schwestern stand er in freundschaftlichem Briefwechsel. Es gab zwar auch andere junge Damen, die er mit Huldigungsversen beehrte; so in Cambridge die gefeierte Schauspielerin Miß Brunton und in Plymouth, wohin er während der Sommerferien 1793 mit seinem geistlichen Bruder George einen Abstecher machte, eine gewisse Miß F. Nesbitt, von der weiter nichts bekannt ist. Aber was er auf diese dichtete (Macmillans Pickering I 68—70, II 362), ist zu überschwänglich, um auf wahre Ergriffenheit zu deuten. Mary blieb die Königin seiner Gefühle. Und sie gerade, wie er jetzt erfuhr, bevorzugte einen Andern. Was hatte er ihr auch zu bieten? Er war arm. Gewissensbedenken verbarrikadirten seine Laufbahn. Er fand sich sogar von Schulden bedrängt. In seiner unpraktischen Art hatte er z. B. die Einrichtung seiner Collegezimmer unbeschränkt einem Tapezierer überlassen, der ihm hinterdrein eine schamlose Rechnung vorlegte und ungestüm auf Bezahlung drang. All diese Verlegenheiten zusammen wuchsen ihm über den Kopf. Wahrscheinlich war es in dieser Stimmung, daß er den Plan faßte zu einem Gedicht über „die Jämmerlichkeiten des menschlichen Lebens" (Der Freund [1], Nr. 14). Endlich warf

er Briefe und Conto, Bücher und Gown in den Winkel und riß aus, niemand wußte wohin.

Er ging nicht zu seinen Verwandten, wo er ja wegen seiner Unvernunft nur Vorwürfe zu erwarten hatte, sondern nach London, um sich selbst zu helfen. Aufs Gerathewohl strich er in der Gegend der Westminster-Abtei herum, in der jetzt seine Büste prangt, suchte Unterhalt, fand aber nur Hunger und Elend. Nachdem er eine Nacht im Freien zugebracht und am Morgen die letzten Pfennige an Professionsbettler verschenkt hatte, fiel ihm ein Werbeplakat in die Augen. Die Regierung brauchte leichte Dragoner zum Krieg gegen die Republik. Wie lockte in solcher Lage das stattliche Handgeld, die Aussicht auf frisches Kameradenleben hoch zu Roß, auf tolles Vergessen jenseits des Meeres! Seine Sympathien für das Volk und Prinzip, das er fortan blutig bekämpfen sollte, seinen Drang nach Unabhängigkeit, die letzten Regungen des Verstandes betäubte er mit dem Vorwande, er habe ein altes Vorurtheil gegen Soldaten und Pferde, und Vorurtheile müsse man ablegen. Im Kleinen wie im Großen regirte ihn gern eine windverwehte Universalität. Er ging ins Bureau in einem Zustand von halber Unzurechnungsfähigkeit, ungefähr wie Edmund Oliver im genannten Roman, der auch durch die Untreue der Geliebten versprengt in Shoreditch herumschweift, „die Sinne entzündet bis zu einem Delirium von Fieber". Der Wachtmeister, an den er gerieth, ein bejahrter, wohlwollender Mann, muß ihm den Wahnwitz vom Gesichte abgelesen haben; er ließ ihn zunächst in seinem eigenen Zimmer rasten, reichte ihm ein Frühstück, drängte ihm ein Darlehen von einer halben Guinee auf, hieß ihn spaziren

und ins Theater gehen und that das möglichste, um ihn zur Vernunft zu bringen. Umsonst. Coleridge konnte ebenso hartnäckig sein als sprunghaft. In der Nacht theilte er noch das Bett des Sergeanten, nahm dann das Handgeld und wurde als gemeiner Rekrut nach Reading in die großen Ställe geschickt: jetzt in trauriger Vollständigkeit ein Necessarianer!

Zuerst erfaßte der poetische Dragoner die Situation mit einer Art Galgenhumor. Um seinen Namen gefragt, gab er ein Pseudonym mit denselben Anfangsbuchstaben an, Silas Tomkyn Comberbach (auf deutsch etwa „Rückenstriegler"), welches er von einem Ladenschild borgte, weil es seinen künftigen Beruf so trefflich bezeichnete. Die Glückwünsche der neuen Kameraden empfing er wohl, wie Oliver, mit einer gezwungenen Lustigkeit und dem stillen Wunsch, daß doch das Regiment baldmöglichst in ein mörderisches Klima geschickt würde! Als ihn der General bei der Musterung fragte, ob er auch einen Franzosen durchbohren könne — seine Haltung war offenbar nicht sehr imponirend — antwortete er mit martialischer Bescheidenheit, er werde sich jedenfalls lieber von einem Franzosen durchbohren lassen als seinen Posten aufgeben. Sein schlechtes Reiten und noch schlechteres Striegeln pflegte er selbst zu belachen. Um so vergnügter und besser schrieb er den Mitsoldaten die Liebesbriefe, erzählte ihnen Wunderdinge von dem berühmten General Alexander dem Großen und ergötzte sich an ihren naiven Commentaren. Aber im Lauf der Monate wurde er doch von dem schalen Kasernentreiben, von der Rohheit der Offiziere, von den empörenden Prügelscenen stark ernüchtert, und als eines Tages der Befehl eintraf, einen Theil des Regiments auf den Kriegsschauplatz nachzusenden, da sah

er mit schaudernden Augen, an welchem Abgrund er stand. Er sah sich ausstaffirt zu „systematischem Mord", bestellt zu „Blutvergießen en gros". Er aß Brot, „das mit Seufzern und Thränen, mit verstümmelten Leichnamen und unnatürlichem Tod erkauft war" (Oliver). „Eheu! quam infortunii miserrimum est fuisse felicem" schrieb er an die Stallwand und zog durch dies gelehrte Citat glücklicherweise die Aufmerksamkeit seines klassisch gebildeten Kapitäns Nathaniel Ogle auf sich. An ihm hatte er von nun an einen Gönner und Rathgeber. Auch ein Cambridger, der dem Verschollenen zufällig in den Straßen von Reading begegnete, soll ihm ins Gewissen geredet und Hilfe angeboten haben. Wie er jetzt zerknirscht nach Befreiung, rang wer ihn rettete, und wodurch die Rettung gelang, wird zum ersten Male klar durch die folgenden Zeilen, die Coleridge an seinen Bruder James, damals Kapitän in Tiverton (Devonshire), richtete. Der Brief ist im Besitz von James' Sohn, dem gegenwärtigen Lord Coleridge, und mag hier als höchst interessantes, bisher ungedrucktes Aktenstück vollinhaltlich Platz finden.

20. Februar 1794.

„In einem Menschen, den das Laster noch nicht durchaus des Gefühls entkleidet hat, können wenige Vorkommnisse einen schärfern Schmerz hervorrufen, als wenn er Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit empfängt, wo er nur Zorn und Tadel erwarten konnte und verdient hätte. Die edle Stimme des Gewissens, welche ununterbrochen im Innern der Seele geflüstert, erhebt dann ihren Ton und spricht mit der Zunge des Donners. Mein Betragen gegen Dich und meine andern Brüder hat eine seltsame Mischung von Tollheit, Undankbarkeit und Ehr-

losigkeit gezeigt — aber Du vergibst mir — möge mein Schöpfer mir vergeben! Möge die Zeit kommen, wo ich selbst mir vergeben habe!

Was meine Loslösung betrifft, trägt jede Nachforschung, welche ich angestellt, jedes Stück Aufklärung, das ich sammeln konnte, in gleicher Weise bei, mich zu versichern, daß sie durch gütliche Verwendung erfolgen kann, aber nicht durch Loskauf, außer mit Kosten, welche ich mich fürchten würde niederzuschreiben. — Vierzig Guineen wurden geboten einen Tag, nachdem der junge Mensch eingeschworen war, und zurückgewiesen — seine Freunde verwendeten sich — und seine Entlassung kam vom Kriegsministerium. Wenn jedoch Loskauf zuerst versucht werden muß, wird es gut sein, an unsern Oberst zu schreiben — sein Name ist Gwynne — er hat den Rang eines Generals in der Armee — seine Adresse: General Gwynne, K. L. D., King's Mews, London. Mein angenommener Name ist Silas Tomkyn Comberbach (sic), Leichte Dragoner Reg. 15 oder „König", 9. Schwadron — meine Nummer weiß ich nicht, es liegt nichts daran(!) Als Handgeld empfing ich $6^1/_2$ Guineen — aber das Handgeld eines leichten Cavalleristen ist nur ein Köder — es wird auf Dinge für ihn verwendet, die er auch ohne Handgeld gebraucht hätte, Gamaschen, ein Paar Lederhosen, Stalljacke und Ueberzug, Pferdegeschirr, Sattelgurt, Schwemmzaum, Bürsten und das lange Etcetera der militärischen Ausrüstung. Ich trat ein am 2. December 1793, wurde assentirt und beeidet am 4., bin gegenwärtig Pfleger bei einem kranken Mann und werde wohl noch eine Woche in Henley bleiben — von unserem Regiment werden viele Leute ausgehoben werden zur Ergänzung unserer auswärtigen Truppen — die

Leute wurden heute ausgesucht — ich vermuthe, ich bin nicht darunter — als ein sehr ungelehriger Reitersmann, Lebe wohl! S. T. Coleridge.

Unser Regiment ist in Reading und Hunslow und Maidenhead und Kensington — unser Hauptquartier Reading, Berkshire — der commandirende Offizier daselbst Lieutenant Hopkinson, unser Adjutant."

Es ist auffallend, daß Kapitän Ogle, der bisher nach den Angaben seiner Tochter Miß Mitford und anderer Gewährsmänner als der alleinige Befreier gegolten, in diesem Briefe nicht einmal genannt wird. Vielleicht hatte er sich bereits für Coleridge bei dessen Bruder verwendet und brauchte deshalb nicht mehr hereingezogen zu werden. Dem Bruder kam es zu, für den Unglücklichen offiziell einzuschreiten, und er hat es an der freiwillig angebotenen und so begierig angenommenen Hilfeleistung gewiß nicht fehlen lassen. Samuel wurde am 10. April 1794 verabschiedet, aus Achtung für seinen Stand und seine Verwandten. „Verfluchter Kerl," sagt der Oberst in Lloyds Roman bei Olivers Losgabe, „wozu hat er sich denn anwerben lassen? Einige gute Hiebe würden ihn schon zähmen!" Die Abreise war fröhlich und doch nicht ohne Bewegtheit. Coleridge wurde von seinen Freunden in einer Kutsche abgeholt, die Offiziere schüttelten ihm die Hand, und unter dem dreimaligen Hurrah der verwunderten Kameraden fuhr er davon, Thränen im Auge, zurück nach Cambridge, wo gerade (am 6. April) das Sommersemester begonnen hatte. Die Episode war ein charakteristisches Vorspiel seiner künftigen Lebensführung.

Auf der Universität nahmen ihn die Vorgesetzten mit einer Güte auf, welche der Kirche in der Folge ihre

guten Früchte tragen sollte. Dr. Pearce ertheilte ihm vor den versammelten Fellows eine Rüge*): das war die ganze Strafe. Nicht einmal an Christ's Hospital wurde der Vorfall berichtet, während doch die Unthaten der Brüder Le Grice dort sorgsam registrirt sind. Coleridge sah sich als außerordentlicher Mensch erkannt und behandelt. Selbst Leute, welche seine Grundsätze bemitleideten, wie der Preisdichter und spätere Erzdiacon Wrangham, bewunderten sein Genie. Trotzdem hatte er an der Hochschule keine Freude und keinen Halt mehr. Er entzog sich häufig dem vorgeschriebenen Kirchgang, predigte Deismus und erntete dafür „entehrende" — sein eigenes Wort — Vorwürfe von den orthodoxen Dunkelmännern (Annual Biog.). Andererseits verschrieen ihn die aufgeklärten Dünkelmänner als einen Frömmler, weil er mit jugendlicher Wärme für das Christenthum eintrat. Wir finden ihn daher schon im Juni — das Sommersemester schloß am 6. Juli — wieder am Wanderstabe, diesmal auf einer fröhlichen Fußreise nach Wales. Sein Begleiter war ein Mitschüler Namens J. Hucks, ein mittelmäßiger Elegiker und großer Naturfreund, ein Feind des Atheismus und aller Regierungen, voll Achtung und Mitleid für das Volk, ein sanftmüthiger Tyrannenfresser, der in jedem Schloß ein Schanddenkmal feudaler Bedrückung sah. Ihm danken wir eine kurze Beschreibung des Ausflugs in Briefform (A Pedestrian Tour through North Wales, London 1795).

Die beiden zogen auf gut Rousseauisch aus, um „die Naturschönheiten zu erforschen, welche menschliche Ge-

*) 1794. Apr. 12. Coleridge admonitus est per Magistrum in praesentia Sociorum (Adm. B.).

scheitheit noch nicht verflacht hat". Wenn sie bei einem Bauerntanz zusahen, gedachten sie wehmüthig „jenes glücklichen Zeitalters, wo alle Menschen noch Brüder waren". Kleider und Wäsche für drei Monate trug jeder im Tornister — es war helle Flucht vor Europas übertünchter Cultur; am liebsten wären sie wohl gar in einen amerikanischen Urwald ausgewandert.

Wirklich ist Coleridge gleich in der ersten größeren Station, in Oxford, auf diese Erweiterung des Plans verfallen. Robert Allen, der alte Liebesvertraute, den er hier (in University College) wiederfand, brachte ihn mit einem Gesinnungsgenossen von durchgreifender Energie zusammen, mit Robert Southey, und dieser zeigte sich entschlossen, derlei Utopien nicht bloß mitzuträumen, sondern auch zu auszuführen.

Geboren in Bristol, der Heimathstadt Chattertons, schien Southey von diesem unglücklichen Vorromantiker die Armuth und den Enthusiasmus, den Fürsten- und Priesterhaß, die Natur- und Märchenliebe geerbt zu haben. Er war ungefähr im gleichen Alter mit Coleridge, kaum zwei Jahre jünger. Er war ebenfalls in ein strenges Londoner Institut gesteckt, schließlich aber daraus vertrieben worden, weil er in einer eigens zu diesem Zwecke gegründeten Schulzeitung „Der Flagellant" kühnlich aus den Kirchenvätern bewiesen hatte, daß das Prügeln eine Erfindung des Teufels sei. Jetzt sollten ihn die Oxforder zum Theologen heranziehen, er aber verachtete ihre Intoleranz und Pedanterie. Er hatte bereits ein Drama über den Bauernaufstand des Wat Tyler (1381) geschrieben, um unter mittelalterlicher Maske modernsten Communismus zu predigen, und ein Epos über die Jungfrau von Orleans, um den frommen Unabhängig-

keitssinn der Franzosen dem verruchten Despotensystem seiner Landsleute drastisch gegenüberzustellen. Als gewissenhafter Freidenker und poetischer Godwinianer trat er jetzt dem geistesverwandten Cambridger entgegen, mit offenem Blick und demonstrativ ungeschorenem Haar. Voll rühriger Freundlichkeit bot er ihm die Hand, der gewandte Romantiker dem sinnigen, der talentirte dem übergenialen, und alles, was ihre Charaktere unterschied, half vor der Hand nur, sie zu ergänzen und um so lebhafter aneinander zu fesseln. Rasch verband sie hochherzige Freundschaft, wie sie kaum je in der Rococozeit, jetzt aber diesseits und jenseits des Canals zwischen den führenden Dichtern — man denke nur an Goethe und Schiller — mehrfach aufblühte.

„Pant-iso-kratie", der verhängnißvolle Plan, in Amerika eine neue Gesellschaft mit äußerster Gleichberechtigung zu gründen, war die erste Frucht des Bundes. Die Beiden hatten nicht die Geduld, der Menschheit die Zeit zu organischem Fortschritt zu gönnen und auch künftigen Geschlechtern noch etwas übrig zu lassen. Das Ideal sollte sich auf der Stelle verkörpern. In England waren leider sogar die Radikalen zu phlegmatisch, um einen ordentlichen Aufstand anzuheben; Coleridge verglich diese „parlamentarischen Schwanker" mit Duckenten, welche bald keck die Köpfe über den Mühlteich der Loyalität emporrecken, bald, auf das bloße Kreischen des Ministers, wieder in den schwärzesten Schlamm hinabtauchen. In Frankreich siegte wohl die Revolution, hatte aber die Tyrannei der Könige unläugbar durch eine viel ärgere im Namen der Freiheit ersetzt. Achtung vor den Principien, welche Robespierre in seinen Reden vertrat! Aber seine Guillotinenwirthschaft ist doch ein Greuel. Europa

ist offenbar zu sehr in der Tradition des Despotismus befangen. Warum hier erst mühsam, langsam, oft durch Blutthaten die Zwingburgen brechen, wenn jenseits des Meeres noch unentweihter Boden lockt? Southey hatte sich schon vor Jahren eine Hütte in Amerika gewünscht. Coleridge schlug jetzt eine Kolonie vor; ungefähr wie einst schon Plotinus im dritten Jahrhundert nach Christus mit kaiserlicher Unterstützung versucht hatte, in Campanien eine Musterstadt „Platonopolis" ins Leben zu rufen. In diesem transatlantischen Eden sollte es kein Vorrecht, kein persönliches Eigenthum, keine staatliche Bevormundung geben, daher keinen Eigennutz, keine Sünde, keine Gesetzesüberschreitung. Der neuen Ordnung gebührte auch ein neuer Name; „Demokratie" hätte eine Zweitheilung in Volk und Aristokraten vorausgesetzt, welche gerade vermieden werden sollte; so wurde das analoge Wort geprägt, welches auf Jahre hinaus die Losung der beiden Freunde war.

Die Art, wie sie dafür Propaganda machten, ist recht bezeichnend für die Verschiedenheit ihres Wesens. Coleridge setzte nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Oxford seine Vergnügungspartie fort. In weitem Bogen wanderte er um die Küste von Nord-Wales, trieb mit etlichen gastfreien Royalisten beim Bierglas schwungvolle Kannegießerei, kritzelte in einem Wirthshaus moralisch-revolutionäre Verse auf die Fensterscheiben und fraternisirte mit einem hitzigen Bauerndemokraten auf die Gefahr hin, von dessen krabbeliger Thierrepublik etwas abzukriegen. Sorglos überließ er sich dem Anblick der landschaftlichen Schönheiten und wäre am flachen Strande bei Beaumaris an einem nebeligen Abend unversehens von der einbrechenden Fluth überholt worden,

wenn es den Fischern nicht noch im letzten Augenblick gelungen wäre, ihn wach und zurecht zu winken: mit nassen Füßen und zitternd vor Kälte rettete er sich in ihre Hütte. Dafür erging er sich in wonnigen Phantasien von

„Dem ungetheilten Freiheitsgarten,
Wo Arbeit, Kraft und süß're Liebe warten,
Fern von Menschen, fern von Qual
Im romantisch wilden Thal."

(„An den Rev. W. J. Hort.")

Southey hingegen sorgte und handelte. Er versicherte sich der Theilnahme Allens. Er gewann George Burnett, einen Farmersohn, der sich in demselben College wie er selbst (Baliol) auf den Kirchendienst vorbereitete. Mit ihm schüttelte er — das Sommersemester war eben vorüber — den Staub der verzopften Universität auf immer von den Füßen und sprach auf dem Heimweg den Plan ins Reine. Eine Weile gemeinsamer fröhlicher Arbeit am Morgen würde genügen, um Wohnung und Lebensmittel zu beschaffen. Bäume müssen gefällt, die Stämme zum Hausbau, das Astwerk zum Brennen verwendet werden. Mit so primitiven Dingen wie Axt und Pflug zu hantiren, wird sich schon von selbst ergeben. Für Küche und sonstige Hausarbeiten nimmt sich jeder Auswanderer eine Frau mit. Der weitaus größte Theil der Zeit bleibt vorbehalten für geselligen Verkehr und literarische Produktion. In solchen Erörterungen gelangte Southey allmählich zu seiner Mutter und reichen Tante nach Bath, wo er sich sofort einen festen Zwilchrock bestellte, denn wenigstens auf diesen Theil der Ausrüstung mußte er sich als Sohn eines Leinenhändlers doch verstehen. Auch Mutter und Bruder schlossen sich bereitwillig an. Nichts fehlte mehr als das Geld zur

Ueberfahrt, zum Ankauf von Land und Handwerkszeug. Die Mutter hatte keines, und die Tante wies ihm die Thüre. So übersiedelte er in der ersten Augustwoche nach Bristol, wo eben Coleridge eingetroffen war, um mit diesem einen Ausweg zu ersinnen. Das elende Geld, welches den Beiden bisher so beständig aus dem Wege gegangen war, dem sie jetzt mit so herzhafter Verachtung für immer entsagen wollten, zeigte plötzlich eine tückische Anhänglichkeit und ließ sie nicht fort. Die Romantik rannte mit dem Kopf an die Wand der Alltäglichkeit.

Könnte man nur bemittelte Gefährten werben! Das Terrain schien nicht ungünstig. Bristol mit seinen 100,000 Einwohnern (London hatte damals 651,000, Liverpool 47,000, Berlin 134,000) war der zweitgrößte Ort Englands und trieb, Dank seiner günstigen Lage am Einfluß des Avon, einen sehr einträglichen Handel nach Irland, Schottland und Amerika. In confessionellen Dingen herrschte eine weltstädtische Toleranz, welche namentlich den Unitariern zu gute kam. Der politische Freiheitsgeist war so stark, daß das Volk im Oktober 1793 zweimal die Zollthore verbrannte: aller militärischen Intervention zum Trotz ließ es sich die verhaßte Verzehrungssteuer nicht aufdrängen. Zugleich herrschte ein bedeutendes literarisches Interesse, es gab Theater und Concerte, fünf Zeitungen und mehrere Leihbibliotheken, auch eine Reihe Schriftsteller, unter welchen Mrs. Hannah More mit ihren fromm-demokratischen Erziehungsbüchern die geachtetste Stellung einnahm. Southey hatte vortreffliche Bekannte und führte ihnen seinen wunderbar beredten Freund mit Stolz vor. Da war Josef Cottle, ein junger, vermöglicher Buchhändler, sehr guter und harmlos eitler Mensch, frömmelnd heroischer Dichter und philiströser

Memoirenschreiber; und u. A. auch Robert Lovell, der etwas excentrische Sohn eines wohlhabenden Quakers, ein Bewunderer Chattertons, auch selbst Elegiker und Lokalsatiriker. Die Aufnahme war freundlich, aber nur Lovell erklärte sich für die Auswanderung, und ihm allein konnte man doch nicht die Kosten aufladen. Die Hauptschwierigkeit blieb also ungelöst.

Leichter waren die erforderlichen Frauen aufzutreiben. Ein verarmter Zuckerpfannenfabrikant Namens Fricker hatte eine Witwe mit sechs Kindern hinterlassen, kreuzbrave Leutchen, nicht ohne Stolz und eher zu temperamentvoll, welchen zwar niemand glänzende Vorzüge, aber auch nur Byron in leichtgläubiger Spaßhascherei etwas Frivoles nachsagen konnte. Sie wohnten hübsch und bescheiden auf Redcliffe Hill, am südöstlichen Ende der Stadt, knapp hinter dem schlanken gothischen Thurm und alten Friedhof von St. Mary Redcliffe, wo Chatterton so gerne seine mittelalterlichen Träume gesponnen hatte. Die fünf Töchter erhielten sich in der anständigsten Weise durch Nähen und Lehren, eine versuchte sich auch als Schauspielerin. Mary war bereits mit Lovell vermählt; in Edith verliebte sich eben Southey: wie verführerisch für Coleridge, die Freundschaft mit der Schwägerschaft zu verstärken! Sarah, oder wie sie Coleridge mit Weglassung des „ominösen Spiritus asper" zu nennen pflegte, Sara war die älteste und galt für die hübscheste. Sie war brünett, ein bis zwei Jahre älter als er, besaß gerade keine besonders hohe Bildung, hatte aber von selbst singen gelernt und zeigte ein ungemein rührriges, mittheilsames, gerade herausgehendes Wesen. Kleine Verstöße gegen salonmäßigen Takt standen ihr reizend. In den Memoiren ihrer Tochter wird sie mit warmer Liebe

als ein Spiegel der Frische und weiblichen Sorglichkeit geschildert. Coleridges Mutter hätte sie jedenfalls nicht zu den „Klavierdamen" gerechnet. Es dauerte nicht lange, und unser zweiundzwanzigjähriger Student hatte sich ihr in wenigstens halbwegs bindender Weise genähert. Southey staunte. In Oxford hatte ja Mary Evans noch alles gegolten: „ob auch verbannt", schrieb Coleridge im Juni 1794, „in fernen Zonen unstät und heimwehkrank zu wohnen, dein Bild weicht nimmermehr von mir, stets, Mary, seufze ich nach dir" („Der Seufzer"). Aber inzwischen muß sie seine Bewerbung entschieden, wenn auch aus vernünftigem Egoismus und nicht ohne kokettes Mitleid, vereitelt haben. Auf der Wanderung war er zufällig — wie er wenigstens behauptete — nach Wrexham gekommen, wo ihre Schwester, seine Correspondentin, verheirathet war; und während er gedankenlos am Wirthshausfenster stand, sah er plötzlich die beiden Damen draußen vorübergehen. Zusammenfahrend barg er sich sofort „halb ohnmächtig" im Hintergrund; jene stießen einen leisen Schrei aus und gingen dann noch vier oder fünf Mal über den Platz, um sich seiner Person zu vergewissern. „Sie lebt", schrieb er am 22. Juli an einen Collegefreund in Cambridge, „aber nicht mehr für mich; als Neuvermählte vielleicht kam sie aus der Umhalsung eines Andern daher" (Biogr. Suppl. II, 320). Mit leerem Herzen gelangte der enthusiasmusdurstige Dichter nach Bristol und in das Haus der Frickers; viele Monate hatte er in England voraussichtlich nicht mehr zu leben; Sara bewunderte ihn, wie es so viele Andere thaten und war zugleich zu sehr Naturkind, um ihr Gefühl zu verstecken, sie wollte sogar mit ihm nach Amerika, und — Heines „alte Geschichte" ward mit einigen Nuancen er-

neut. In der Geißblattlaube hinter ihrem Haus gestand sie ihm ihre Neigung und „ließ mich meine eignen Freudenthränen von ihrer heißen Wange küssen" („Das Gedenkzeichen", Pickering II, 186). Jetzt war er bereit zu segeln, sobald nur das Geld zur Hand und der bevorstehende Winter verstrichen; auf den März wurde die Abfahrt festgesetzt. Das extravaganteste Unternehmen seines Lebens gab ihm die Lebensgefährtin.

Die pantisokratische Bruderschaftsmanie war so ansteckend, daß um dieselbe Zeit auch Burnett um eine Miß Fricker anhielt. Aber Martha war zu gescheit und zu selbstbewußt, um sich in der Eile aufheirathen zu lassen. Sie wollte nicht als nächste beste, sondern individuell aus der ganzen Welt heraus gewählt sein. Verächtlich wies sie das Anerbieten zurück und verblühte lieber zur alten Jungfer.

Durch die Liebe wurde die Geldfrage erst recht brennend. Die drei poetischen Bräutigame setzten sich daher eines Abends zusammen und hielten weisen Rath. Trugen sie nicht die Anwartschaft auf große Honorare in ihren Federkielen? Southey wollte seine „Johanna d'Arc", Coleridge die Auswahl aus den neulateinischen Lyrikern auf Subscription herausgeben. Auch wurde eine noch interessantere Arbeit in einer höheren Stilgattung vorgeschlagen und sofort mit pantisokratischer Gemeinsamkeit in Angriff genommen: eine Tragödie auf den Fall des Robespierre. Wahrscheinlich war es der Verfasser des „Wat Tylor", der den Einfall hatte und hiemit die Freunde zum Drama hinüberdrängte; denn Coleridge fühlte, wie er selbst einmal sagte, dafür kein Genie. Die Geschichte hatte sich zwar erst vor einem Monat, am 27. Juli 1794, zugetragen; die Mehrzahl der dramatis

personae lief noch an der Seine herum; aber solche Aktualität war der Romantik ebenso erwünscht wie Platonismus und Kinderfabeleien und alles, was inconventionell genug war, um die instinktiveren Elemente der Poesie herauszulocken. War doch auch schon die Hinrichtung Ludwigs XVI. von dem Irländer W. Preston zu einem pathetischen Trauerspiel „Demokratische Wuth" (1793) verarbeitet worden! Damit sich zu der Frische des Stoffes auch die der Ausführung geselle, wurde bestimmt, daß sämmtliche drei Akte binnen vierundzwanzig Stunden zu liefern seien, der erste von Coleridge, der zweite von Southey, der dritte von Lovell. Das Walten der dichterischen Inspiration stellten sie sich wohl ungefähr so mirakelhaft vor, wie das des heiligen Geistes am Pfingsttag: eine ganze Gemeinde soll auf einmal in harmonische Reden ausbrechen! In der That brachte Coleridge am nächsten Abend einen Theil des ersten Aktes — um ihn fertig zu schreiben brauchte er freilich noch einige Tage; Southey, der angehende Vielschreiber, den ganzen zweiten; Lovell einen dritten, der aber merkwürdiger Weise gar nicht stimmen wollte und deshalb von Southey umgegossen wurde. Jetzt noch eine Widmung an Hannah More, und das Opus war fertig. Die Einheit der Tendenz war hinreichend gewahrt; dafür sorgten schon die radikalen Zeitungen, welche die Autoren bei der Arbeit fleißig zu Rathe zogen: sie schöpften daraus speziell die Auffassung Robespierres als groß in den Zwecken und gewissenlos in den Mitteln, als „Tyrann für seines Vaterlandes Freiheit", und manche Tirade unerschütterlicher Zuversicht auf die Sache der Revolution. Schlimmer sah es um die künstlerische Einheit aus. Namentlich die Charaktere,

welche Coleridge exponirte, sind bei Southey kaum in den gröbsten Umrissen weiter geführt. Man kann wirklich nur die Klugheit des Bristoler Buchhändlers loben, der für das angebotene Verlagsrecht dankte.

Die Geldverlegenheit trieb Coleridge Anfang September nach London und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Cambridge zurück. An beiden Orten war er in seiner Art für die Pantisokratie thätig. In London erneute er die Freundschaft mit Charles — Lambs gewöhnliches Apellativ — und schwärmte ihm so hitzig von Amerika vor, daß dieser ihn zuerst auslachte, dann aber vor dem darüber empörten „Genienarren" sich zur Thüre hinausflüchtete (Southeys Corresp. I, 219). Durch Lamb ward er mit George Dyer bekannt, einem einstigen Schüler von Christ's Hospital, der eben im Anschluß an Junius, Howard und die „Menschenrechte" eine kühne Schrift gegen die überreichen Sinecuren der Vornehmen, die Rohheit in den Gefängnissen und Spitälern, die absichtliche Verwahrlosung der unteren Volksschichten, das massenhafte Prügeln und Hängen losgelassen hatte („Klagen der Armen" 1793). Von ihm erlangte er die lobendsten und aufmunterndsten Worte, aber auch keine Beitrittserklärung. Er sprach ferner im Waisenhaus vor, drückte Favell und dem jüngern Le Grice, welche jetzt an der Spitze der Schülerschaft standen, die Hand und gewann sie zu Pantisokraten; sie waren mit allem einverstanden, „*φρενδώτατοι μετὰ φρένδους*", nur das erforderliche Geld besaßen sie nicht. Von einem andern „höchst intelligenten" Schulgenossen, der fünf Jahre in Amerika zugebracht hatte, ließ er sich viel über die dortigen Verhältnisse erzählen: zwölf Männer und 2000 Pfund würden zur Gründung einer Kolonie

bequem ausreichen; die Moskitos seien lange nicht so bös wie die englischen Mücken; die Ufer des Susquehannah — Wort von magischem Wohlklang! — würden sich durch mildes Klima, landschaftliche Schönheit und Sicherheit vor den Indianern zur Ansiedlung besonders empfehlen; Schriftsteller könnten drüben sehr viel verdienen. Welch hochziffrige Assignaten! Nicht einmal einen Verleger für den dramatisch-politischen Wechselbalg vermochte er an der Themse aufzutreiben. Das gelang ihm erst in Cambridge, wahrscheinlich durch die Freigebigkeit eines gewissen H. Martin, dem er vertrauliche Reisebriefe geschrieben hatte und jetzt die Broschüre widmete „als kleines Zeichen dankbarer Neigung" (22. Sept.). Besprochen wurde sie nicht unfreundlich, doch spärlich. Von einem Honorar hören wir nichts. Das Werk, welches ihn über den Ocean bringen sollte, eröffnete nur seine lange, fruchtbare Thätigkeit als europäischer Publicist. Auswandern wollte in Cambridge niemand: die Leute hatten alle noch etwas zu verlieren.

Weit entfernt, durch diese Enttäuschungen klüger zu werden, brach er jetzt vollends die Brücken hinter sich ab. Carlyle hat ihm Kühnheit abgesprochen: der junge Coleridge war nur zu kühn, er war waghalsig und maßlos in der Unternehmungslust. Er stand im letzten Semester des Quadrienniums. Vom Baccalaureat trennte ihn eine Prüfung, welche für einen Zögling Boyers keine Schrecken haben konnte. Coleridge hatte auch schon wiederholt seinen Examinatoren Genüge gethan. Was ihm den Weg zum grünen Tisch verlegte, waren nicht die wissenschaftlichen, sondern die religiösen Anforderungen. Er war zu ehrlich, die neununddreißig Artikel, die er bei der Inscription noch gewohnheitsmäßig beschworen

hätte, jetzt als prononcirter Häretiker abermals zu beschwören. Als angehender Amerikaner hatte er es auch nicht mehr nöthig. Dr. Pearce bot in einer langen Unterredung alle Kraft des Verstandes und der Liebe auf, um ihm das Träumerische, das Verderbliche seiner Pläne klar zu legen; aber Coleridge entgegnete ihm trocken, da sei er vollständig im Irrthum (C. Carlyon, Early Recollections). Noch bevor der Schlußtag des Herbstsemesters (16. Dezember) abgelaufen war, kehrte er den freundlichen Kreuzgängen von Jesus College abermals den Rücken, diesmal für immer. Zwanzig Jahre später, in der „Biographia Literaria", hat er diesen Schritt bitter bereut und sogar allen jungen Schriftstellern dringend gerathen, sich von Anfang an durch eine Pfründe materielle Unabhängigkeit zu sichern. Gegenwärtig aber war er in einem Delirium von Jugendkraft und Hoffnung.

Monate lang wäre noch nicht alles verloren gewesen. Dr. Pearce wartete das ganze Wintersemester auf seine Rückkehr; dann strich er zwar nothgedrungen seinen Namen von der Tafel des Hauses, gab ihm aber noch eine letzte Gnadenfrist bis 14. Juni 1795. Zugleich meldete er es nach Christ's Hospital in den rücksichtsvollsten Ausdrücken: Coleridge sei entwichen, niemand wisse warum; im Uebrigen kein Wort der Klage ob schlechter Aufführung. Das Comitee des Waisenhauses berieth darüber am 22. April, zögerte aber auch mit der Sperrung seines Stipendiums und erklärte es zunächst nur in Gefahr (aus dem Protokoll). Man kann nicht umhin, der Kirche von England das Zeugniß auszustellen, daß sie ihn mit der möglichsten Langmuth und Klugheit behandelt hat. Er aber war nach London ge-

gangen, verglich sie öffentlich mit einer Wolfsbrut, tauchte unter in den revolutionärsten Kreisen und bekannte sich zu einem politischen Credo, das zu ideal war, um bei wachsender Lebenserfahrung bestehen zu können. Der Rückschlag wird nicht ausbleiben. —

Parallel mit seiner Entwicklung als Mensch lief die als Dichter: noch entschiedenere Abkehr von der schulgerechten Verständigkeit, noch mehr platonischer Schwung und romantisches Hochgefühl.

Nicht geringe Förderung dankte er dabei seiner Cambridger Umgebung. In den bequemen und würdigen Verhältnissen der Universität dünkte ihn das Seufzen — in der Waisenhauszeit so beliebt — nutzlos, die Rührseligkeit Unnatur („Mit Fieldings Amelia"). Sein angeborner Frohsinn äußerte sich nicht mehr bloß in ohnmächtiger, elegischer Sehnsucht: das gelehrt-heitere Treiben des Penseroso wollte er nachgenießen, mit den ruhmvollen Alten tiefen Verkehr pflegen, der scheidenden Sonne in süßer Bewegtheit nachschauen, die bescheidene Unabhängigkeit und vornehmen Phantasieflüge Miltons erneuen („Glück"). Zugleich theilten alte und neue Freunde seine Auflehnung gegen den Pope'schen Classicismus. Valentine Le Grice gab in seiner Festrede die These aus, die Regirung der Königin Anna sei mit Unrecht die augustäische Aera der englischen Poesie genannt worden. Wenig finde sich in Pope, „was von Liebe spricht und Dichterfreude, von Begeisterung und Schönheit"; er wende sich hauptsächlich an den Kopf, und doch sei es „das Ziel der Poesie, das Herz zu entzücken, veredeln, erheben und bessern . . . Laßt uns die Natur betrachten mit dem Auge Thomsons, die Energie aufstacheln mit Gray, die schöneren Gefühle wecken mit Bowles, in Sympathie

dahinschmelzen mit Burns, die Seele zu jeder höheren Empfindung erweitern mit Cowper: dann wollen wir es wagen zu trauern, daß das poetische Genie mit Pope geflohen ist! Das goldene Zeitalter der Literatur ist nicht vorbei, sondern ist erst im Kommen!" — Auch Middleton war ein Verehrer von Burns, und Frend verbreitete sich gern über „die Abweichung von der einfachen Wahrheit, in welche die englischen Dichter durch eine unvernünftige Nachahmung der Alten verfallen sind" (Vorrede zu Dyer's Gedichten 1792). Mit wachsendem Selbstvertrauen sah sich Coleridge von Gesinnungsgenossen umringt, von der Welle einer aufstrebenden Zeit getragen. Er wurde strenger gegen seine bisherigen Vorbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert und ging dafür noch weiter zurück in die Schönheitsregionen der Renaissance.

Was zunächst die Landschaftslyrik betrifft, begann er über Bowles allmählig etwas kühler zu urtheilen. Als er dessen Gedichte zu Oxford in einer neuen Auflage zu sehen bekam, fand er zwar in den neu hinzugefügten, besonders in der „Elegie geschrieben zu Matlock", immer noch die gewohnten Vorzüge der Würde, Zartheit und Erhabenheit; in den Veränderungen seiner alten Lieblinge aber lauter „verkehrten Geschmack und verworrene Empfindsamkeit." Um so mehr überließ er sich der Führung Miltons, nicht mehr bloß in Einzelheiten, sondern im Grundton. Aus den melancholischen Dämmerhainen der Wertherianer übersiedelte er in das glänzende Arkadien des „Allegro", „Penseroso" und „Comus", unter blühende Myrthen und einen irisirenden Himmel, an silberne Wasserspiegel und auf Blumenfluren mit gemmenartigen Thautropfen. Statt mit leidenden oder mitleidigen Menschen umgab er sich mit tanzenden

Feenkindern. Am deutlichsten zeigt sich das in zwei Gedichten, welche sich auf seinen Ferienaufenthalt in Ottery (1793) beziehen.

Das eine sind die „Lieder der Pixen", freundlicher kleiner Elfen, welche der Volksglaube von Devonshire in einer üppig überwachsenen Waldhöhle am Otter hausen ließ. Dahin führte er eines Sommertages eine Gesellschaft junger Damen, von welchen eine wegen ihres zierlichen Wuchses und farblosen, hellen Teints zur Feenkönigin ausgerufen wurde. So das orientirende Vorwort. War es ein wirkliches Erlebniß, war es eine Phantasie auf die geliebte Mary: gewiß schwebte ihm ein Feenspiel zu Ehren einer anmuthigen, seelenreinen Jungfrau vor, ungefähr in der Art des „Comus". Ein Wortführer der Geister tritt zu Anfang auf und schildert deren Treiben, wie im „Comus." Die sorgenverscheuchende Arbeit ruft der Dame ein „Guten Morgen" zu, ganz wie die Heiterkeit dem Allegro. Am heißen Mittag ziehen sich dann die Pixen in die Laube zurück, um dem Summen der Bienen zu lauschen (vgl. Penseroso V. 142). Abends tanzen sie auf der blumigen Wiese am Bach (vgl. Allegro V. 96 ff.). Nachts stehen sie am Ebenholzthron der geheimnißvollen Göttin, von welcher die dunklen Träume kommen, und bringen am Schluß der Erdenjungfrau ihre Huldigung dar (wieder aus dem Comus). Jede dieser Uebereinstimmungen, für sich allein genommen, würde nichts Sicheres beweisen; im Zusammenhang betrachtet, sind sie höchst charakteristisch für Coleridges Methode zu lernen. Miltonisch ist ferner der gedrängte, mythologisirende, nach plastischer Fülle ringende Stil, der beim Schüler öfters in Schwulst ausartet; die Kühnheit der Composita; die Mischung vierfüßiger Trochäenpaare mit

freien musikalischen Strophen. Selbst in der Landschaftsschilderung, wo doch größte Wahrheit zu erwarten wäre, ließ sich Coleridge von dem Prachtstil seines Vorbildes u. a. verleiten, von „thaufeuchten Schneetropfen" zu sprechen: so sehr herrschte bei ihm noch der reproducirende Traumblick über die reale Erscheinung. Daneben mischen sich freilich auch individuelle Züge von Naturbeobachtung ein, z. B. das Bild des Baumes, dessen „Schatten auf der Brust des Stromes schlummert." Die Weichheit der Humanitätszeit macht sich geltend, mitten in die schimmernde Märchenwelt fällt bald eine sinnige Erinnerung, bald ein bleiches, zitterndes Mondlicht, ein thränenvoller Blick oder ein schmachtender Seufzer. Jeder Satz trägt den Stempel Miltons und ist doch zugleich getränkt mit moderner Subjektivität.

Ein Seitenstück in Moll, wie der „Penseroso" zum „Allegro", sind die „Verse auf einen Herbstabend" (1794). Der Dichter sieht wieder die lieblichen Scenen, die er in der Heimath erlebt; die Sonne sinkt in Ambragluthen, eine Jungfrau in keuscher Sprödigkeit gleitet über den Rasen daher, sie schweift einsam durch die Mondnacht und singt in den Wind: es ist wieder die Eingangssituation des „Comus", aber nicht mehr als Wirklichkeit, sondern als wehmüthige Erinnerung gefaßt. Entzückt hebt der Träumer als neuer Gott Comus den Zauberstab — fortan ein häufiges Möbel in seiner Lyrik — und beschwört die Geister der Liebe, ihr zu folgen. Wenn er dann begeistert fortfährt: „O wär' ich Proteus, wechselvoller Gott! Ich wollte meinem Lieb ein Blumenhain am Mittag werden, eine Abendbrise, wenn Dämmerung durch's fahle Thal sich stiehlt" u. s. w., so ist das wohl eine eingestandene Uebertragung von Motiven

aus den griechischen Epigrammen, eine bei Coleridge ganz vereinzelte Nachahmung der Klassiker, aber nicht in der pseudoklassischen Manierirtheit; vielmehr ein freies Weiterverfolgen der Milton'schen Lyrik zu ihren antiken Vorbildern. Erst am Schluß kehrt er aus der verklärten Vision zurück zu der Dämmergegend, welche ihn thatsächlich umgiebt, von der Idealgestalt der Geliebten zu der ungetreuen Mary, zu schmerzlicher Entsagung, zu dem weinerlichen Bowles, speziell zu dessen „Elegie geschrieben zu Matlock", an welche die Klage, die Trauerscenerie und auch das Metrum (wechselnd gereimte fünffüßige Jamben) ziemlich deutlich anklingen.

Die Erotik zeigt sich bei Coleridge, wie man sieht, regelmäßig in Begleitung der Landschaftslyrik. Selten schickte er sie allein in den Vordergrund. Er war nicht so leidenschaftlich veranlagt wie Burns oder Byron, sondern mehr sinnig. Von den Produkten der Waisenhauszeit war „Genivieve" einem eigentlichen Liebesgedicht am nächsten gekommen. Jetzt sind zwei reine Versuche dieser Art anzuführen, beide an Miß F. Nesbitt gerichtet. War dort Bowles das Muster gewesen, ist es hier Spenser, der seraphische Elisabethiner, dessen Einfluß im achtzehnten Jahrhundert überall mitwirkte, wo gegen die französisch-klassische Glätte wieder ein nationales Gemüthselement hervorbrach (L. Stephen, Hist. of Engl. Thought). „Die Rose" ist eine Tändelei mit Cupido, der, wie so oft bei Spenser und dessen Nachahmern, als eigensinniger Wicht geschildert wird, zuerst im Schooße der Venus, dann in einer Rose, dann auf der Brust der Geliebten. — Eng daran schließt sich „Der Kuß". Die erröthende Jungfrau wird mit einer Rose verglichen, sie wird umflattert von entzückten Geistern, sie ergiebt sich

nur mit zartester Verschämtheit: eine Vorstellungsreihe, welche unzweideutig auf die Trauungsscene in Spensers „Epithalamion" zurückweist. Liebe ist nicht mehr vorwiegend ein Austausch von Rührung und Trost, wie in Christ's Hospital und bei Bowles, sondern ein Märchen der Freude, dem auch der sinnliche Reiz nicht fehlt.

Gleichzeitig ward er in der hymnischen Lyrik seines bisherigen Lehrers überdrüssig. Gray hatte ihm zu viel decorative Rhetorik, zu wenig lebendige Anschaulichkeit. Um Jugend und Tugend zu personifiziren, reicht es nicht hin, die Wörter groß zu schreiben. Nicht minder tadelte er an Dr. Erasmus Darwin, daß dieser Ovidiker in seiner „Liebe der Pflanzen" (1789) wohl mit Blumen und Sonnen, Silber und Honig verschwenderisch um sich werfe, aber damit doch nur den Eindruck eines „glitzernden Eispalastes" hervorrufe. Gegen diese Odensänger, die beide noch stark am pseudoklassischen Stil hingen, half er schon in den ersten Cambridger Ferien einem Landsmann für einen Devonshirer Literaturverein einen, leider verlorenen, Essay schreiben (Biog. Lit. K. I). Unser Plotiniker fühlte die Kraft in sich, Auge und Herz ganz anders zu elektrisiren. Gerade in der Periode der größten Erniedrigung, als schlechter Rekrut im Stalle zu Reading, ergriff es ihn mächtig, die höchsten Ideen seiner Weltanschauung in eine grandiose Hymne zu drängen. Im Hause der Lords war eben, am 21. Januar 1794, ein Antrag auf Friedensschluß mit der Republik durchgefallen und zwar, wie der Herzog von Portland erklärte, weil der Krieg die Erhaltung der christlichen Religion bedeute. Coleridge, besonders in seiner damaligen Lage, konnte sich nichts Irreligiöseres denken als das Waffenhandwerk. Einen Kreuzzug gegen den Wohlfahrtsausschuß zu pre-

digen, war ihm scheinheilige Blasphemie. Welch andern Geist der Religion las er aus der Allschönheit der Schöpfung, dem Leiden des „milden Galiläers", der Offenbarung wirklich heiliger Denker, wie Priestley, Hartley, Berkeley! Ein Evangelium unendlicher Gott- und Menschenliebe hatte er der utilaristischen, kurzsichtigen, kleingläubigen Mitwelt zu verkünden. So begann er das erhabenste Werk, an das er sich je gewagt, die „Religiösen Betrachtungen". Ein Jahr lang trug er sich damit, bis er es am Weihnachtstage 1794 vollendete, und dann hat er noch über ein Jahr daran gefeilt, bis er es endlich erscheinen ließ. Nicht mehr von Gray, sondern von Milton und Spenser borgte er die Darstellungskunst.

Das „Verlorene Paradies" bot vor allem die stilistischen Mittel, durch welche Reflexion in Sangesform umzugießen ist: die demonstrativen Anrufe, die eindringlichen Appositionen, die pompös nachtrabenden Attribute, um unvermerkt zu definiren; die weit gedehnten Perioden mit den vorankündigenden Pronomina, den kühnen Inversionen und noch kühneren Metaphern, um mit poetischer Lebendigkeit zu deduciren. Mit der Diktion kam von selbst das Metrum herüber: der recitativische Blankvers mit den häufigen Enjambments und den kecken Cäsuren nach dem ersten Fuß. Auch die Composition ist wenigstens im Eingang auffallend ähnlich: in beiden Dichtungen berührt der erste Absatz den Inhalt des Ganzen, die Seherkraft der bethlehemitischen Hirten, das Urbild des erschaffenden Gottes. Was Schilderung angeht, verpflanzt sich aus dem Morgengebet des ersten Menschenpaares die Bewunderung der aus dem Nichts hervorgerufenen Welt, der kreißenden Elemente mit den Cherubimsschaaren darüber, der gährenden Wolken unter

der zum ersten Male aufgehenden Sonne und der allerorts lebendigen Seelen über ein Jahrhundert rationalistischer Phantasieschwäche weg in diesen revolutionär-mystischen Andachtserguß. Seit Milton hatten sich die Naturbeschreiber auf die Welt der fertigen Erscheinungen beschränkt, selbst Gray in seinen Oden über die nordische Mythologie nicht ausgenommen. Jetzt haben wir wieder halbes Chaos, zusammenschießend zu paradiesischer Harmonie. Bibel, Reisebeschreibungen und eigenes Wolkenstudium haben Coleridge einzelne Züge beigesteuert; woher aber die Hauptanregung kam, deutet er selbst unerkennbar an:

„zur Posaune Miltons
Entrollen des erneuten Erdenebens
Dufthaine ihr entzücktes Echo".

Wirkte Milton mehr auf die sinnliche Gestaltungskraft, so entfesselte Spenser mehr den überirdischen Flug der Gefühle. Er hatte die „Himmlische Schönheit" und die „Himmlische Liebe" nicht bloß episch, sondern hymnisch besungen und riß Coleridge mit fort zu ähnlichem Seelenhunger, das Göttliche zu schauen, zu ähnlich trunkener Ohnmacht, es in Worte zu bannen. Er hatte sich bereits zur Einflechtung platonischer Theorien verstiegen, und Coleridge folgte seinem Beispiel: Spensers „reine Intellekte, ausgestrahlt von Gott" stehen in nächster Verwandtschaft mit „des unbegränzten Geists Monaden" in den „Religiösen Betrachtungen". Der Schüler ist sogar noch weiter gegangen und hat so viel überschwänglichen Neuplatonismus orakelhaft eingemengt, daß das Werk ohne philosophische Vorstudien kaum recht zu verstehen ist. Der Mann der Renaissance hatte künstlerisches Maß beobachtet, der Prophet der Romantik übersprang

im Kampfe gegen die Beschränktheit die Schranken; jene Literaturbewegung war eben continuirlich gewesen, während diese als Rebellion erschien. Man muß sich den „Essay über den Menschen" vergegenwärtigen, ein Poem von verwandter Tendenz, aber stimmungslos vor lauter Streben nach correkter Klarheit und epigrammatischer Schärfe — und erst die Nachahmungen! — um zu begreifen, daß auch die ekstatische Dunkelheit der „Religiösen Betrachtungen" für die damalige Zeit ihre historische Berechtigung hatte. In der That urtheilte die öffentliche Kritik (Monthly Rev. 1796): „Oft seltsam und zur Exaltirtheit geneigt, aber im Allgemeinen ergreifend und bedeutungsvoll".

Hinwendung zu Spenser zeigt sich noch ausgesprochener in den Veränderungen und Erweiterungen, welche Coleridge im Oktober 1794 an der „Monodie auf Chatterton" vornahm. In der ersten Version, die er bekanntlich unter Boyer dichtete, hatte er Butler, den Verfasser des „Hudibras", den Kämpfer „gegen den bigotten Feind", als Schicksalsgenossen des verlassenen Dichterjünglings angeführt. Jetzt nennt er an seiner Statt Spenser, „den Himmelssänger, sanftmuthvoll". Auch hier ist ein Schwellen der Einbildungskraft zu beobachten. Früher sagte er von Chatterton engbrüstig genug: „er heißt des Schuldners Augen Ruhe kennen"; dafür steht jetzt der ungleich stolzere Ausdruck: „giebt manchem Häftlingsaug' den blauen Himmel". In die Beschreibungen mischt sich gern etwas Unheimliches, auch wo es nicht paßt; so wird jetzt die Allegorie des kindlichen Mitleids an der Seite des Selbstmörders zu „milder Neigung, mit bloßer Brust und wild verblaßter Wange". Hinzugefügt ist u. a. ein Bild des Minstrels in „der Stunde heißer Inspiration",

wenn „sein Geist mit Meisterkraft sich füllt“. Die heitere Gegend am Avon, wo er ursprünglich auftritt, verwandelt sich in diesem Anhang in öde Höhlen am Meeresstrand, die Seemöve kreischt, die Winde ergießen ihren gebrochenen Sang. Es sind Vorboten der zugleich elementaren und spukhaften Scenen im „Alten Matrosen“.

An den großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts lehnte sich Coleridge auch auf dramatischem Gebiet, als er den ersten Akt zum „Fall des Robespierre“ schrieb.

Die Tragödie war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts tief in der steifen Regelmäßigkeit der französischen Classicität befangen und hatte seitdem trotz mehrfacher Anläufe, zum nationalen Leben zurückzukehren, keine wesentlich freiere Technik angenommen. Das bürgerliche Trauerspiel, die Verpflanzung der Abschreckungsjustiz auf die Bühne, war eine praktische, aber keine künstlerische Reform. Shakspere, der nie vergessene, war durch Garrick in den Londoner Theatern wieder zu hohen Ehren gebracht worden, seine Stücke wurden dauernd mit Erfolg gespielt, aber nur oberflächlich verstanden, nur in Einzelheiten nachgeahmt. Die Romantik hatte sich bisher nicht durch feinere Form, sondern durch eine Vorliebe für erschütternde Stoffe angemeldet; das beste Lesedrama der Zeit, Walpoles „Geheimnißvolle Mutter“, handelt von doppelter Blutschande; als Bühnennovitäten waren Bearbeitungen der eben aufkommenden Räuber- und Gespenster-Romane beliebt. Man strebte wieder nach packender Wirkung, verstand sich aber erst auf die rohesten Mittel. Auch Coleridge bezeichnet es in der Vorrede als seine Absicht, die Hauptcharaktere in einer recht gewaltigen Scala des Schauderns zu entwickeln. Auch er

haftet in den Hauptpunkten des Stils und der Composition noch an den Traditionen der tragédie, läßt alle Personen mit demselben Pathos deklamiren, zeichnet sie nur in allgemeinen Umrissen und durch Beschreibung, setzt den Ursprung der Verschwörung gegen Robespierre, also die eigentliche Schürzung des Knotens, vor den Anfang des Stückes und sucht nun mit möglichster Concentration die Katastrophe zu deduciren. Aber umfassender als irgend einer seiner Vorgänger schließt er sich an Shakspere in der Gruppirung der Charaktere. Seit seinem zehnten Jahre war er in dessen Stücken wohl belesen (Not. and Lect. I, 50); unwillkürlich mußte ihn jetzt die Robespierre-Geschichte an „Julius Cäsar" erinnern. Der französische Advokat wurde nach dem römischen Imperator gemodelt; er vertauschte seine notorische Bestechlichkeit und Feigheit mit einer edlen Unerschrockenheit; er wurde aus einem tyrannischen Großmaul ein tyrannischer Held. Als Verschwörer sind ihm in ähnlicher Weise Pendants von Brutus und Cassius gegenübergestellt: jener lebt in Tallien fort, einem weichen, blutscheuen Idealisten, der seiner Frau die Verschwörungspläne nicht zu verhehlen vermag und außerdem von dem scheinbar leichtfertigen, aber im rechten Augenblick scharf eingreifenden Antonius einige Züge gewonnen hat; in die Fußstapfen des stolzen, neidischen, im Aufruhr der Elemente heimischen Cassius tritt Legendre. Zwischen den Parteien steht eine Art Cicero, zaghaft, innerlich unbedeutend, aber wegen seines Einflusses auf die Menge wichtig; er heißt Barrere, vermuthlich weil sich der wirkliche Träger dieses Namens bis zum letzten Augenblick schwankend verhielt. Die auffallendste Umgestaltung endlich hat Adelaide, die Frau des Tallien, erfahren: sie hatte vom

Gefängniß aus ihren Mann zum Sturz Robespierres angetrieben, mußte sich aber im Drama zu einer ängstlich besorgten Portia hergeben. Die modernen Pariser wurden ohne Umstände in die Garderobe der elisabethinischen Römer gesteckt. Es war ein willkürliches Vorgehen; dennoch muß es als ein entschiedener Schritt von der tragédie weg zu einer nationaleren Richtung mit Interesse begrüßt werden.

Viel Originalität des Schaffens ist demnach in der Universitätszeit noch nicht zu constatiren; vorwiegend nur eine originellere Wahl der Lehrmeister. Die Ungenirtheit, mit der er borgte, ging so weit, daß er ein Fragment von Favell wörtlich in die „Monodie auf Chatterton" herübernahm (Freiligraths Anmerkungen), ohne den Autor zu citiren, vielleicht aus Vergeßlichkeit, wahrscheinlich weil er sich auch in Bezug auf literarisches Eigenthum als Communist fühlte. Die Kunst war ihm, was er später in der „Biographia Literaria" die Wahrheit nannte: ein göttlicher Bauchredner, bei dem er nicht fragte, woher die Stimme kam, wenn sie nur kam. Aber nicht geistige Armuth, nicht diebische Habsucht war die Ursache, wie man bei gewöhnlichen Menschen in diesem Falle vermuthen müßte, sondern eine Ueberfülle von Ideen, über deren Herkunft daher nicht so leicht Buch zu führen war; eine Hochfluth von Begeisterung, welche über kleinliche Rücksichten und Verdächtigungen achtlos hinwegsetzte. Die Allseitigkeit, nach der er instinktiv strebte, hat ihm den Verstand mit bedenklichen Theorien umdämmert; sie hat ihn zu einem geordneten Erwerb untauglich gemacht; sie wird ihn als Menschen noch recht ins Elend bringen; aber sie schwellt und beflügelt seinen Genius. „Was im Leben uns verdrießt, man im Bilde gern genießt."

III. Kapitel.

Pantisokratie. Bristol.
(1795—1796).

O mark those smiling tears, that swell
The opened rose!
(Lines written at Shurton Bars).

Coleridge hatte seine Zukunft auf Pantisokratie gestellt. Wie zunächst der Plan, dann die halbe Enttäuschung und endlich die ganze auf sein Leben und Dichten zurückwirkte: das ist die Hauptfrage dieser zwei entwicklungsreichen Jahre.

Es wäre zu erwarten, daß der flüchtige Exstudent bei Southey und den Frickers wieder auftauchte. Aber das Verkehrswesen war derart eingerichtet, daß man von Cambridge zuerst mit der Postkutsche in sieben und einer halben Stunde südwärts nach London fuhr, um dann westwärts nach Bristol abzuzweigen; und einmal in der Hauptstadt, fand er Freunde, Anregungen, Erwerbsgelegenheiten, welche ihn Wochen lang festhielten. Er quartirte sich in Newgate Street, also nahe bei Christ's Hospital, in einem Wirthshäuschen ein, wo er von den Gästen ziemlich wahllos seine Ideen auskramte, hinreißend wie immer, so daß ihm der Wirth freie Station antrug, wenn er nur fleißig weiter reden wolle Er lernte den gefeierten Godwin kennen, dessen verwegene Hakennase und eitle

Steifheit ihm jedoch nicht sonderlich zusagten. Er knüpfte Beziehungen mit der Presse an, und zwar mit dem radikalsten Organ, der Morning Chronicle. In diesem Blatte ließ er im December 1794 und Januar 1795 eine Reihe Sonette auf politische und literarische Tagesgrößen erscheinen: auf den Earl Stanhope, der einem republikanischen Verein vorstand; auf die Freiheitsredner Sheridan und Erskine; auf die Freiheitskämpfer La Fayette und Kosciusko; auf Priestley, Bowles und Southey; endlich auf Pitt, den „finstern Schleicher, der sein Vaterland mit Judasmund geküßt", und auf Burke, der sich leider durch Prunkliebe, aber wenigstens nicht durch Bestechung in das Lager der Königsknechte habe drängen lassen. Ueberzeugt, daß er nur noch wenige Monate in Europa zu bleiben habe, begann er von der Hand in den Mund zu leben, von heute auf morgen zu arbeiten; und da sich die Entscheidung überlange hinausziehen sollte, wurde ihm das leidige Provisorium zur Gewohnheit.

Man mag da mit Recht von Verschwendung des Genies reden. Und doch ist anzuerkennen, daß auch die Eintagsfliegen, die er leichtweg ins Blaue hinaussandte, nicht ohne Bedeutung blieben.

Die Sonette, so hohl sie heute klingen, so hart er selbst später ihren künstlerischen Unwerth schalt, enthalten die feurigsten und unmittelbarsten Zornesergüsse, zu welchen sich die englische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert erschwungen hat. Das sind nicht mehr die satirischen Nadelstiche, oder die elegischen Unterweisungen, oder die rhetorischen Schulübungen der antikisirenden Kunstpoeten; freilich auch nicht die männlichen, volksthümlichen Kraftlöne des schottischen Bauernsängers; sondern fast fanatische „Abdiel-Warnungen" für Freiheitsfeinde und trun-

kene Verherrlichungen für Humanitätskämpen. Mit dem einen Fuß schon auf dem Schiff, wollte er dem verderbten Europa noch einmal aus Leibeskräften die Wahrheit hineinsagen. Der sinnige Bowles, obwohl mitgefeiert, genügte ihm nur mehr für die metrische Form als Lehrmeister; inhaltlich sind ihm augenscheinlich die Machtsonette Miltons Vorbild geworden. Wie der Cromwellianer beginnt er mit einem Ausbruch lebhaftester Empfindung, besonders gern mit einem Anruf, läßt dann den Gedanken ohne viel Rücksicht auf strophische Gliederung in die Höhe schießen und endigt mit Himmelsfreuden oder Höllenverdammung. Melodische Weichheit ist ersetzt durch recitativischen Sturm und Drang; verliebte Weinerlichkeit durch rauhe Begeisterung: es sind echte Früchte der Revolution.

Auch von den Geisteskörnern, die er mündlich in der gesandeten, rauchigen Wirthsstube verstreute, fiel ein Theil auf fruchtbaren Boden und wuchs über Erwarten. Lamb stellte sich ein, so oft er sich von seinem trübseligen Schreibpult im Haus der ostindischen Gesellschaft, von der Tarokpartie des alten Vaters, von der Seite der kränkelnden Mutter frei machen konnte. Ihm trug Coleridge bald die süßen Sonette des Bowles vor, bald die eigenen schäumenden Rhapsodien, bald enthüllte er ihm die ruhig in sich geschlossene Gottheit Platos und Spinozas, „von deren allorts gegenwärt'ger Liebe ein Schwächling nur etwas erbitten mag". Ihm sandte er auch seine „Religiösen Betrachtungen", als er sich daran stumpf gearbeitet hatte, begleitet mit Versen (bei Pickering I, 110—2), welche uns die gedrückte Lage und die hohen Interessen des Freundes warm vergegenwärtigen. Er schaute zu seinem „Charles" mit wohl-

wollender Theilnahme herab, fast wie ein väterlicher Gönner. Charles aber sah zu ihm empor mit kindlicher Bewunderung, mit rührender Treue, und wurde niemals müde, in der Erinnerung an diese herrlichen Kneipstunden zu schwelgen. Denn an der Seite von Coleridge gewahrte er, daß er auch in sich selbst eine gestaltende Phantasie trug; gleich ihm versuchte er sich jetzt in Nachahmungen des Bowles und des „Comus"; mit ihm schrieb er ein Sonett auf die berühmte Schauspielerin Mrs. Siddons, welches so sehr Gemeinprodukt der beiden Dichter war, daß es bei der Herausgabe der eine dem andern zuschrieb. Es begann zu grünen und zu blühen in der Seele des kleinen, stotternden, vereinsamten Schreibers, der ebenfalls Unitarier war, aber mit Maß, und ebenfalls Romantiker, wenn auch in Prosa. Von Coleridge saugte er die Liebe zur Poesie und Schönheit ein: ihm hat er deshalb seine gesammelten Dichtungen mit diesem unumwundenen Geständniß zugeeignet. Vielleicht war Coleridge selbst über so weitgehende Dankesbezeigungen etwas erstaunt. „Geblendet von den eignen innern Blitzen"; wie ihn Shelley treffend charakterisirte, pflegte er sich auszugeben, ohne ängstlich zu achten, ob und wie weit er verstanden wurde. Er hat wohl ebenso viel geleistet, woran er kaum dachte, als unvollendet gelassen, worauf er es lange abgesehen hatte.

Ganz beherrscht von dem, wie er glaubte, erfüllungsnahen Traum allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit, gerieth er um dieselbe Zeit auf einen Einfall, der ihm bis heute viel wohlfeilen Hohn zuzog, und der doch für die Demokratisirung der englischen Poesie höchst bezeichnend ist. „Unschuldig Füllen", sang er in dem Gedicht „Auf einen jungen Esel, dessen Mutter in

der Nähe angebunden war" (bei Pickering I, 70), „armer Paria, ich heiß' dich Bruder, spotte auch der Thor". — Der Gedanke hat einen langen und ernsten Stammbaum. Je tiefer sich die Landschaftsdichter des Humanitätsjahrhunderts in das Weben der Erde und Lüfte versenkten, um so mehr fühlten sie sich innerlich eins mit immer niedrigeren Naturwesen, bedauerten deren Leiden wie eigene und verlangten für alles, was da kreucht und fleucht, ein würdiges Schicksal. Zuerst wurde die Theilnahme für den unterdrückten Menschen literaturfähig. Der arme Teufel war den Dichtern vorher nur als philosophisch-religiöser Ascet oder als lustige Ratte, als zielloser Dummkopf oder als schlechter Kerl geläufig gewesen. In Thomsons „Winter" (1726) wird bereits mit Achtung und Bedauern geschildert, wie er in einem Schneesturm erfriert. Goldsmith im „Verlassenen Dorf" (1770) schritt vor zum täglichen Elend einer ganzen bäuerlichen Gemeinde, welche jämmerlich zu Grunde geht, während der Reichthum in den Händen Weniger zusammenfließt. Cowper, der fromm energische Spaziergangsdichter (1785), der Despotenhasser und Hasenzüchter, beschränkte sein Mitgefühl nicht mehr auf schuldlose Proletarier: er hatte auch ein mildes Auge für Vagabunden und gefallene Mädchen, wie namentlich seine Episode von der „Verrückten Käthe" zeigt; er trat kräftig ein für mißhandelte Ochsen und gehetztes Wild; als pietistischer Herold der Revolution that er den Ausspruch: „Die Seufzer der Schöpfung sollen ein Ende haben!" Unabhängig von ihm, nur von derselben Zeitströmung getragen, beklagte Burns, selbst so gut wie heimathlos, die Maus und das Gänseblümchen, welche er mit der grausamen Pflugschar heimathlos gemacht:

„Leider bricht des Menschen Hand der Natur Gesellschaftsband". Hier setzte Coleridge ein und weinte über das Eselchen, „Kind des Elends" gleich ihm selbst, welches an den Pflock gekettet ist, während ringsum grüne Weide lacht; wie gern hätte er es mitgenommen „in der Freiheit ungetheiltes Thal"! Wahrscheinlich war er dabei nicht unbeeinflußt von Cowper, den Lamb besonders hoch schätzte und ihm nahe gelegt haben dürfte. Auch ein Seitenhieb auf die spöttische Eselselegie in der „Sentimentalen Reise" ist nicht zu verkennen: Sterne hatte die Idee spaßhaft verzerrt, Coleridge betheuerte sie mit desto mehr Ueberzeugungsmuth. — Bei der einmaligen Aeußerung ließ er es nicht bewenden. Ein Jahr darauf (1796) richtete er an eine Blüthe im Februar und an die erste Schlüsselblume im Frühling ähnliche Ergüsse von Mitleid und Selbstmitleid (bei Pickering I, 156, 216), welche Lamb, der Burnsverehrer, sofort mit dem aufgepflügten Gänseblümchen in Zusammenhang brachte. Wieder ein Jahr später schrieb er „Auf eine unglückliche Dame, die er in den Tagen ihrer Unschuld gekannt", die ergreifenden Verse: „Myrthe, die du, arg befleckt, seufzest in dem Freudenstrahl". Noch weiter hinaus erwartet uns der muthwillig erschossene und schauderhaft gerächte Albatroß im „Alten Matrosen". Es ist kein Zufall, daß Coleridge diese republikanische Vorstellung gerade damals aufnahm, als er am meisten im Banne der Pantisokratie lag. — Auch seine literarischen Freunde riß er mit fort. Southey steuerte ihm zu einem anderen Magdalenensonett („Bleich schweifst du durch die Nacht") die Hälfte bei; er ließ sich bei einer eigenen Nachahmung der „Verrückten Käthe", betitelt „Das Soldatenweib", von ihm helfen; er entlud sich so vieler poetischer Seufzer über Tanzbären, Ferkel

und Spinnen „arm wie der Dichter", daß Lamb, halb im Scherz, halb im Ernst, eine „Sammlung von solchen Gedichten vorschlug, welche mit den verachtetsten Thieren und Insekten einen neuen Verkehr eröffnen"; Lamb, der selbst später in seinen Essays über ein geröstetes Ferkel Thränen lächelte. Wordsworth endlich, in der Jugend der direkte Abkömmling von Goldsmith und Cowper, hatte bereits vor seiner Bekanntschaft mit Coleridge Jedem wahre Weisheit und Liebe abgesprochen, der für irgend ein lebendes Wesen Verachtung fühlen sollte; nachher gab er diesem Motiv erst recht kräftigen und vollen Ausdruck, namentlich in der Ballade von dem gejagten Hirsch, der in den Brunnen springt. Was also auf den ersten Blick eine vereinzelte Sonderlichkeit scheint, ergiebt sich als eine tief wurzelnde Anschauung der Revolutionszeit. — War die Natur von den Klassizisten zu äußerlich, zu decorativ und conventionell behandelt worden, so wird sie von den Romantikern eher zu beseelt und individualistisch gefaßt.

Was Coleridge borgte, gab er mit Zinsen wieder aus der Hand. So gewann auch die Theorie von der Gleichberechtigung aller Geschöpfe bei ihm eine neue Seite: er formte sie pantheistisch-platonisch. Taylor war ihm abermals vorausgegangen: er hatte 1792 zu London anonym eine Broschüre veröffentlicht, worin er die vollständige Gleichheit der sogenannten vernunftlosen Geschöpfe mit den vernünftigen behauptet, im Hinblick auf die Seelenwanderungslehre den Genuß animalischer Nahrung verdammt und zum Studium der nur scheinbar unverständlichen Thierlaute auffordert. Der Titel des sehr ernst gemeinten Curiosums lautet: „Eine Vertheidigung der Thierrechte. Quid rides?" Aehnlich dachte

Coleridge: Sind etwa Vieh und Pflanzen nicht auch durchdrungen von dem Gott, welcher alles zu einem harmonischen Ganzen macht? Sind sie nicht ebenfalls, wie er in den „Religiösen Betrachtungen" gesungen hatte, „Monaden des unendlichen Geistes"? Athmet nicht in den niedersten wie in den höchsten Wesen dieselbe Weltseele? Vielleicht haben sich in den vernunftlosen sogar die angebornen Ideen, die Erinnerung an den Urzustand, die Ahnung des Kommenden noch deutlicher erhalten als bei dem verbildeten Menschen. Daher seine Frage an das besagte Eselskind: „Siehst du wohl mit Prophetenfurcht voraus dein künftiges Geschick?" Daher seine Anrede „An ein Kind" in einem gleichnamigen Gedicht aus derselben Zeit (bei Pickering I, 80): „Ungelehrt, doch weise". Wie direkt ihm dabei Plato vorschwebte, zeigt ein etwas späteres Sonett auf die Geburt seines ersten Sohnes, worin er sich über einen griechisch citirten Satz aus dem „Phädon" verbreitet: „Unsere Seele existirte schon irgendwo, bevor sie noch in dieser menschlichen Form erschien". Er selbst als naives, ewig kindliches Dichtergemüth glaubte noch manchmal eine geheimnißvolle Vergangenheit in sich aufblitzen zu fühlen. Ein Herz für Thiere und Kinder hat die Menschheit wohl zu allen Zeiten gehabt. Die Religionen fügten ihre Weihe hinzu: man denke nur an den Stall in Bethlehem. Das achtzehnte Jahrhundert suchte bereits die Empfindung und Sprache der Unmündigen immer mehr nachzuahmen, wie namentlich aus den lammsfrommen und milchsüßen „Liedern der Unschuld" des halb genialen, halb verrückten Malers Blake (1787) zu ersehen ist. Aber einen tiefsinnigen Kultus der lallenden, quiekenden, iaenden und stummen Erdenbewohner

in die Dichtung einzuführen, Instinkt über Vernunft zu setzen, das hat erst unser Platoniker gewagt. Der Säugling gehörte sogar fortan zu seinen Lieblingsmotiven in Erzählungen und Liedchen, bald im Vordergrund der Scene, bald in eingeschalteten Vergleichen. — Auch hierin folgten ihm seine Freunde. Die Kinder in Southeys „Schlacht bei Blenheim", welche nicht wissen, wofür dieser berühmte blutige Sieg eigentlich erfochten wurde, und das kleine Mädchen in Wordsworths „Wir sind sieben", welches auf die Frage, wie viel Geschwister es hat, die bereits verstorbenen hartnäckig mitzählt, sind ebenfalls im Besitze höherer Weisheit gedacht als die Ewachsenen mit ihrer eingebildeten Klugheit. Mehr Einsicht findet Wordsworth in dem Gesang des Waldhänflings als in den Büchern; aus dem Ruf des Kukuks hört er Offenbarungen; er hat sich in der langen Ballade „Peter Bell" bis zur Lächerlichkeit bemüht, zu zeigen, um wie viel gescheidter und ahnungsreicher ein Esel sein kann als sein Reiter. Lloyd, ein spleeniger Dichterjüngling, den wir bald an Coleridges Seite sehen werden, gebrauchte das puerile „thun, that" so übermäßig, daß Lamb sich darüber lustig machte, und zugleich wünschte der Letztere selbst auf das Sehnlichste, „wieder ein Kind zu sein". Die Beispiele dürften ausreichen, um darzuthun, wie richtig Coleridge die feinsten socialen Bestrebungen der Mitwelt auffing und zum Ausdruck brachte. Derselbe republikanische Geist, welcher eben in Paris den Platz um die Guillotine in einen Sumpf von Menschenblut verwandelte, faltete die Hände vor einer Wiege.

Aber, wird man einwenden, derlei Gedanken waren doch nur Spiel der Phantasie, wenn auch mit Methode; er hat sie gesungen, aber nicht geglaubt. Nein, es war

aufrichtiger Glaube. Beweis dafür sein Notizbuch, ein dünnes Bändchen in Duodez, welches er, wie aus mancherlei Anspielungen und Parallelen zu schließen ist, im Frühjahr 1795 begann und ziemlich gleichmäßig bis zum Sommer 1798 fortführte, ein buntes Gemisch von psychologischen und landschaftlichen Beobachtungen, von Citaten aus englischen und antiken Schriftstellern, von politischen und religiösen Erwägungen, von Themen für Kritiken und Gedichte, deren er Cottle (S. 73) einmal eine lange Liste vorlas, oft auch nur von neu gebildeten Kraftwörtern und momentan erhaschten Verszeilen, alles flüchtig hingekritzelt, aber unmittelbar, nur für den intimsten Gebrauch bestimmt, daher eine unverfälschte Quelle für seine geheimsten Seelenvorgänge. In reiferen Jahren erst schenkte er es einem Bristoler Freunde (Gutch), aus dessen Nachlaß es für zehn Guineen in das Britische Museum wanderte (Ms. Addit. 27,901). „Schlagt mich blind mit Blitzen, ihr Geistesfunken", wie es auf einer der ersten Seiten heißt, wäre das rechte Motto für dies höchst interessante Aktenstück, welches mit Ausnahme der Gedichtfragmente bisher weder veröffentlicht, noch benutzt worden ist. Da steht nun gleich auf dem ersten beschriebenen Blatt: „Gänseblümchen — sehr später Frühling. März — haud si vivat? — Thu alles mit Ueberzeugungstreue (in faith). Niemals pflücke wieder eine Blume. Memento." Das spricht doch klar. Nimmer hätte Coleridge als Dichter Großes geleistet, wenn es ihm mit dem, was er sang, nicht heiliger Ernst gewesen wäre.

* * *

Ob solcher wacher Träume hätte er nach ungefähr einmonatlichem Londoner Aufenthalt beinahe auf Auswanderung, Gefährten und Braut vergessen. In Anbetracht des mangelnden Fahrgeldes hatte Southey vorgeschlagen, einstweilen auf einer abgelegenen Farm in Wales Kolonie zu spielen, bei Coleridge aber damit nur Aerger hervorgerufen. Denn woher sollte man die Pachtsumme nehmen? Und wie die Prinzipien eines neuen, idealen Gemeinwesens verwirklichen inmitten eines von Alters her verrotteten Staates? Vergebens harrten die Bristoler auf weitere Briefe. Der Tugendbund kam ins Schwanken, bevor noch Aussicht war, ihn recht aufzurichten. Southey mußte Ende Januar 1795 nach London reisen und den Freund aufsuchen. Er stellte ihm vor, daß er sich doch mit Miß Fricker schon zu weit eingelassen habe, und ermunterte ihn zu Lambs großem Leidwesen, wieder nach Bristol zurückzukehren. In dieser Stadt schlug hiemit die englische Poesie für zwanzig Monate ihr Hauptquartier auf. In der klassischen Aera war sie streng in der Metropole geeint gewesen, da sie sich ja vorwiegend an die Gelehrten, die Höchstgebildeten und die Modegesellschaft richtete; in der romantischen schweifte sie mit Vorliebe in die Provinz hinaus, um sich unter ursprünglicheren Menschen und Verhältnissen zu verjüngen.

Die materiellen Hemmnisse wurden hier erst recht offenbar. Die beiden Freunde bezogen zusammen ein Zimmer, schrieben an einem Tisch, und dafür mußte noch Cottle die Miethe vorstrecken. Die Wohnung wählten sie sich am südwestlichen Ende der Stadt, in College Street; theils der Billigkeit wegen; theils um rasch in das Freie zu gelangen, denn — wie Southey sagte — Gott machte

das Land, und der Mensch machte die Stadt; endlich, weil die große Freibibliothek in der Nähe lag (in King's Street), wo man sich mit Zeitungen und Büchern versorgen konnte. Die Auswanderung wurde verschoben, wenn auch noch lange nicht aufgegeben. Statt unter Segel zu gehen, hieß es um das tägliche Brot arbeiten. Die Periode der Enttäuschung brach an. „Unser Hoffen und Sorgen auf Narrengänge aussenden!" heißt es auf dem ersten beschriebenen Blatt (bezeichnet als zweites) des Notizbuchs; und auf dem nächsten (3.) ist eingetragen: „Hochfahrende Freude endend in Kummer — Ausschweifung".

Southey war wenigstens der Mann, um zu verdienen. Er schrieb Verse und Zeitungsartikel. Er gab mit Lovell einen Band Gedichte heraus: Elegien und Oden nach Gray, Sonette nach Bowles und auch einen „Brief Rosamundens an Heinrich, nachdem sie den Schleier genommen," der schon durch den Titel an Popes „Brief der Eloïse" erinnert; das Ganze eingeleitet mit einem Motto aus Bowles (1795, bei Cottle). Er gedachte auch eine eigene Zeitung, „Das Provinz-Magazin", zu gründen, welche die ganze Poesie des Kreises aufnehmen sollte, aber aus unbekannten Gründen nicht zu Stande kam. Coleridge schrieb viel weniger, störte den Fleißigen oft durch seine Redelust, dachte aber auch tiefer, war nicht so leicht mit seinen Schöpfungen zufrieden und feilte namentlich an den „Religiösen Betrachtungen" so lange herum, daß er sich selbst warnte: „Poesie, gleich Schulbuben, kann durch zu häufige und strenge Züchtigung zur Dummheit verschüchtert werden" (Notizb. Bl. 4). Southey erwarb sich nach seinem eigenen Zeugniß (Brief vom 19. Juli 1787) vier mal so viel als sein

in anderer Hinsicht gewissenhafterer Freund, der seinen Unterhalt schon jetzt, wo er noch gesund und allein dastand, nicht aus eigener Kraft zu bestreiten vermochte.

Doppelt erquicklich war für Coleridge in solcher Lage die frische, hingebende Herzlichkeit Saras. „Von wie vielen Freuden," sagte er mit ungebrochenem Optimismus zu sich selbst, „von welch' dauernder Glückseligkeit ist Schmerz der Vater und Trübsal die Mutter!" (Notizb. Bl. 2). So schweigsam er in den letzten Wochen des Londoner Aufenthalts gegen seine Braut geworden war: an ihrer Seite ging er wieder ganz in Flammen auf. Die Freunde flüsterten es sich in die Ohren, und er beichtete es dem Notizbuch in überschwänglichen Aphorismen: „Liebe, ein Myrthenstab, durch die Aaron-Berührung der Eifersucht umgewandelt in eine Schlange, so ungeheuer, um jeden andern nagenden Kummer zu verschlingen und uns den Tausch beklagen zu lehren! — (Liebe), indem sie das Leben berauscht, macht den Tod bitter und die Ewigkeit zur Bettlerin. — Wenn die Vernunft, eingelullt, auf dem stürmischen Busen des Entzückens schlummert, wie ein Schiffsjunge in den Segeln — ← Liebe, welche das Unglück sänftigt und zur Tugend anspornt, das Ruhekissen der Sorgen, die Schwingen der Tugend!" (Bl. 2 f.) — Sicher war es dies warme Herzensverhältniß, welches ihn über die Verzögerung am ehesten tröstete und mit der verachteten Wirklichkeit einigermaßen aussöhnte: „Was wir thun müssen, das laßt uns gerne thun. Es ist eine hohe Chemie, welche Nothwendigkeit in Vergnügen verwandelt" (Bl. 3 Rückseite).

Die Folge war zunächst eine zahmere Auffassung der politischen Dinge. Er mußte jetzt doch versuchen, mit

den bestehenden Verhältnissen ein wenig zu rechnen. Der Umschwung ist deutlich zu merken, wenn man seine Aeußerungen vom vergangenen Jahre mit den Vorträgen vergleicht, welche Coleridge im Februar 1795 in der Getreidehalle zu Bristol hielt. Er besprach mit divinatorischer Unmittelbarkeit die gegenwärtige Stellung der Parteien, während Southey, der Sammler und Excerpist, um dieselbe Zeit über die Hauptmomente der allgemeinen Weltgeschichte bis herab zum Krieg mit Amerika las. Den Entwurf der ersten Rede — über die französische Revolution und die englischen Fortschrittsfreunde — hat Coleridge bald darauf veröffentlicht, „mit allen Ungenauigkeiten und losen Gesprächswendungen," um verläumderischen Entstellungen vorzubeugen (Eine Moralische und Politische Vorlesung, bei Cottle 1795). Berichtigt und etwas erweitert gab er dann die Schrift im November 1795 noch einmal heraus und fügte ihr jetzt auch die beiden übrigen Vorträge hinzu: über Pitts Kriegslust und über dessen Unterfangen, die freie Meinungsäußerung gesetzlich zu beschränken (Reden an das Volk. Die Verschwörung entdeckt). Diese Aufsätze, die ersten prosaischen, welche er drucken ließ, geben uns von den socialen Anschauungen, welchen er damals huldigte, einen ziemlich vollständigen und wesentlich gemäßigteren Eindruck.

Der Pariser Aufstand ist ihm jetzt weniger ein Vorbild als eine Warnung. Selbst die Gerondisten, von deren Standpunkt aus er vor wenigen Monaten den „Fall des Robespierre" geschrieben hatte, bezeichnet er als kraftlose Träumer. Von den englischen Demokraten scheinen ihm die wilden ebenso gefährlich wie die ganz zahmen und unthätigen. Er steht nicht mehr auf dem

Boden der Republik, sondern der Constitution. Statt blinder Franzosennachahmung predigt er Achtung vor der englischen Verfassung, wenigstens in ihren Grundzügen: hätten wir nur eine Regierung, um sie auch auszuführen! (Erste Rede.)

Aber Pitt, der ehrgeizige Utilarist, mißbraucht alle guten und schlechten Einrichtungen, um den greulichen Krieg, den er begonnen, fortzusetzen. Hinter seiner diplomatischen Geheimthuerei steckt nichts als persönliche Gemeinheit. Darf man sich über den Ausbruch der Revolution wundern, wenn man die vorhergehende Tyrannei der Monarchen überblickt, wie sie z. B. Schiller in „Kabale und Liebe" so ergreifend geschildert hat? Thut etwa Pitt jetzt das Geringste, um die Revolution überflüssig zu machen, deren Herüberdringen er so fürchtet? Er und kein Anderer ist verantwortlich für die Ausschreitungen der Pariser Gewalthaber. (Zweite Rede.)

Auch im Innern ist Pitt nur darauf bedacht, Presse und Rednerbühne zu knechten. Er hat die Theater unter polizeiliche Ueberwachung gestellt und Schillers „Räuber" verbieten lassen. Er hat sogar den Ausspruch gethan: „Die Masse des Volkes hat mit den Gesetzen nichts anderes zu schaffen, als sie zu befolgen." Das ist mehr als heidnische Finsterniß, das ist Blasphemie gegen den christlichen Gott. (Dritte Rede.) — Die Grundstimmung ist noch immer die eines Europamüden; aber unmißdeutbar ist bereits zwischen den Zeilen zu lesen: Mitbürger, stürzt Pitt, und ich werde mich vielleicht mit eurem Staatswesen vertragen!

Ein gewisser Erfolg war, wie gewöhnlich bei solchen Zweckreden, schon durch die vorgefaßte Parteinahme des Publikums gesichert. Von den Zeitungen lobte die

liberale „Monthly Review“ dasselbe als „lebendig“, was der conservative „British Critic“ als „unverschämte Reizbarkeit der Jugend“ verurtheilte. Die Zuhörer waren fast ausschließlich Gesinnungsgenossen, spendeten daher Beifall und zwar um so eifriger, als in der Stadt eben eine große Unzufriedenheit gährte. Die weitdenkende Klugheit Pitts, welche es vor Allem auf das Wegfischen von Zuckerinseln und fernen Colonien abgesehen hatte, wurde nicht verstanden. Im Landkrieg lächelte die Fortuna den Franzosen; die englische Armee erwies sich als schlecht geführt und zu klein; um so reichlicher mußten die Subsidien fließen; die Regierung brauchte neue Truppen und neue Steuern, Handel und Wandel waren gehemmt, die Ernte war ungünstig ausgefallen, die Noth groß. Ein grelles Streiflicht auf das Elend wirft eine Eintragung im Notizbuch (April, Bl. 5): „Leute in den Krieg gehungert — über einem Werbeplatz in Bristol hängt ein Viertel Hammel und ein Stück Rindfleisch — die herzerfrischenden Melodien der Kriegsmusik gespielt, um die Drangsale vergessen zu machen, während die Bruderschaft der Menschheit mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigt ist.“ Unter solchen Verhältnissen wäre der formloseste Speech, wenn er nur oppositionell klang, beklascht worden.

Nun verfügte aber Coleridge zugleich über einen frischen, kräftigen Stil. Wie Milton, der Mitkämpfer für Freiheit des Gemeinwesens, des Glaubens und der Presse, sagte er unerschrocken die ganze Wahrheit heraus, gliederte klar, faßte sich knapp und doch in reicher Bildlichkeit, führte bald schneidende Ironie, bald gewichtige Grundsätze ins Treffen. Wie Jeremy Taylor, der königlich und bischöflich gesinnte Gegner Miltons, ge-

stattete er sich gelegentlich eine behagliche Abschweifung, wie man sie wohl mit einem Semikolon einleitet; auch manches groteske Ausmalen, so wenn er Pitt einmal als den leibhaftigen Teufel an die Wand pinselte; oder wenn er das Zischen eines in die Versammlung eingedrungenen Regierungsreptils als Anlaß benützte, um ein Witzwort über das Eintauchen rothglühender Aristokratenköpfe in das kalte Wasser der Vernunft anzubringen. Diese beiden Männer des siebzehnten Jahrhunderts schwebten ihm offenbar als Muster vor. Ihnen hat er wiederholt die wärmste Bewunderung gezollt. Er verband die schwere Ueberzeugungswucht des Einen mit der beweglicheren Phantastik des Andern, ohne doch in die umständlichen Riesenperioden späterer Jahre zu verfallen. Er brach so mit der vorsichtigen Glätte und hausbackenen Zahmheit, an welcher die meisten lehrhaften Prosaiker des achtzehnten Jahrhunderts gehangen hatten, und berührte sich dafür mit dem „Hercules furiens“ unter den zeitgenössischen Rednern: mit Burke. Dieser hatte sich eben in dem „Brief an einen edlen Lord“ gegen die Meute seiner Ankläger gewendet und sie grausamer als je zerzaust. Coleridge konnte mit dessen „deklamatorischen Gewittern“ inhaltlich nicht einverstanden sein; sie enthielten namentlich rücksichtslose Ausfälle auf seinen verehrten Priestley; dennoch stellte er sie coram publico hoch über die schlauen Haranguen Pitts. „Welch widerstreitende Gefühle“, schrieb er damals ins Notizbuch (Bl. 3), „hat es (Burkes Buch) in mir erregt! Ich schauderte, während ich es pries — ein Gewebe, mit bewunderungswürdiger Schönheit aus einem schwarzen Giftbeutel gesponnen!“ Er ahnte damals noch nicht, daß er allmählig selbst, was Meinungswechsel betrifft, in die Fuß-

stapfen Burkes treten würde. In formellen Fragen war er von Anfang an auf seiner Seite. Er theilte mit ihm die wärmer bewegte Syntax, die kühneren Tropen, die freieren Figuren, die poetischeren Wendungen, kurz die romantische Prosa; nur daß er noch direkter auf das siebzehnte Jahrhundert zurückgriff. Wenige Jahrzehnte, und die Neuerung siegte allgemein. Mackintosh, der schottische Advokat und politische Widersacher Burkes, erklärte es in den Neunziger Jahren noch geradezu für verderbten Geschmack, als ihm Coleridge sagte, ein würdiger Stil der ungebundenen Rede müsse nicht aus Johnson, Gibbon und Junius, sondern aus Milton und Taylor hervorwachsen, nicht aus der französischen, sondern aus der nationalen Ueberlieferung; und doch kam er selbst allmählig dazu, „Taylors Semikola nachzuahmen" (Coleridges Literarischer Nachlaß III, 209).

Durch diese Vorträge wurde Coleridge in Bristol ein berühmter Mann. Sie verschafften ihm eine Menge werthvoller Bekanntschaften, unter welchen Thomas Poole voran stand, ein schlichter Lohgerber in dem Dorfe Nether Stowey, eine Tagereise südwestlich von der Stadt, robust gebaut und mit schwieligen Händen, aber wohlsituirt, weitgereist, Besitzer einer ansehnlichen Bibliothek und mit einem zarten Herzen unter dem groben Schurzfell. Coleridge mußte ihn besuchen und hatte an ihm auf die Dauer einen edlen Gönner. Da war ferner Josia Wade, ein freisinniger Leinwandhändler in der geschäftigen Wine Street unweit der Börse, und Benjamin Hobhouse, ein Advokat mit einem lebhaften Interesse für Kunst und Poesie, ein Unitarier, auch Verfasser einer Beschreibung seiner Reise nach Frankreich und Italien (erschienen 1796); beide bewiesen Coleridge ihre

Bewunderung in klingender Münze. Noch vertrauteren Verkehr mit ihm pflog der Chemiker Dr. Thomas Beddoes (geboren 1760), ein Schüler Prieſtleys, der die pneumatiſchen Forſchungen ſeines Lehrers fortführte, über die Heilkraft gewiſſer Gaſe ſchrieb und gerade um dieſe Zeit eine große Luftheilanſtalt ins Leben rief. Er war ein trockener Mann, der wenig Worte machte, aber ein Enthuſiaſt und Menſchenfreund mit einer überfruchtbaren Phantaſie, höchſt vielſeitig im Wirken, unerſchöpflich in Anregungen. Für die franzöſiſche Revolution war er ſo eingenommen, daß er ihr zu lieb von ſeiner Profeſſur in Oxford zurückgetreten und nach Briſtol überſiedelt war (1792). Wohl beleſen in engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Dichtern, namentlich in Shakſpere und Schiller, hatte er ſelbſt ein heroiſches Epos über Alexander den Großen geſchmiedet (auch 1792), um durch ein geſchichtliches Beiſpiel, ähnlich wie Southey in der „Johanna d'Arc", die Eroberungsgier der Engländer in Indien zu geißeln. Ein Jahr darauf hielt er der Briſtoler Plebs in einer moraliſchen Erzählung „Iſaac Jankins" die Umkehr eines trunkſüchtigen Arbeiters vor Augen und hatte die Freude, die wohlthätige Schrift durch zahlreiche Auflagen laufen zu ſehen. Gegenwärtig war er emſig bemüht, ſeinem leidenſchaftlichen Pitt-Haß in verſchiedenen Pamphleten Luft zu machen: „Ein Wort zur Vertheidigung der Rechtsbill gegen die Maulkorbsbill" (1795). „Was könnte ein raſcher Friede ſchaden?" (1795). „Eſſay über die öffentlichen Verdienſte des Mr. Pitt" (1796). Wie Coleridge bezeichnet er den Gewaltigen als ehrgeizigen Egoiſten, als gewiſſenloſen Opportunitätspolitiker, als Verderber des Parlaments, als Aufwiegler und zugleich Bedrücker des Volkes. An der

Seite eines solchen Mannes mußte sich Coleridge heimisch fühlen, und die Liebenswürdigkeit der Mrs. Beddoes that das Uebrige, um ihm das Haus angenehm zu machen. Als er 1810 den Tod des Doktors erfuhr, war er trotz vieljähriger Trennung von ihm tief erschüttert, wie noch durch keinen früheren Verlust (Southey, Brief vom 6. Februar 1810; Dict. of Nat. Biog. 1885). Alle diese radikalen Freunde waren froh, daß ihrer Sache ein so mächtiger Verfechter erstanden war, und ermunterten ihn, die eingeschlagene Kampfesart fortzusetzen.

So hielt denn Coleridge in den nächsten Monaten noch zwei Kurse von je sechs Vorträgen: in dem einen verglich er die englische Revolution unter Karl I. mit der französischen, Milton mit Mirabeau, Cromwell mit Robespierre, Mazarin mit Pitt; in dem anderen hielt er nach dem Beispiel Prieſtleys den ursprünglichen Zustand des Christenthums dem gegenwärtigen Verfall gegenüber (Inhaltsangabe bei Cottle S. 17—19). Auch Einzelreden ließ er gelegentlich los: über den Sklavenhandel, die Haarpudersteuer, die Kornsteuer; alle im Assembly-Kaffeehaus am Quay. Aber er fand kein dauerndes Genügen an der reinen Politik: die Predigt mischte sich ein. Immer mehr drängte ihn sein Vielseitigkeitstrieb von der weltlichen Tribüne zur geistlichen. Zugleich nagte von außen die rauhe Wirklichkeit, der Aufschub der Auswanderung, die Berührung mit der Prosa des Lebens immer bedenklicher an seiner platonischen Freigeisterei. „Nicht anders als wie ein Gefangener," schilderte er im Mai seinen Seelenzustand, „der im Traume eine eingebildete Freiheit genossen hat: wenn er dann zu vermuthen beginnt, daß er schläft, fürchtet er sich, aus den süßen Illusionen geweckt zu werden" (Notizb. Bl. 5).

Persönliche Einflüsse wirkten mit: die Braut war eine ruhige Christin, Lamb mahnte ihn brieflich zu demüthiger Frömmigkeit, und die Hirten der unitarischen Gemeinde in Bristol zogen ihn in ihren Kreis. Der Rev. W. Hort entzückte ihn durch sein Flötenspiel und erntete dafür ein Dankgedicht mit dem weittragenden Versprechen, die Erinnerung an seine Musik werde noch am Susquehanna nachklingen (Pickering I, 109). Der Rev. John Estlin öffnete ihm sein gastliches Haus, ein reifer, männlicher Charakter, ein Verehrer der Wissenschaft, ein Kenner von Milton, Hartley und Priestley, zwar ein Anhänger von Locke, aber zugleich ein Gegner der oberflächlichen Verstandes- und Erfahrungsmenschen, welche nicht mehr fähig sind, „ein Ganzes zu erfassen." In seinen Predigten, von denen viele gedruckt sind, gab er sich vernünftig, obwohl nicht nüchtern; eifrig aber nicht fanatisch. Er glaubte an die göttliche Sendung Christi, die Inspiration der Bibel, die Beweiskraft der Wunder; aber weit mehr als auf die Dogmen kam es ihm auf ein gutes Leben an. Aus sogenannten Christen wollte er wirkliche machen. Sklaverei und Krieg sollten aus der Welt verschwinden. Das beste Mittel zur socialen Beglückung der Menschheit ist das Christenthum, wenn es nur richtig erfaßt wird. Solche Ansichten verflocht nun auch Coleridge in seine Vorträge. Er schloß namentlich den letzten Kurs mit einem Ausblick auf den herrlichen Zustand der irdischen Gesellschaft, wenn einmal alle Menschen im vollen Sinne des Wortes Christen wären. Auch bei der zweiten Drucklegung seiner Jungfernrede brachte er in dieser Hinsicht charakteristische Aenderungen an: er trat schärfer gegen das gottlose Schreckensregiment der Franzosen auf; er unterschied genauer zwischen Demo-

kraten und Ungläubigen; er beseitigte einen plotinisch-heidnischen Ausspruch, wonach der wahre Patriot „mit nacktem Auge die ewige Form allgemeiner Schönheit schaut"; er wandte sich plötzlich gegen den gefeierten Godwin und dessen Aufforderung, die Welt durch geheime Gesellschaften zu bessern, um als das einzige Besserungsmittel das Evangelium zu bezeichnen. Hatte er früher Mäßigung, Ausdauer und unverhohlene Meinungsäußerung empfohlen, so verlangte er jetzt Religion, Tugend, Entsagung. Aus einem philosophischen Politiker wurde ein theologischer, und es war nur folgerichtig, daß er sich noch in demselben Sommer 1795 (vgl. Cottle S. 95 mit 14 und 87) auf der Kanzel versuchte.

Freilich zeigte es sich gleich bei der ersten Predigt, wie sehr er andererseits geneigt war, das Kirchenthum zu verweltlichen, die Religion mit Politik zu versetzen. Rev. Estlin muß so etwas vorhergesehen haben, denn er ließ ihn nicht in der unitarischen Kapelle zu Bristol, sondern zu Bath debutiren. Kaum in die Sakristei getreten, weigerte sich Coleridge entschieden, den alles verhüllenden schwarzen Chorrock anzulegen: von der babylonischen Dirne, wie er damals die Hochkirche zu nennen pflegte, sollte nicht ein Fetzen mehr an ihm bleiben! Zum Entsetzen des Pfarrers trat er in blauem Reiserock und weißer Weste vor die Gemeinde. Der oppositionelle Ton, in dem er zu sprechen vorhatte, verrieth sich hinreichend in dem Eingangsspruch: „Wenn sie hungrig sein werden, sollen sie sich selbst zerfleischen und ihrem Könige fluchen und ihrem Gott und aufwärts schauen" (Isaias VIII, 21). Was darauf folgte, war nicht viel anderes als eine Wiederholung seines kurz vorher gehaltenen Vortrags über die Kornsteuer. Das war selbst

seinen Freunden zu bilderstürmerisch. Von der Gemeinde kamen vollends zu seiner zweiten Predigt nur mehr siebzehn Leute, und als er auch da in einen früheren Speech — über die Haarpudersteuer — zurück verfiel, stieß ein Schäflein nach dem andern die Kirchenstuhlthüre auf, um auffälligst zu entfliehen. Die Engländer waren doch ein zu bedächtiges Volk, um sich auf einmal alles Ceremonienwesens so gründlich zu entschlagen. Später lernte er sich mit den hergebrachten Religionsformen besser abfinden; für den Augenblick war es schon bemerkenswerth, daß er sich zu einem gottesdienstlichen Schritte überhaupt herbeiließ.

Dieselbe nothgedrungene Rücksicht auf die realen Dinge machte sich in seinem poetischen Stil geltend. Die Gedichte, welche im Frühjahr und Sommer 1795 entstanden, beziehen sich entweder auf den Krieg oder auf die Braut. Jene schrieb er in pantisokratischer Gemeinschaft mit Southey, diese natürlich allein. Jene sind vorwiegend episch, diese lyrisch. Je nach Inhalt und Gattung spiegelt sich das Streben nach lebenstreuer Verkörperung auf eigenthümliche Weise.

Eine Eintragung im Notizbuch (Bl. 6): „Der Teufel gekleidet in ewiges Schwarz — ergo kein Sansculotte" läßt schließen, daß er sich im Sommer mit den „Gedanken des Teufels" beschäftigte. Es ist eine grimmige Satire auf die öffentliche Mißwirthschaft in humoristischer Balladenform. Das einzige Gedicht, welches Coleridge bisher in dieser Art geschrieben hatte, war „Der Rabe": dort wie hier sieht der Titelheld mit Zerstörungswonne zu, wie die herrschende Clique auf ihren eigenen Verbrechen in das Verderben fährt; abermals haben wir Knittelverse, freilich jetzt in Strophen geglie-

dert; abermals wird die Erzählung bewegt durch Fragen, das Subjekt gern in volksthümlicher Manier durch ein unmittelbar folgendes „er" wieder aufgenommen, sogar die epische Formel „über Berg und über Thal" wörtlich wiederholt. Aber während dort der schwarze Vogel bald zu Ende gezeichnet war, ist hier der schwarze Unhold eine detaillirte Figur, er gebärdet sich wie ein Gentleman, er hat blaue Hosen an mit einem Loch, und daraus kommt der Schweif hervor, der lange Schweif, den er wie ein Spazierstöckchen vorwärts und rückwärts schwänkt: die Schilderung ist eingehend geworden. Die Satire, im Jugendgedicht so allgemein, ist jetzt auf besondere Stände und Verhältnisse zugespitzt, der Teufel freut sich über die bösen Streiche der Advokaten und Plutokraten, der Orthodoxie und Regirung, der Apotheker und Gelehrten, bis er selbst vor einem rothen General — offenbar eine Anspielung auf den Krieg — erschrickt und davonläuft, weil er glaubt, es sei „Generalverbrennung". — Welcher Vorgänger ihm wohl diesen sachlichen Ton vermittelt hat? Alle Andeutungen führen auf Burns. Dieser bäuerliche Realist wurde ihm von Lamb immerfort als heilsames Gegengewicht empfohlen. Diesen hat er selbst im nächsten Jahr unmittelbar nach dessen Ableben als den „Lieblingsdichter der Natur" besungen. Auf diesen hat er sich noch zwanzig Jahre später berufen, um eine zweite Höllensatire durch eine Parallele zu entschuldigen. Die Spottballaden des Schotten auf den „heiligen Willie", den Erzmucker, lieferten ihm den Einfall, den derben Satan des Volksglaubens aus seiner Schwefelbehausung heraufsteigen, Sonntagskleider anziehen, dem Treiben der Scheinheiligen zuschauen und schließlich selbst vor einem gar sauberen Ehrenmann ausreißen zu lassen. Aus „Dr.

Hornbook" stammt der Hieb auf die Apotheker und zwar um so sicherer, als er mit der Grundtendenz nur sehr lose zusammenhängt. Die übrigen Ausfälle, obwohl selbstständiger ersonnen, erinnern wenigstens durch resolute, draſtische Wahrheit an den „belfernden Barden". Da lag auch bereits die strophische Form vor; nur hat ihr Coleridge nach dem Beispiele zahlreicher Lokalkomiker, z. B. des Christopher Anstey oder des Dr. Wolcott, durch die ungleiche Zahl der Zeilen noch einen möglichst zersungenen Charakter aufgeprägt — ein Wort, welches bekanntlich Jakob Grimm für unabsichtlich durch mündliche Ueberlieferung zerrüttete Lieder gemünzt hat. Allerdings muß betont werden, daß die drei einleitenden Strophen und ein paar von den folgenden Southey angehören. Dieser hat das Beste und vielleicht sogar die Anregung zum Ganzen geboten. Aber jedenfalls hatte Coleridge an dem Verdienste Antheil; jedenfalls steht fest, daß nicht die alten Balladen, welche Percy künstlich ausgegraben hatte, sondern die höchst lebendigen von zeitgenössischen Satirikern zuerst den Bristoler Kreis befruchteten, und daß Burns wesentlich dazu beitrug, Coleridge aus seinem Wolkenkukuksheim zu dieser gesunden, nordisch rauhen, lange verachteten Gattung zurückzuführen. Die Annäherung an den Stil und das Denken des Volkes blieb auch nicht ohne Belohnung: die „Gedanken des Teufels" waren das erste Gedicht aus dem pantisokratischen Lager, welches beim Publikum durchschlug; es verbreitete sich so rasch im Manuscript, daß Coleridge 1798, obwohl er seine Gesinnung inzwischen sehr verändert hatte, eine authentische Ausgabe veranstalten mußte; es wurde bis 1830 in 15,000 Exemplaren verkauft, und

Shelley hat es im „Spaziergang des Teufels", Byron in der „Spazierfahrt des Teufels" nachgeahmt.

Gleichzeitig betheiligte sich Coleridge an der Umformung der „Johanna d'Arc", wozu sich Southey genöthigt fand, sobald er sie zu drucken begann. Er selbst hatte mit zwanzig Jahren ein heroisches Epos über den Fall Jerusalems schreiben wollen (Cottle S. 447) und dann in den „Religiösen Betrachtungen" mehrfach an das „Verlorene Paradies" gestreift. Um so lebhafter interessirte er sich jetzt für diesen ersten namhaften Versuch, das romantische Epos zu erneuen. Im Eingang glättete er manchen harten Blankvers, wie aus der noch vorhandenen Handschrift (im Britischen Museum) zu ersehen ist. Für das zweite Buch unternahm er es — Southey spürte wohl den Setzer am Ellbogen — eine umfangreiche Partie (385 V.) über die Vision der Jungfrau beizusteuern, welche der Originalausgabe in der That einverleibt wurde, später aber nur mehr in Coleridges Gedichten unter dem Titel „Schicksal der Nationen" erschien. Dies erzählende Fragment ist mit keinem vorhergehenden Gedicht von Coleridge enger verwandt als mit den „Religiösen Betrachtungen", es ist geradezu daraus hervorgewachsen, und doch wird ein näherer Vergleich eine durchgreifende Verschiedenheit zeigen: er ist inzwischen in der Darstellung irdischer sowohl als überirdischer Dinge zu einem — um einen Malerausdruck zu gebrauchen — niederländischen Realismus vorgeschritten.

Der Eingang ist hier wie dort ein Preisgesang auf die platonische Gottheit, auf die unendliche Liebe, welche sich in unzähligen Myriaden selbstbewußter Geister, Atome oder Monaden ergießt. Aber mit diesen Allgemeinheiten ist der Dichter nicht mehr zufrieden. Er will individuelle

Gestalten haben. Er zieht die mythischen Ungethüme herein, von welchen er in mancherlei Werken über Grönland gelesen hatte, die Gespenster, welche über ermordete Kinder klagen, den Riesenvogel Vuokho, dessen Flügelschlag Sturm ist, das namenlose Höllenscheusal, welches als zerstörendes Prinzip in der Meerestiefe haust: „wilde Phantasien und doch weise"; denn leicht, fügt er wie zu seiner Entschuldigung bei, „hilft mit unbewußter Hand der Aberglaube der Vernunft auf ihren Thron".

Das ist aber erst das Vorspiel. Mit der kühnen Wendung „derart war auch vielleicht der Geist, der mit der Kampfesjungfrau Frankreichs Umgang pflog", springt er von den zu Fratzen verkörperten Monaden über zu einer Dorfgassenwahrheit, für welche es in früheren Jahren bei ihm keine Parallele giebt. Er vertauscht die Führung der vornehmen Epiker Spenser und Milton plötzlich mit der des bürgerlichen Cowper. Die Heldin, wie er sie schildert, gleicht aufs Haar dem Cowper'schen Ideal der einfachen, braven Bauerntochter im „Winterabend": „kunstlos, doch voll Würde, wie die schöne Schäferin in alten Märchen". Eines Winterabends findet sie in schneeiger Einöde einen Fuhrmann, der mit Karren und Pferden fast ebenso genau beschrieben wird wie dieselbe Menschengattung beim Dichter der „Aufgabe", und dann auch die arme liebliche Mutter, mit ihren Kindern zusammengekauert, welche bei Cowper folgt. Ursprünglich war sogar mit bemerkenswerther Vorwegnahme der Wordsworth'schen Manier die Zahl der Kinder — sechs — angegeben, bis Lamb in einem Briefe spöttisch fragte: warum nicht neun? Die Kleinmalerei Cowpers sollte noch überboten werden. Auch die demokratische Tendenz tritt jetzt anschaulicher hervor als im vergangenen Jahre, der

Fuhrmann ist durch die eroberungssüchtigen Engländer aus seinem Dorfe vertrieben, sein Hof abgebrannt, seine Familie erstarrt und todt: seht die Folgen des Krieges! Nach packenden Einzelzügen wird förmlich gehascht; so hat der kalte Säugling auf dem Arm der Frau „gefrorne Milch noch auf den Unschuldslippen".

Jetzt die eigentliche Vision der ob solcher Scenen empörten Jungfrau, erklärt vom Schutzgeist. Sie sieht das vorweltliche Chaos. Die Schwierigkeit für den Dichter war: wie soll das Formlose zu lebendiger Wahrnehmung gebracht werden? Er verglich es mit dem „schleimigen Zeug und mißgebornen Leben", welches nach langer, pestschwangerer Windstille den Großen Ocean vergiftet, bis endlich „eine frische Brise aufspringt und das Kaufmannssegel weckt". Es ist ein Zug, den man nicht erfindet, der sicherlich aus der Beschreibung irgend einer Aequatorialreise entlehnt ist und sich später im „Alten Matrosen" wiederholt. Milton hatte sich mit nur allzu plastischen Wellen, Flammen und Vulkanen geholfen; Coleridge selbst in den „Religiösen Betrachtungen" mit dem abstrakten Ausdruck „Anarchie der Geister". Jetzt fand er für das Unsagbare ein positives Bild, welches den Anschein der Wirklichkeit hervorzaubert, ohne zugleich die geheimnißvolle Unbestimmtheit anzutasten. Wir sollen uns Arm an Arm mit dem Uebernatürlichen fühlen und schaudern.

Aus dem Chaos taucht eine Höllenhexe auf, welche Tyrannei und Krieg bringt. In den „Religiösen Betrachtungen" saß sie noch in Milton'scher Weise in einer unterirdischen Höhle, alt, ungeheuer, augenlos, schwarz „und nährte das ungeduldige Erdbeben". Jetzt wurde die Allegorie zum Gespenst. Die Rococozeit hatte ver-

gessen, wie Spukgestalten mit dem Anschein der Wirklichkeit vorzuführen sind. Sie ließ sie plötzlich, pompös, heulend, in Leichentüchern auftreten, wie z. B. in „Admiral Hosier's Geist", und unterließ darüber die Feinheiten der Vorbereitung und Umgebung, welche die Phantasie in gläubige Stimmung versetzen müssen. Sie erreichte daher nur einen opernhaften Eindruck. Die Hexen des „Macbeth" tanzten auf der Londoner Bühne ein Ballet. Sogar die alten Volksballaden wurden häufig darauf hin zugestutzt; so erscheint „Margarethes Geist" in der Bearbeitung von Mallet (1759) nicht mehr in „dunkler Mitternacht", sondern zur „feierlichen" Frühstunde, unvermittelt gleitet er in der ersten Strophe herein und kramt sofort selbst mit gespreizter Rhetorik seine Schrecklichkeit aus: „Der hungrige Wurm mein Bruder ist". Es ist das ein Mangel, welcher dem Rococo auch auf dem Continent anhaftete und zuerst von Lessing in der Kritik über Voltaires „Semiramis" scharf gerügt wurde, wo ja der Geist auch am hellen Tag spornstreichs in die Reichsversammlung platzt. Die Klassicisten hatten überhaupt zu sehr den Glanz des einzelnen Verses oder Ausdrucks im Auge; darüber vernachlässigten sie die feineren Uebergänge und den organischen Zusammenhang des Ganzen. Sie schrieben in Epigrammen. Nur in der Volksballade hatte sich das alte Zaubermittel der gespenstischen Stimmung noch erhalten, speziell in Schottland, wo ja das Mittelalter eigentlich bis Walter Scott herab reichte. Da lag es in einem Winkel der literarischen Rumpelkammer, verachtet und verstaubt, bis es Burns ein Jahr nach dem Ausbruch der Revolution wieder hervorzog. „Tam o' Shanter", ein bierschwerer Bauer, reitet in stürmischer Nacht einsam nach Haus, in der Kirche von

Galloway ist Licht, das Roß will nicht weiter, Hexen halten neben offenen Särgen ihre wilden Tänze, der Teufel selbst pfeift ihnen auf. Das riecht nicht mehr nach Theaterpappe, sondern nach Höllenschwefel. Allerdings hat Burns kaum gewußt, welchen Schatz er damit gefunden. Er faßte die gruselige Situation nur als Spaß, die Geister sind nirgends als in Tams Kopf, und der Pfeifer ist der Wind. Coleridge machte Ernst. Er lernte von dem Schotten die durchaus nicht so leichte Kunst, wie eine Hexe einzuführen ist. Er wählte einen einsamen Thurm zum Schauplatz. Er ließ hohle Winde rauschen wie Geistertöne. Ein Instinktgeschöpf muß zuerst das teuflische Gesindel wittern: eine heimkehrende Hirschkuh, welche aus Grauen einen Umweg macht. Warum gerade auf der Heimkehr, außer weil sich ihm dies Motiv unwillkürlich aus Burns aufdrängte? Solche Uebereinstimmungen in charakteristischen Details lassen an der Nachahmung keinen Zweifel. Ein neuer fruchtbarer Boden für romantische Wirkungen war hiemit betreten, und sofort begann Coleridge noch mehr Themen dieser Art ins Auge zu fassen. Das Notizbuch verzeichnet Bl. 4 die altbritische Sage von den fünfzig Königstöchtern, welche nach England verschlagen wurden, mit Teufeln Verkehr pflogen und die bisher öde Insel mit Riesen bevölkerten; und auf dem nächsten Blatte steht: „Ewiger Jude, eine Romanze".

Daß zwischen der Spukscene bei Coleridge und in „Tam o' Shanter" gewisse Unterschiede bestehen, ist nicht zu läugnen, vielmehr zu erwarten. Aber sie beweisen nichts gegen den Einfluß von Burns. Sie deuten vielmehr auf einen zweiten Lehrmeister in dem, was man die schwarze Kunst der Poesie nennen kann, und zwar

auf einen deutschen. Eine bedeutsame Erscheinung. Wenn der Engländer der Rococozeit einen ausländischen Dichter in die Hand nahm, war es, abgesehen von den Alten, ein Franzose oder Italiener. Der romanische Geist hatte die Führung. Wie hat sich noch Goldsmith über die schwerfällige Gelahrtheit der Deutschen lustig gemacht! „Wenn Engel schrieben, sie schrieben keine Folianten!“ Deutsch wurde bis zur Wertherzeit fast nur von Handelsleuten aus Geschäftsrücksichten gelernt, etwa wie heute Russisch. Die Achtung für Volksthum und Mittelalter, das Gefühl des Zusammenhanges mit den verwandten Nationen, der Sinn für germanisches Wesen kam erst mit den Romantikern — seltsame Ironie des Namens! Geßners Idyllen, selbst noch stark pseudoklassisch, waren die ersten Sprößlinge der deutschen Muse, welche, protegirt vom Hannover'schen Königshaus, jenseits des Kanals Anklang fanden. Das war in den Sechziger Jahren. In den Siebzigern schlug „Werther“ durch (vgl. Goethe-Jahrbuch, Bd. II). An die Stelle der frommen Landschaftsidylle trat die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Unendlichen in Natur und Gemüthsleben. Den dritten großen Wurf that Schiller mit seinen Jugenddramen, welche seit dem Ausbruch der Revolution fleißig ausgezogen, übersetzt und eingebürgert wurden. Besonders die „Räuber“ ergriffen die Freiheitsfreunde durch ihre hochstrebende Unzufriedenheit mit der conventionellen Gesellschaft, durch das stürmische Verlangen nach dem natürlichen Recht, sei auch Eisen und Feuer und vorübergehendes Unrecht zur Heilung nöthig, und durch die Aufwühlung der elementarsten Seelenkräfte. Von den namhafteren Dichtern, welche in diese Strömung einlenkten, waren unsere Pantisokraten die ersten. „Werther“ wirkte mehr

auf Southey, der ihn schon auf der Schule verschlang und auch ein Sonett auf den „vernachlässigten Albert", drechselte, während ihn Coleridge geringschätzig zu den weinerlichen Moderomanen stellte (Der Wächter, Nr. IV). Anders Schiller. Er gefiel zwar auch Southey, der den Schlußakt von „Kabale und Liebe" „fürchterlich rührend" fand und sich alsbald vornahm, eine ganze Reihe von Räubertragödien zu schreiben (31. Juli 1796). Aber unsern Himmelsstürmer versetzte er in Entzücken. Zu Anfang 1795*) nahm Coleridge von einem Universitätsfreund, bei dem er zu Abend gegessen hatte, ein Drama mit nach Haus, von dem er bis dahin auch nicht ein Wort des Titels kannte. „Eine Winternacht, der Wind schaurig, und die Räuber zum ersten Mal: die Leser von Schiller werden begreifen, was ich fühlte!" Dies das Vorwort zu einem schwärmerischen Ruhmessonett auf Schiller, „den Dichter schrecklicher Erhabenheit", welches offenbar unter dem frischen Eindruck entstand. Unschwer ist daraus zu entnehmen, welche Partie des Trauerspiels ihn am meisten anzog: es war die Scene, wo die Stimme des halb verhungerten Vaters um Mitternacht aus dem finstern, verwitterten Thurmgefängniß heraufhallt. Nun wird es begreiflich, warum Coleridge in der Hexenschilderung gerade darin von „Tam o' Shanter" abwich, daß er die Kirche von Galloway in ein zerbröckelndes Thurmgewölbe und den Tanzlärm in Klageseufzer verwandelte.

*) Wenn früher, so hätte Coleridge das Schillersonett gewiß schon im Dezember 1794 oder Januar 1795 mit den anderen Sonetten in der „Morning Chronicle" herausgegeben. Die untere Grenze bildet das Datum der Vorlesung (Februar 1795), in welcher die „Räuber" und „Kabale und Liebe" bereits erwähnt werden.

Die verwandten Nachtbilder von Burns und Schiller verschmolzen in seiner Phantasie zu einem neuen Ganzen. Schiller stand ihm sogar noch höher; denn dessen „menschliche Wesen erregen mehr Erschütterung und Staunen als alles Koboldvolk, selbst von Shakspere" (Vorwort zum Sonett). Zugleich hat er im Notizbuch knapp neben und zwischen den direkt gespenstischen Stoffen auch Motive aus den „Räubern" aufgezeichnet: „Ein Wütherich, eingefleischt in Mordthaten . . . Ein Räuber, verborgen über einem Zimmer, hört den Lärm von Tanz und Lustigkeit — seine Reflexionen! . . . Zwangsjackennarrenhaus". Man kann wohl sagen, daß Schiller ihn anregte, das Walten der Dämonen mehr von innen als von außen zu verfolgen, also zu einem noch eindringenderen Realismus.

Der Rest des Fragmentes ist weniger interessant. Genug der Beispiele. So viel steht fest: auf der Universität hatte Coleridge in jugendlicher Schwärmerei nach Vergeistigung des Sinnlichen gestrebt, in einen englischen Landausflug Feen, in die Erschaffung ein philosophisches Prinzip, in die Gestalt Gottes eine pantheistische Abstraktion eingeführt. Jetzt, gereifter und wenigstens zeitweilig zur Resignation gezwungen, strebte er nach Fühlung mit dem Thatsächlichen, nach Versinnlichung des Geistigen. Bis auf Sprache und Metrum erstreckte sich die Veränderung. Dem Blankvers rückte er die Cäsuren mehr in die Mitte und verlieh ihm dadurch, wie er sich selbst ausdrückte, mehr „Fülle" (an Poole, 6. Mai 1796). Der Stil der „Religiösen Betrachtungen" war „erhabener", hatte aber nicht „jenes getragene Air strenger Würde, welches mein episches Stückchen auszeichnet". Man sieht zugleich aus diesen Urtheilen, daß er selbst ganz richtig

Bescheid wußte von dem, was in ihm vorging; wie denn überhaupt moderne Dichter gerne die Hand an den eigenen Puls legen.

Auf lyrischem Gebiet entstanden im Frühling und Sommer 1795 fast lauter landschaftliche Stimmungsbilder mit erotischer Färbung und zwar um so zahlreicher, als Cottle für das Bändchen dreißig Pfund bot. Die alten Vorbilder schimmern noch deutlich durch. Die Manier von Bowles ist, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, in dem musikalischen Erinnerungssonett „An den Fluß Otter" zu spüren. Coleridge war rasch im Erfassen und doch langsam im Aufgeben. Es scheint sogar, als hätte sein Haupteinfluß auf Southey darin bestanden, daß er auf dessen frische, aber dünne, stimmungsarme Knabenhaftigkeit etwas von dem elegischen Schmelze des Bowles pfropfte. Wenigstens wiederholt sich die Schilderung des sonnigen, schillernden Flußspiegels aus dem Otter-Sonett mit verdächtiger Ueberflüssigkeit in Southeys Hymne „Am Sonntag Morgen" (auch 1795 entstanden), und im nächsten Jahre schrieb Southey selbst mit bedeutsamer Zusammenstellung: „Mein poetischer Geschmack ist sehr gehoben worden durch Bowles und die stete Gesellschaft von Coleridge." — Milton ferner inspirirte das Blankversgedicht „An die Nachtigall" (Frühling 1795), worin abermals die typische Formel „höchst melancholisch, höchst melodisch" vorkommt. — Ein ander Mal schilderte Coleridge eine Schmollscene mit der Geliebten und schrieb mit Rücksicht auf die eingeschaltete Cupidomaschinerie, die neunzeiligen Stanzen und verschiedene alterthümliche Wörter ohne Umschweife „Verse in der Art des Spenser" darüber. Die Zeit voll originellen Schauens und Gestaltens war noch nicht angebrochen.

Aber auch hier zog die Uebersiedlung aus dem amerikanischen Luftschloß nach Bristol einen concreteren Stil nach sich. Wo er ging und stand, begleitete ihn die Leidenschaft für die Braut. Sie machte ihm das Herz warm und die Sinne offen für die Schönheiten der umliegenden Landschaft. Eine Wonne war es ihm, nicht bloß, gleich „armen Stadtbarden", die Nachtigall nennen, sondern sie wirklich singen zu hören; tausend Phantasien weckte ihr süßer Schlag in seiner Seele; aber viel süßer doch klingt die Stimme Saras, wenn sie ihn als Bräutigam anredet! Lebhafter und liebevoller als je beobachtete er auf seinen Spaziergängen. Er schärfte noch seine freudige Aufmerksamkeit durch die Lektüre der „Jahreszeiten". „Die Frühlingsstunden — lies Thomson!" beginnt das Notizbuch, und bald darauf (Bl. 4) heißt es: „Apriltag — der Sonnenschein verschmilzt mit jedem Regenschauer, und sieh, wie voll und lieblich er auf jenen Hügeln liegt." Im Mai, bei einer Besteigung des Brockley Coomb, Somersetshire, war er geradezu überwältigt von der Schönheit der Fernsicht; er lieferte in dem darnach betitelten Sonett zu mersten Mal ein Gemälde, welches Lokalfarbe hat, welches das Charakteristische des Ortes hervorhebt und auf keinen andern paßt, und abermals schloß er mit dem Alles erklärenden Refrain: „O, wäre meine Sara hier!" Je mehr der Dichter in sich empfand, um so reicher und wahrer hallte ihm die Empfindung aus der Natur zurück.

Und nicht bloß die körperlichen Dinge werden sprechender gezeichnet: auch die unsichtbaren Kräfte, welche in der Landschaft weben, verdichten sich bis zur sinnlichen Fühlbarkeit. Mit den Romantikern, mochten sie sich daneben noch so innig für das Christenthum begeistern,

tauchte überhaupt die altheidnische Ahnung von persönlichen Elementar-Wesen wieder mächtig empor. Die Verehrer der Volkspoesie führten den Reigen. Voran kam Ossian-Macpherson mit seinen geisterhaften Mondscheinbildern, Nebeln und Gewittern, welche alsbald bei Chatterton und bei Blake ein lyrisches Nachspiel fanden. Dann zeigte sich eine neue, ausdrucksvollere Phase mit „Tam o' Shanter" (1799). Burns wußte einen ganz gewöhnlichen Naturvorgang — auch ein demokratischer Zug — mit berückender Leibhaftigkeit auszustatten: „Wie auf dem Fluß das Schneegeflimmer, jetzt weiß — und jetzt dahin für immer"; eine Stelle, welche Coleridge und Wordsworth nicht müde wurden anzuziehen. Was jene Vorläufer der Romantik zerstreut hinwarfen, machte Wordsworth zum Hauptgegenstand der lyrisch-epischen Naturbeschreibung. Er behielt die Einkleidung, wie er sie von Thomson, Goldsmith und Cowper erbte, im Allgemeinen bei. Aber schon in seinem ersten größeren Versuch, „Der Abendspaziergang", begonnen drei Jahre vor „Tam o' Shanter", gedruckt drei Jahre darnach, verfolgte er das ihm eigenthümliche Programm, einfache, wahre Schilderung mit einem packenden Phantasiereiz zu beseelen. Einfluß von dem oben aus Burns citirten Verspaar ist es, wenn er hier sagt: die Kähne werfen „starke Glanzesflocken auf den schwanken Strom"; der Schäfer inmitten einer sonnigen Staubwolke „ist jetzt ein Schattenbild, jetzt ganz verschwunden." Nach diesem Muster machte er hin und hin auch eigene Beobachtungen; so beschreibt er in Bezug auf die Leuchtkäfer, wie „auf dem Boden kleine Kreise grünen Glanzes ringsum glimmen." Man bekommt bei ihm den Eindruck, als wären überall elfische Mächte thätig und bald da, bald dort, auch mit

dumpfer Unmittelbarkeit zu spüren. Was man gewohnheitsmäßig für todt gehalten, schwillt plötzlich von innerem Leben. Es ist dieselbe Richtung, welche ungefähr gleichzeitig in der englischen Malerei durchbrach, um in den dämonischen Schneestürmen und gährenden Nebellüften Turners ihren Höhepunkt zu erreichen.

Mit all diesen Dichtungen war Coleridge seit Jahren bekannt gewesen. Speziell Wordsworth hatte er schon in Cambridge gelesen und gelobt, obwohl er das Metrum manchmal rauh, die Diktion zu oft dunkel fand. Aber jetzt, als ernster, sehnsuchtsbewegter Bräutigam, verstand er auch dessen „männliches Gefühl, ungewöhnliche Farbe und lebendige Gestaltung." Oeffentlich rühmte er diese Vorzüge in einer Anmerkung zu einigen Strophen, welche im September 1795 auf einem Ausflug zum nahen Seeort Shurton Bars entstanden und darnach benannt sind. Wenn er hier gleich zu Anfang den „grünen Glanz" schildert, mit welchem sich der Glühwurm durch das Gras bewegt, so ist das, wie er selbst gesteht, eine wörtliche Entlehnung aus dem „Abendspaziergang." Auch auf die Vorgänger Wordsworths griff er zurück, nicht um plump zu stehlen, sondern um eifrig zu lernen. In einer erklärten „Nachahmung Ossians" ließ er sein eigenes Schattenbild am Stromesufer der Geliebten erscheinen, „der Mondstrahl deiner Seele in Schlummers nächtlicher Stunde", wozu der Eingang des Fluchs in Byrons „Manfred" zu vergleichen ist: „Wenn der Mond ist auf der Welle . . . soll mein Geist auf deinem sein." Zu „Shurton Bars" zurückkehrend, fühlen wir uns da, wo Coleridge eine gefährdete Barke jetzt im Blitzeslicht auf den Wellen auftauchen, jetzt auf immer verschwinden läßt, stark an Burns erinnert. Mit seiner raschen Gelehrigkeit hat er zugleich

selbst ähnliche Züge der Natur abgelauscht und eingeflochten; so wenn er das Leuchtthurmfeuer ausmalt, welches manchem schläfrigen Matrosen im Mastkorb „wie ein trüber Stern zuzwinkert," oder gewisse Blumen, welche an Sommerabenden elektrische Funken aussprühen. Wie allegorisch, wie plastisch geschlossen hatte er noch vor zwei Jahren die Zwerggestalten der Pixen umrissen! Jetzt bringt er uns nicht bloß die Dinge selbst lebensvoll zum Bewußtsein, sondern auch etwas von den geheimnißvollen Prinzipien, welche in den Dingen arbeiten. Es ist, als ob die Bilder durch einen dunklen Nebelschweif mit der anderen Welt zusammenhingen. Was aber eigentlich dahinter steckt, ist in „Shurton Bars" wieder unverkennbar angedeutet: das Verlangen nach der Geliebten ist der Kern des Gedichtes, sie erscheint ihm wie ein schwüles Traumgesicht, er faßt sie in der leeren Luft und glaubt sie „mit Gattenzärtlichkeit an seine Brust zu drücken." Zeitströmung, entfesselt durch Erlebniß. Sehen ist zu wenig: wir sollen wittern.

* * *

Am 4. Oktober 1795 ging endlich in Erfüllung, wonach er so inbrünstig geschmachtet hatte: der dreiundzwanzigjährige Dichter wurde getraut. Es war in der ehrwürdigen Kirche St. Mary Redcliffe, deren herrlich aufstrebende Spitzbogen und Thurmpyramide auch sonst in die Geschichte der jungen Romantik mehrfach hereinragen, die Phantasie Chattertons schwellten, das Liebesglück Southeys sich vollenden sahen. Coleridge wollte freilich nichts wissen von der Schönheit einer Architektur, welche ihm durch Aberglauben, Erpressung und Frohnarbeit zu theuer erkauft schien; er war ja Pantisokrat und leider

nicht bloß in öffentlichen Angelegenheiten. Fragte ihn ein Freund im Vertrauen — die Braut verließ sich wohl ohne viel Fragen auf sein Genie — womit er den Kessel im Kochen erhalten wolle, so wies er schlagfertig auf das Anerbieten des großmüthigen Cottle hin, der ihm für je hundert Verse ein Honorar von anderthalb Guineen versprochen habe, und der auch Vorschuß gewährte. Der Communismus hatte sich in dem ganzen Kreise so festgenistet, daß selbst dieser vermögliche Verleger keinen gemeinschädlicheren Irrthum kannte, als die Ansicht, „das Eigenthum, das wir haben, sei unser eigenes. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo jeder arme Mann von der Regierung eine Pfründe empfängt, welche im Verhältniß mit der Zahl seiner Kinder wächst" (Vorrede zu seiner Cowper'schen Spaziergangsdichtung „Die Malvern-Berge"). Frei, wie Coleridge nahm, liebte er auch zu geben: er setzte seiner Schwiegermutter eine vierteljährige Rente von fünf Guineen aus, die er freilich nicht oft zu bezahlen vermochte. Unbelastet mit irdischem Besitzthum und leichten Sinnes übersiedelte dann das Paar noch am Hochzeitstage nach dem kleinen Seeorte Clevedon, einen halben Tagmarsch von Bristol, und nun begann für zwei Monate ein Glück, wie es sich Coleridge nur am Susquehanna erhofft hatte. Der Traum schien verkörpert, das Gefühl der Enttäuschung wich für eine Weile einer elysischen Zufriedenheit.

Das Leben in Clevedon war reine Poesie im pantisokratischen Sinne. Die Hütte lag einsam am Westende des friedlichen Städtchens und war fast so primitiv, als es sich für Menschen im unbelecken Naturzustande schickte. Sie hatte nur ein Stockwerk, man wohnte also Parterre mit den Brudergeschöpfen im Garten, und der

größte Rosenstrauch ragte ins Fenster herein. Die Zimmer waren einfach weiß getüncht, wenigstens vor Jahren gewesen. Cottle erst, der am vierten Tage zu Besuch hinausritt, hatte das Bedürfniß und die Liebenswürdigkeit, Tapeten anbringen zu lassen. Was sich an Einrichtung vorfand, geziemte einem Weltweisen: der Waschtisch hatte kein Glas und die Küche keinen Theekessel; die junge Frau vermißte Kaffee, Reis, Rosinen, Gewürze und eine Menge Kleinigkeiten, nicht zum mindesten eine Bibel; Cottle mußte abermals Rath schaffen. Dafür betrug aber die Miethe nur fünf Pfund im Jahre, und der Gatte wiegte sich im frohen Bewußtsein, diese Kleinigkeit binnen Wochenfrist verdienen zu können. Sinnen, Reimen und vielleicht etwas häusliche Arbeit füllten die flüchtigen Stunden, und die Liebe machte innerhalb der vier Mauern wirklich alle Güter gemeinsam. „Leute, gierig meine Zeit zu verehebrechern (adulterize), indem sie mich von meiner Frau abziehen —" poltert das Notizbuch (Bl. 6). Auch die Genüsse der Phantasie und Philosophie sollte die Gefährtin theilen; er erzählte ihr viel von Spenser'schen Riesen und Ossian'schen Helden, vom wunderbaren Zusammenhange der Geister- und Körperwelt, vom „allgegenwärtigen Unbegreiflichen", bis ihm „die sanfte Tochter in dem Hause Jesu" sein freigeisterisches Seifenblasen verwies und ihn „demüthig wandeln hieß mit seinem Gott." Er versuchte ihr sogar literarischen Ehrgeiz beizubringen, legte ihr Dankverse für einen silbernen Fingerhut, den Cottle gespendet hatte, in den Mund und ließ dieselben unter ihrem Namen drucken, als hätte sie sie selbst gedichtet und könnte noch mehr dichten. Draußen aber rankten sich breitblättrige Myrthen und weißblumiger Jasmin zum Dach empor; hügelige Wiesen und Wälder

dehnten sich in die Weite, die Lerche sang, hoch im Sonnenglast halb verloren, und über die schweigsamen, duftigen Fluren her murmelte leise der Donner des Meeres. Wie anders hier als im lärmenden, rußigen, winkligen Bristol! Als er vollends zum ersten Mal auf einen Berg stieg und rings die Umgebung übersah, die Windungen des voll rauschenden Severn, das grüne Land mit den weißen Dörfchen und wechselnden Wolkenschatten, die endlose See, die hinhuschenden Segel, die fernen Inseln, dämmerig wie Nebelstreifen: da faltete er die Hände, als wäre die ganze Erde ein Tempel. Doppelt neidlos, ja mit Bedauern betrachtete er jetzt den goldgierigen Bristoler, der am Sonntag vorbeispazirte, die kleine Idylle sah, stehen blieb und den Ort und die Bewohner gesegnet nannte. Ganz versunken in wandernde Gedanken lag er oft Mittags an einem Hügelabhang, daß ihm die sonnigen Wellen des Meeres wie Diamanten durch die halbgeschlossenen Lider ins Auge blitzten. Noch lieber saß er um die Dämmerung vor der Thüre, Arm in Arm mit der Geliebten, während der Abendstern heiter glänzend der erblassenden Wolkengluth entgegenglitt. „Es war ein Hochgenuß, zu sein!" Und damit die Sphärenmusik des Naturwebens auch dem körperlichen Ohr vernehmbar werde, war eine Aeolsharfe aufgehängt, auf welcher jeder Lufthauch spielte. Die Wirklichkeit hatte sich zum romantischen Märchen erhoben, „das Unzulängliche, hier wird es Ereigniß."

Daher wurde auch umgekehrt die Poesie ganz zum Spiegel der Wirklichkeit. Das zeigen die Gedichte „Aeolsharfe" und „Erwägungen über ein Asyl der Ruhe," von welchen jenes noch in Clevedon, das andere kurz nach der Abreise entstand. Es sind die

wahrsten und tiefsten Stimmungsbilder, welche uns bei Coleridge noch begegnet sind.

Schon nach außen, in Stil und Metrum, kündigt sich schlichte Ungezwungenheit an. Die schwülstigen Tropen, welche seine Jugendgedichte vielfach verunzierten, werden ersetzt durch eindringliche Wiederholungen, bald in gleichen Worten — „unsre Hütte, unsre Hütte jasminüberwachsen"; bald in Synonymen — „des Meeres stilles Rauschen redet Schweigen." Neben den abgebrauchten Reimpaaren, den gleichförmigen Strophen, den geschnürten Sonetten hatte er bisher in der Landschaftslyrik ein einziges Mal den reimlosen fünffüßigen Jambus verwendet: in der kurzen Skizze „Die Nachtigall"; und auch da fiel der Satzschluß meist noch eintönig mit dem Versschluß zusammen. Jetzt gliedert er ihn sorgsam durch Mittelcäsuren, giebt ihm gesprächsartige Beweglichkeit und freie Kraft.

Noch bedeutender ist der Unterschied in der Beschreibung. Daß Coleridge durch die Schule Miltons gegangen, ist zwar nicht zu verkennen. Die „Aeolsharfe" steht als heiteres Pendant den wehmüthigen Abschiedserwägungen gegenüber, wie „L'Allegro" dem „Penseroso". Die vorgeführten Situationen sind abermals nach den Tageszeiten gegliedert. Wie bei Milton singt die Lerche am Morgen, rauscht das Wasser am Mittag, ertönt halb musikalischer Klingklang — dort Glocken, hier Saiten — am Abend. Auch der „grüne Glanz" der Wordsworth'schen Leuchtkäfer lebt nach in dem Diamantglanz der Flußwellen, und die bald erscheinenden, bald verschwindenden Schneeflocken von Burns fallen uns ein, wenn wir die Schwingen der Lerche bald vor der Sonne sehen, bald nicht mehr sehen sollen. Aber alle diese Züge, in Haus

und Landschaft, im thierischen und menschlichen Treiben sind jetzt selbsterlebt, scharf beobachtet, der Natur aus erster Hand nachgezeichnet, organisch verarbeitet. Wir haben es nicht mehr mit literarischen Entlehnungen zu thun, sondern durchaus mit eigenem Schauen, welches von den alten Mustern nur noch gelegentlich die Richtung bekommen hat. Die Anempfindung ist der Empfindung gewichen. Hatte er jetzt doch eine Seele neben sich, welche unbefangen schaute und empfand, und indem er sich liebevoll in sie hineindachte, sprang ihre Unmittelbarkeit auf ihn über.

Erschöpfend, wie die Wahrheit der sachlichen Beschreibungen, ist jetzt auch die Versinnlichung des Transcendentalen. Wir sehen nicht mehr bloß durch einzelne Phänomene, sondern es überkommt uns die göttliche Gesammtkraft, welche hinter dem Zifferblatt alles Irdischen in ewiger Liebe und Harmonie pulsirt. Sie jubelt durch die Lerche, welche aus geheimnißvollen Himmelshöhen ihr „überirdisch Lied" schmettert. Sie spielt im Windhauch gleichsam mit Geisterhänden auf der Harfe. Sie schläft, wenn die Luft still ist, wie „Musik auf ihrem Instrument:

> Und wie, wenn alle lebende Natur
> Nur solchen Harfen gliche, kraus gestimmt,
> Aufzitternd zu Gedanken, wenn sie streift
> Der eine schöpferische Geisteshauch,
> Der jedes Theiles Seele ist und doch
> Vom Ganzen Gott?"

Milton schon hatte mit der Vorstellung der Weltseele gerungen; sein Penseroso träumte von einem Wesen, das über, um und unter ihm webt, von dem „unsichtbaren Genius des Waldes"; aber sofort leitete der Puritaner über zu Kirchenchor und Gottesdienst. Pope, Thomson,

Cowper, der junge Wordsworth, alle hervorragenden Landschafter des achtzehnten Jahrhunderts waren um dasselbe Problem herumgegangen und wußten das, was sie ahnten, doch nur annähernd unter dem Bilde des geoffenbarten Schöpfers anzudeuten. Coleridge erfaßte und sagte es direkt. Sein Verstand war durch Plotinus und Pantheismus längst darauf vorbereitet. In Clevedon streifte auch sein Gefühl die überschwängliche, unruhige Halbheit des Verlangens ab, er gelangte in den Vollgenuß der Liebe und der Natur, er eroberte sie als Mensch und daher auch als Dichter, er wußte fortan die Allgottheit mit abgeklärter Mystik, mit realistischer Dumpfheit, mit stimmungssatter Symbolik zugestalten. Dies wurde auch zugleich sein tiefsinnigstes Vermächtniß an die folgenden Chorführer der Landschaftspoesie. Wordsworth und Shelley lassen noch häufig seinen Einfluß deutlich erkennen, wenn sie prophetische Töne anschlagen. Auch sie richten sich an Vögel, die man hört, ohne sie zu sehen, Ariel-Shelley ebenfalls an die Lerche, der bäuerliche Wordsworth an den Kukuk, um uns in solch geheimnißvoller Musik eine Offenbarung der einheitlichen Allkraft zu weisen. Auch Wordsworth spricht am Eingang seiner großen poetischen Lebensgeschichte von einer Aeolsharfe der Natur, welche an schönen Abenden die Seele mit seltsamer Harmonie heimsuchen kann. Noch auffälliger mahnt Shelley an Coleridges melodischen Vergleich, wenn er in einem berühmten Fragment eine ins Jenseits reichende Neigung also versinnlicht:

„Ob auch verstummt der süße Sang,
Nachbebt er im Gedächtniß lang ...
So schlafe, wenn du schiedst von hinnen,
Die Liebe selbst auf deinem Sinnen."

Wir stehen an einem wichtigen Knotenpunkt in der Entwicklung unseres Dichters. Seine Lyrik hat sich zu gleichmäßiger Orginalität emporgearbeitet. Er wußte wohl, warum er 1797 als sein bestes Produkt die „Aeolsharfe" bezeichnete. Er brauchte jetzt wenigstens auf diesem Hauptgebiete seiner Begabung nichts Wesentliches mehr von den Poesien Anderer zu borgen. Wie Krücken lehnte er seine Vorbilder in den Winkel, nicht blos Gray und Bowles, sondern auch Milton und Spenser, er hat auf eigenen Füßen stehen lernen, aus einem höchst anschmiegsamen, obwohl nie sklavischen Schüler ist ein Meister geworden, der selbst wieder große Schüler zieht.

* * *

Wo Coleridge selber die Unruhe seines Treibens gern eine Weile gezügelt hätte, da duldete sein Schicksal keinen Stillstand. Nur zu bald wurden die stillen Freuden von Clevedon unterbrochen, und was in den nächsten zwölf Monaten folgte, war eine Kette ärgerer Enttäuschung, Trübsal und Noth, als er sie je zuvor gekannt hatte. Der schroffe Wechsel von Sonne zu Frost sollte seine Reife rasch vollenden.

Der erste Stich kam vom besten Freunde und nicht unerwartet. Southey hatte bei längerem Zusammenleben immer mehr Achtung vor dem Dichter Coleridge, aber nicht vor dem Menschen bekommen. Er stieß sich an der „ungeordneten Plauderſucht," mit welcher Coleridge Stunde für Stunde verstreichen ließ, ohne zu schreiben, ohne für sich und seine Braut zu verdienen. Es verdroß ihn, ein und dieselbe Rede auf der Bühne und auf der Kanzel und dann noch in Gesellschaft hören zu müssen. Es erzürnte ihn, als er eine seiner Vorlesungen — über

Wachsthum und Verfall des römischen Reiches — auf Coleridges Bitten ihm übertragen hatte und dieser die Stunde verträumte, so daß das Publikum nach langem Warten murrend wegging. Darob waren die Bruderseelen bereits einmal heftig an einander gerathen, und die Frickers sammt Cottle hatten Mühe gehabt, den idealen Bund zu flicken. Indeß blieb die Freundschaft erschüttert, Southey fand, daß man sich auf Coleridge nicht verlassen könne, dieser zuckte die Achseln über die literarische Fingerfertigkeit seines Zimmergenossen, und als die Hochzeit auch noch den täglichen Verkehr aufhob, trat bald ein ernster Bruch ein.

Etwa fünf Wochen, nachdem Coleridge sein Zelt in Clevedon aufgeschlagen hatte, erklärte ihm Southey, mit der Auswanderung sei es nichts, er habe den Gedanken an die Urwaldfarm aufgegeben und wolle dafür mit Hilfe seines reichen Onkels eine Studienreise nach Lissabon unternehmen, um sich baldmöglichst als Schriftsteller eine Existenz zu schaffen. Er hatte ja ebenfalls eine Braut! Wenige Tage später wechselte er mit Miß Edith Fricker die Ringe — Cottle hatte zum Ankauf derselben das Geld vorgestreckt — und fuhr unmittelbar vom Traualtar weg nach Portugal. Coleridge konnte sich nicht verhehlen, daß der Amerika-Plan mit Southey die Seele verlor. Thatsächlich hören wir nur mehr von einem Quartbande, den er über Pantisokratie zu schreiben gedachte (Notizb. Bl. 21, Cottle S. 73), aber nichts mehr von Ausrüstung und Fahrt. Die mühsam geworbenen Theilnehmer saßen auf dem Trockenen und verdarben vielleicht jämmerlicher, als es ihnen jenseits des Meeres passirt wäre: Lovell starb im nächsten Jahr an einem Fieber; Samuel Le Grice und Favell gingen als Freiwillige im pyrenäischen

Feldzuge zu Grunde; Burnet, der länger lebte (bis 1811), versuchte sich bald als untergeordneter Lohnschreiber, bald als unitarischer Prediger, immer ohne Erfolg, um schließlich noch moralisch zu versumpfen. Gleiches Loos hätte Coleridge gewärtigen können, wenn er nicht so viel Genie und gesellschaftliche Anziehungskraft besessen hätte. Er war nicht mit einem reichen Onkel gesegnet, der ihm den Rücken deckte. Er hatte dem Unternehmen mehr geopfert und sich ausschließlicher anvertraut. Der treulose Southey war jetzt wohl in vollendeter Rechtsform sein Schwager, aber nimmermehr sein Freund. Er mag ohne Händedruck abreisen! Im traulichen Clevedon ließ sich die Entrüstung noch verschweigen, aber im Unwetter der nächsten Zeit brach sie um so bitterer hervor. „Ich hatte meine Freunde aufgegeben," schrieb er Cottle am 22. Februar 1796 im Hinblick auf Cambridge; „ich hatte Ueberfluß aufgegeben; ich hatte jene Behaglichkeit aufgegeben, welche mir Unsterblichkeit gesichert, welche es mir ermöglicht hätte, der Leserwelt begeisterungsfrische Werke, gefeilt in einsamer Muße, vorzulegen; und ach! wofür habe ich sie aufgegeben? für —, der mich in der Stunde des Unglücks verließ, und für ein unpraktisches, romantisches Tugendprojekt!" Das Lobsonett auf Southey wurde unterdrückt. Cottle und Charles, alle Mächte der Erinnerung und Verwandtschaft mußten zusammenstehen, um nach Southeys Rückkehr (Mai 1796) eine Aussöhnung herbeizuführen. Trotzdem beklagte sich Coleridge noch 1797 über Freunde, „äußerst falsch, falsch und schönlaubig wie ein Giftbaum," welche ihn im Regen unter ihrem Blätterdach zum Schlafe verlockten und dann plötzlich ihr Gift sammt der Traufe auf ihn herabsandten („An George Coleridge"). Allmählig wurde zwar ein leidliches Ein-

verständniß hergestellt, aber die alte gegenseitige Begeisterung kehrte nie wieder, sie war mit dem pantisokratischen Unternehmen aufgeschossen und erschlafft.

Endgiltig auf Europa und schriftstellerischen Erwerb angewiesen, wie sich Coleridge nach Southeys Entfernung sah, konnte er auch das Sanssouci am Severn nicht mehr lange halten. Er mußte die Gesammtausgabe seiner Dichtungen, die er bereits im Sommer zu drucken begonnen hatte, ernstlich in Angriff nehmen. Er wollte zugleich ein großes Blatt gründen, um der Freiheit und sich selbst auf die Beine zu helfen. Aber Druckerei und Mitarbeiter, Zeitungen und Bücher waren fernab in Bristol. Der Weg hin und zurück kostete jedesmal mehr als einen Tag. Auch empfand er als angehender Redakteur doch das Bedürfniß nach mehr geistiger Anregung, als Dorf und Sara allein ihm bieten konnten „Gute Gemüthsart und gewohnheitsmäßige Heiterkeit," schrieb er ins Notizbuch (Bl. 10), „sind zwar die ersten Erfordernisse vertraulicher Geselligkeit; aber ihr glatter Spiegel muß durch Witz, Bildung oder Originalität zu einer gewissen Abwechslung der Gemüthsstimmung gebrochen werden, sonst gleicht das Gespräch einer Reise auf endloser Ebene." So hieß es denn: „Leb' wohl, du stilles Haus!" Den Abschied erleichterte er sich durch sittliche Betrachtungen: es sei eine Gewissenssache, „die anvertraute Lebenszeit auf Rosenbetten wegzuträumen, während ungezählte Brüder frohnden und verbluten." Die Poesie allein wäre in der That nicht im Stande gewesen, ihn auf die Dauer auszufüllen. „Die beschränkte Sphäre geistiger Wirksamkeit im Künstler —" seufzt das Notizbuch (Bl. 9). Mit solchem Selbsttrost zog er Anfang Dezember 1795 nach Bristol zurück. Er glaubte, nur für kurze

Zeit; stieg daher bei seiner Schwiegermutter ab und ließ Sara vorläufig in Clevedon. Aber als Woche für Woche verrann, ohne daß er abkam, hielt es die junge Frau in der Landeinsamkeit nicht länger aus,. sie setzte ihm nach, und nun dehnte sich der Stadtaufenthalt fast auf ein ganzes Jahr aus.

Coleridge als Zeitungsgründer: eine problematische Stellung! Anzuerkennen ist, daß er sich mit größtem Eifer, mit fliegenden Armen und prickelnden Fingern auf das Handwerk stürzte. Sein Fehler war nur, daß er des Guten zu viel thun wollte. Ein erschöpfendes Organ sollte erstehen, Neuigkeitsbote, Monatsrundschau und Jahrbuch zugleich, mit Leitartikeln und Parlamentsberichten, mit geschichtlichen und kritischen Aufsätzen, auch mit Gedichten, aber beileibe ohne Annoncen, denn rentable Dienstfertigkeit gegen die Geschäftswelt röche ja nach Bestechung. „Der Wächter" wird jede Woche erscheinen, zwei und dreißig eng gedruckte Spalten stark, und die ganze Wahrheit sagen, denn, wie das aus Priestley entlehnte Motto verkündete: „Wahrheit ist Macht, und die Wahrheit soll uns frei machen." Die Freunde, obwohl kopfschüttelnd, mußten heran und beisteuern: Cottle — vierzehn Nothhelfer in einer Person! — kaufte das Papier und übernahm bei dem Drucker die Bürgschaft, Burnet wurde Hilfsredakteur, 370 Bristoler hatten sich zu Abonnenten herzugeben. Der Träumer schien wie ausgewechselt. In die nördlicheren Industrieplätze Westenglands, welche gerade durch den Verkehr mit den Vereinigten Staaten an Reichthum und Unabhängigkeitssinn gewaltig wuchsen, unternahm er Anfang Januar 1796 persönlich eine Werbetour. In Birmingham wollte er einem der Großkaufleute nach dem andern auf das Comptor rücken. Der erste, auf den er

traf, war ein hagerer, nüchterner Kerzenzieher. Coleridge redete in ihn hinein wie ein Advokat, schilderte wie ein Dichter, weissagte die nahe Wiederkehr des tausendjährigen Reiches Christi wie ein Apostel und wurde doch, wie er in der „Biographia Literaria" mit köstlicher Selbstironie erzählt hat, brummig abgewiesen, weil er zu viel Waare bot. Nach einigen Erfahrungen dieser Art begnügte er sich wenigstens, seine Empfehlungsbriefe abzugeben, bei Einladungen seiner melodischen Zunge kaum zwanzig Minuten Ruhe zu gönnen, vor Unitariern, Arianern und Trinitariern politische Brandreden zu predigen, in Maueranschlägen zum Abonnement aufzufordern. So gewann er in allen bedeutenden Städten bis Liverpool hinauf Fühlung mit den radikalen Führern; auf einige der vorlautesten wollte er sogar Sonette schreiben: auf den Rev. Gilbert Wakefield, dem seine regierungsfeindlichen Pamphlete bald darauf zwei Jahre Gefängniß eintrugen; auf den Abgeordneten G. A. Pollen, der mit Wort und Feder die Verderbtheit aller herkömmlichen Staatsformen bekämpfte; auf Dr. Samuel Parr, der bei Birmingham eine Schule hielt, mit Fox und Godwin vertraut war und eben (am 26. Jan. 1796) bei seiner Geburtstagsfeier vor einer großen Gesellschaft auf einen Strick für den Hals des Premierministers trank. Die Berührung mit solchen Zungenhelden machte ihm den Kopf noch heißer. Seine fieberhafte Rührigkeit kannte keine Grenze als eine ebenso weitgetriebene Gewissenhaftigkeit. Wenn er sich einmal durch die Bitten eines besorgten Pfarrers bewegen ließ, die bunten Reisekleider vor der Predigt mit dem heuchlerischen Chorrock zu bedecken, schrieb er nach Bristol mit rührender Selbstanklage: „Ich bekenne mich schuldig, o Gott, ja, mir fehlt es an Festigkeit" (Cottle S. 88). In

Sheffield unterließ er es, sein Musterblatt öffentlich anzukündigen, weil dort bereits ein Lokalblättchen, die „Iris", mit hinreichender Keckheit die Sache der Freiheit vertrat. In Manchester vor einer Versammlung von Gesinnungsgenossen, welche ihm an die Hand gehen sollten, begann er seinen Lockruf mit dem verblüffenden Satze: „Ich bin bei weitem nicht überzeugt, daß ein Christ Zeitungen oder irgend welche andere Werke von rein politischem und weltlichem Interesse lesen darf". Seine Geschäftsbemühungen krönte er in Derby, wo er den angesehenen Naturforscher und Dichter Dr. Darwin wegen seines Atheismus herzhaft herunterkanzelte. Wenn er trotzdem eine Liste von tausend Abonnenten nach Bristol zurückbrachte, so erklärt sich das theils aus seiner vielversprechenden Erscheinung, mit der er überall die erste Violine spielte, theils aus der Achtung des Engländers für jede vollausgeprägte Individualität.

Und das Werk selbst? Schon die erste Nummer, welche am ersten März 1796 erscheinen sollte, kam verspätet. Die zweite brachte einen Aufsatz, der zwar die offizielle Aufforderung, für den Krieg zu fasten und zu beten, ganz im Sinne seiner Parteigenossen durchhechelte, aber mit einem gar scharfen Motto aus Isaias: „Meine Eingeweide sollen tönen wie eine Harfe!" Das fand die frömmere Hälfte seiner Leser frivol und fiel ab. Die freier denkenden entfremdete er sich in der nächsten Woche, als er die äußerste Linke der englischen Jakobiner sittenlos und deren Wortführer Godwin „einen Kuppler der Sinnlichkeit" schalt. Den einen war er zu ungebunden, den anderen noch zu sehr in Vorurtheilen befangen. Was seine geistige Entwicklung stets in so reichem Fluß erhielt, daß er sich in keine Sekte oder Partei ganz ein-

schachteln ließ, hat ihm in irdischen Dingen stets Unglück gebracht. Auch über die Auswahl des Stoffes wurde von zwei Seiten geklagt. Wer die Parlamentsdebatten schon in einem Tagesblatte gelesen hatte, fand sie hier viel zu weitläufig abgedruckt; Andere schrieen über Unvollständigkeit, und doch kostete gerade diese Rubrik die meiste Arbeit. Diesem waren die eingestreuten Gedichte zu wenig, jenem zu viel. Statt neuer Beitrittserklärungen kamen Beschwerdebriefe, sogar unfrankirte. Carlyle hat Coleridge „träge Ungeduld gegen die Ansprüche und Unkenntniß Anderer" vorgeworfen. Ja, das war der thatsächliche Eindruck; aber die Ursache lag darin, daß er eigentlich den Ansprüchen Aller und der idealsten Sittlichkeit obendrein gerecht zu werden suchte. Es fehlte ihm an kluger Selbstbeschränkung, und dafür büßte er mit einem Krach. Die zehnte Nummer (13. Mai) war die letzte: „Das Blatt rentirt sich nicht". Die Kosten für den Druck und größtentheils auch für das Papier blieben ungedeckt, und ohne die Großmuth Cottles hätte die Geschichte noch viel schlimmer geendet. „O Wächter, du hast vergebens gewacht!" Im nächsten Winter bemerkte Coleridge eines Morgens, daß seine Magd überflüssig viel Papier in den Kamin schob, und stellte sie zur Rede. „Ah, bah," entgegnete sie ruhig, „es sind ja nur Wächter".

Nicht voller wurde sein Beutel durch die Gedichtsammlung. Auch da kann man ihn bei näherem Zusehen nicht der Thatlosigkeit im gewöhnlichen Sinne zeihen. Verse, die er in einer Stunde der Begeisterung hinwarf, wurden oft zwei, drei Tage lang gefeilt. Sonette, welche schon vor Jahresfrist erschienen waren, hat er noch vielfach verändert, verdeutlicht, gemildert. Ueber seine Gedichte aus der Knabenzeit saß er besonders streng

zu Gericht und hat manche der interessantesten erst in die Ausgabe letzter Hand (1834) aufgenommen. Auch die „Gedanken des Teufels" waren ihm zu vulgär. Als daher der Band im April 1796 endlich vom Stapel lief, war er wohl möglichst gut und in einem halben Jahre vergriffen, aber klein. Er trug dem Verfasser gerade so viel ein, daß seine von Cottle empfangenen Vorschüsse gelöscht wurden. Ohne Zweifel wäre es ihm als Ehemann obgelegen, mehr zu erwerben. Er fühlte die Pflicht. Aber sein Pegasus war zu gut, um sich unter das Joch zu ducken. Wie die Dinge einmal lagen, hätte er gleich Southey den bessern Gatten mit dem schlechtern Dichter erkaufen müssen.

Der greifbare Erlös, bei der prosaischen sowohl als bei der poetischen Publikation, war also traurig. Aber beide brachten ihm inneren Fortschritt.

Die Redaktion zwang ihn, seine politischen Ansichten zu klären und zu den Weltvorgängen ausgesprochener Stellung zu nehmen, als er es ohne die Nöthigung zu Leitartikeln wohl gethan hätte. Man kann im „Wächter" deutlich verfolgen, wie ihn die Uebergriffe der Franzosen gegen seinen Willen zu einer weiteren conservativen Schwenkung veranlaßten. Die ersten Nummern wahrten noch durchaus den Standpunkt der Vorträge in der Getreidehalle. Pitt muß sich einer „fremden Clique", den Emigranten, überliefert haben. Der Krieg ist allgemeines Verderben und wird mit der Zeit die aktive Klasse der Gesellschaft austilgen. Sollte die Regierung in Anbetracht der unerträglichen Steuern und argen Hungersnoth nicht etwa den Nahrungsmitteln der Armen Opium beimischen, um sie nahrhafter zu machen? Es war eine sarkastische Frage, welche gleichzeitig auch Freund Beddoes in seinem

„Brief an Mr. Pitt" aufwarf, weil die Bevölkerung bereits in manchen Gegenden zu diesem Betäubungsmittel gegriffen hatte; und in wörtlicher Uebereinstimmung mit dem gelehrten Arzte antwortete Coleridge, Opium könnte doch „böse Gewohnheiten" zur Folge haben. Frankreich behandelte er bis tief in den April hinein mit entschiedener, obwohl vorsichtiger Freundlichkeit. Gleichzeitig setzte er in das Notizbuch, offenbar in großem Ernst, eine Menge wüthender Ausfälle auf den „Staats-Argus", welcher John Bull im Arrest halte; auf die Staatsmänner, welche dem Volke Schnaps gäben, damit es ein „gefahrloses und unterhältliches Herrchen zum Spielzeug für das Königthum" sei; auf die „übergebührlichen Tugenden unseres Ministers" u. s. w. Aber in der achten Nummer, am 22. April, meldet sich ein anderer Ton. Napoleon hatte soeben seine Siegeslaufbahn in Italien begonnen, und in Paris wiesen die Direktoren die Friedensanerbietungen Englands zurück, um die Niederlande behalten zu können. Das war nicht mehr ein Vertheidigungs-, sondern ein Angriffskrieg. Coleridge mußte zugeben, daß die Republik die Nachbarvölker nicht befreien, sondern erobern wollte; daß sie nicht mehr Mitleid, geschweige Bewunderung verdiente, sondern Verurtheilung. In einem geharnischten Protest beschwor das abonnentenlose Provinzblatt am Avon die Gewalthaber an der Seine im Namen der Menschheit, den Jammer des Krieges nicht von Neuem aufzuwühlen. Mit dem Lakonismus der Enttäuschung theilte es die Schreckensproclamationen vom 15. und 17. April mit. Wie Schuppen fiel es Coleridge von den Augen: nicht um die sittliche Wohlfahrt Europas handelte es sich, sondern um die Herrschaft auf dem Meere und in den Kolonien! Er verstand jetzt die Begierde

Pitts auf die verachteten Zuckerinseln. Mit Behagen constatirte er in der nächsten Woche, daß Großbritannien nun glücklich den ganzen Verkehr nach Ostindien und fast den ganzen nach dem Westen besitze. Die gesteigerte Nachfrage nach englischen Erzeugnissen, der blühende Zwischenhandel mit fremden Waaren ließ ihm die Last der Staatsschulden und das Elend der unteren Volksschichten leichter erscheinen: „Wir haben die Kräfte des Krieges und die Segnungen des Friedens.“ In der letzten Nummer steht sogar folgendes Citat aus einer Flugschrift: „Wir haben der Regirung des Mr. Pitt keine Mißbilligung auszusprechen. Bei früheren Ministern konnten wir uns erlauben, Fehler zu finden. Aber wenn wir von ihm sprechen, müssen wir vorsichtig den Hut ziehen und den Kopf beugen.“ Wer die Dinge unbefangen betrachtet, wird nicht umhin können, hier einen bedeutenden Ruck von der Linken gegen das Centrum wahrzunehmen, und zwar kam er so natürlich, daß man ihn trotz der Gehässigkeit, welche ein derartiger Fahnenwechsel gewöhnlich hervorruft, nicht einmal mißbilligen kann. Die Schuld lag eigentlich nicht an Coleridge, sondern an jenem Volke, welches überhaupt der Sache der Freiheit seit einem Jahrhundert am großartigsten genützt und geschadet hat. Nicht aus Leichtsinn oder Eigennutz, sondern aus Pflichttreue glaubte er seiner früheren Ueberzeugung untreu werden zu müssen. Die Wahrheit stand ihm so hoch, daß er ihr zu Liebe jeden Augenblick bereit war, sich eines Irrthums zu zeihen. In das Notizbuch, gerade am Schluß der Zornesausbrüche gegen Pitt (Bl. 14), schrieb er den Ausspruch Miltons: „Wahrheit wird in der hl. Schrift mit einer strömenden Quelle verglichen. Wenn ihr Wasser nicht in ununterbrochenem Laufe weiter fließt, so versumpft es zu

einer schmutzigen Pfütze traditioneller Gleichförmigkeit." Bezeichnend ist auch die Bemerkung auf dem nächsten Blatt: „Es ist der Fluch der Zeit, wenn Narren Blinde führen" (aus Lear IV, 1). Aus sittlicher Consequenz wurde er politisch inconsequent.

Freilich dauerte es bis zum völligen Anschluß an das Centrum noch lange. Bei Coleridge wollte Alles seine Zeit haben. Burke, der sprunghaft, fast wie Mirabeau, zur Hofpartei übergetreten, war ihm „ein Chamäleon von Farben, ebenso prächtig als veränderlich" (Wächter, 17. März). Noch manche herbe Kritik hat er in den nächsten Jahren über die Regirung ausgegossen. Speziell Pitt hat er es nie vergeben, daß dieser den Sklavenhandel schützte, die Presse band, die Freiheitsideen mit dem Polizeistock niederzuhalten suchte. Er zollte seinen Erfolgen einen vorübergehenden Beweis von Achtung, wie man wohl einmal den Feind rühmt, nachdem man eben vom besten Freunde betrogen worden ist. Aber nach wie vor verwarf er dessen diplomatisch krumme und äußerlich gewaltsame Mittel. „Ein Zustand des Zwanges", steht im Notizbuch (Bl. 19), „sei dieser auch von vollkommener Weisheit gelenkt, bringt die Menschheit in Versumpfung; denn kaum ist er aufgehoben, so muß man eine Anzahl Jahre erst das Ueble versuchen, um zu wissen, ob es gut ist oder nicht." Was ihm die Enttäuschung durch die Franzosen einprägte, war nur ein Sinn für Maß und Geduld im Vorwärtsstreben. „Menschenglück," sagt das Notizbuch im Mai 1796 (Bl. 18), „eine Aloe von langsamem Wachsthum!"

Der kritische Theil des „Wächter" und die Ausgabe seiner Verse veranlaßten ihn ferner zu einer Klärung seiner poetischen Theorien.

Bisher hatte er sich darüber nur andeutungsweise in Gedichten oder Privataufzeichnungen geäußert. So eifrig er schon als Knabe an Plato und Plotinus hing, war er vor den „Religiösen Betrachtungen" doch nur ganz im Allgemeinen gegen modisches Gepränge und für warme Herzenstöne eingetreten. Erst in dieser gedankenschweren Hymne tauchte ein bestimmteres Prinzip auf: der Barde wird mit dem Philosophen zusammengestellt, beide verachten Reichthum und Luxus, beide sind sich ihrer göttlichen Würde bewußt, beide lieben die Reize der Ordnung und hassen „unschickliches Mißverhältniß". Jedes Wort ist platonisch. Nach dem Verfasser des „Symposion" und „Phädrus" soll ja das Schöne immer mit dem Guten verknüpft sein; das höchste Gut aber besteht in der Abkehr von sinnlichen Begierden, welche an sich maßlos sind, und in der Hingabe an die befreiende, begeisternde Erkenntniß der Wahrheit, an die Philosophie. Der große Dichter muß zugleich ein Charakter und Denker, also ein großer Mensch sein. Diese Forderung hat Coleridge, unterstützt von Wordsworth und Southey, auch fürderhin im Gegensatz zu Byron und Scott stets erhoben. Dazu stimmt es, daß er 1795 an einem Sonett von Lamb aussetzte, es habe „keinen Gedankenkörper"; ferner daß er in demselben Jahr im Notizbuch (Bl. 3) von einem Gedicht in der Art der „Religiösen Betrachtungen" folgendes Ideal entwarf: „Eigenartig, nicht gesucht; natürlich, aber nicht selbstverständlich; zart, nicht affektirt; würdevoll, nicht bombastisch; feurig, aber nicht verrückt; reich an Bildlichkeit, aber nicht schleppend; kurz, eine Einheit von Harmonie und gutem Sinn; von Durchsichtigkeit und Gedrängtheit. Denken ist der Körper einer solchen Ode, Enthusiasmus die Seele, Phantasie der Schmuck!" —

Im „Schicksal der Nationen" traten dann auch neuplatonische Ansichten zu Tage: die Einbildungskraft ist es, welche den Geist zuerst entsinnlicht, vom groben Antrieb des Augenblicks loslöst, Selbstbeherrschung lehrt und in den wildesten Mythen noch einen Dämmerschein der göttlichen Vernunft bewahrt. Aehnlich hatte Plotinus das Schöne als das bildnerische Prinzip gefaßt, welches die Materie zum Logos vergeistigt, wobei er ebenfalls zur Erläuterung gerne abergläubische Sagenkunde einflocht. Solche Winke hätte Coleridge nicht gegeben, wenn er nicht mehr gewußt hätte, als er sagte.

Jetzt hatte er Anlaß und Gelegenheit, sich vor der Oeffentlichkeit in deutlicher Prosa und in eigenem Zusammenhang darüber auszusprechen. Sofort griff er zu, wenn er auch nicht sofort mit dem Kern herausrückte. Gleich in der ersten Nummer des „Wächter" musterte er die hergebrachte Recensirmethode, wie sie die damaligen Hauptorgane (Gentleman's Magazine, Monthly Review, British Critic) übten, und erklärte furchtlos seine Mißbilligung. Notizenhaft, ohne Auswahl, ohne Begründung, bald lobhudelnd, bald hämisch, wie ihm deren Kritiken erschienen, ließ er diesen Ablegern der moralischen Wochenschriften nur das Verdienst, allgemeines Wissen zu verbreiten. Gründliche Würdigung literarischer Leistungen sei da nicht zu finden. Auch hierin sollte sein Blatt eine Reform anbahnen, nur Werke von offenkundigem Werth anzeigen, nie mehr als eines in einer Nummer, dies aber eingehend, ohne Complimente, ohne Empfindlichkeit. Dabei hatte er freilich wieder mehr versprochen, als er im Handumdrehen zu halten vermochte. Die verbesserte Straße war angedeutet, aber nicht gebaut. Wenn die Besprechung der Shaksperepapiere des Mr. Ireland, die sich bald als

plumpe Fälschungen entpuppten, von Coleridge selbst herrührt, ist sie zutäppisch genug, und sein Lob der Logan'schen Ballade „Die Hügel von Yarrow" bewegt sich noch in sehr allgemeinen Redensarten. Das hohe System, welchem er huldigte, war nicht so rasch in journalistische Scheidemünze umzusetzen, und der Untergang des Blattes machte dem Vorhaben frühzeitig ein Ende.

Etwas mehr schon bot er in der Vorrede zu den „Gedichten". Er vertheidigte die Subjektivität des Lyrikers. Es ist nicht Egoismus, wenn ich den eigenen Kummer singe, um ihn mir vom Herzen zu laden; sondern ein Naturgesetz, daß ein starkes Gefühl — und echte Dichtergefühle sind immer stark — nach Theilnahme verlangt. Egoismus ist es vielmehr, wenn sich der Leser in diese subjektive Stimmung nicht hineinversetzt.

Die Hauptsache aber enthüllte sich erst in der Vorrede zu einer Sammlung Sonette, welche er im Juni 1796 zur Verbreitung im Freundeskreise herausgab. Er bekämpfte die äußerliche Correktheit der Form und betonte um so mehr den innerlichen Gehalt. Er richtete sich leidenschaftlich gegen die gepriesene Regelmäßigkeit der italienischen Sonettisten. Petrarca hat lauter „kalten Schimmer von schweren Spitzfindigkeiten und metaphysischen Abstraktionen" — ein Vorwurf, den er freilich nur auf Grund der schlechten Uebersetzung von Preston erhob und im nächsten Jahre demüthig zurücknahm. Daß das Sonett gerade vierzehn und nicht sechzehn oder zwölf Zeilen zähle, beruhe nur auf gewohnheitsmäßiger Willkür. Vollends sollte die Reimordnung im Belieben des Dichters stehen; wie ließe sich auch ein momentaner Gefühlsausbruch in die conventionelle Zwangsjacke bannen! Fort zugleich mit den invertirten Sätzen, den gezierten

Ausdrücken, der kühlen Epigrammatik, der gefolterten Prosa, welche für Poesie gelten soll! Dichtet Sonette in der natürlichen, herzlichen Art des Bowles! „Solche Produkte erzeugen eine Denkungsart, welche der Verfeinerung des Charakters höchst zuträglich ist". Sie schaffen eine „süße und unauflösliche Verbindung zwischen der geistigen und körperlichen Welt. Sie geben eine Totalität, oder, um ein einfacheres Wort zu gebrauchen, ein Ganzes". So hatten die Platoniker stets behauptet, daß im Schönen die Materie von der gestaltenden Idee bezwungen, die bunte Vielheit zu einem einheitlichen Ganzen zusammengestimmt werde. Das Verdienst von Coleridge bestand also nicht etwa darin, daß er den Gedanken erfand; wohl aber hat er ihn gegen die Schule Popes, für die Praxis des Bowles und der Romantiker ausgespielt. Und nicht bloß Sonette von ihm selbst reihen sich an dies Vorwort: auch Southey und Lamb sind vertreten, der Rev. Bowles, der jetzt als Rector im nahen Bath lebte, die Mrs. Charlotte Smith in Chichester, welche neben traurigen Sonetten allmählich auch revolutionäre Romane schreiben gelernt hatte, der Birminghamer Charles Lloyd, den Coleridge kürzlich auf seiner Werbereise im Vorübergehen bezaubert hatte, der Londoner William Sotheby, der eben an die Uebersetzung von Wielands Oberon schritt und sich später als Dramatiker hervorthat, und einige weniger bedeutende Namen. Von Stadt und Land schlossen sich verwandte Dichter an die Gruppe der Bristoler, und die ganze stattliche Schaar segelte mit Coleridge unter platonischer Flagge.

Während so Coleridge in der schönen Literatur die Rolle eines Führers übernahm, war er im eigenen Hause von

der Käse- und Brotfrage, wie er sie launig zu nennen pflegte, hart bedrängt. Familienzuwachs stand in Aussicht, und doch hatte er noch nicht einmal für sich und seine Frau ein sicheres Einkommen. Sara seufzte, klagte und krankte, die Zukunft war finster, „Armuth vielleicht und die hageren Gesichter derer, die Brot brauchen, starren mir entgegen" (an Cottle, 22. Februar).

Konnte er nicht schreiben oder seine Kenntnisse als Lehrer verwerthen? So dachte Mrs. Barbauld, die überfruchtbare Verfasserin von Jugendschriften und Kinderpoesien. Als Gast der Estlins weilte sie um diese Zeit in Bristol, sah in Coleridges Treiben nur „Müßiggang, verkleidet als tiefe Philosophie", und glaubte den jungen Mann noch ein wenig erziehen zu sollen. Sie forderte ihn in einem eigenen Gedichte (1797) auf: „Nicht im Metaphysik-Labyrinthe bau' dein Heim . . . rührig Thun soll mit Gesundheit dich umfächeln, frohe Arbeit für Berühmtheit, Vaterland und Freunde!" — Coleridge wußte derlei gutgemeinte Winke, so lange sie privat blieben, zu würdigen und hatte ihr bereits ein freundliches Sonett zugedacht (Cottle S. 81). Aber die öffentliche Zurechtweisung verdroß ihn, so daß er in Zukunft wiederholt seiner Geringschätzung für die beschränkte Kahlheit von Mrs. Barbaulds Versen Luft machte. Denn er that gerade so viel, als er bei seiner Abhängigkeit von begeisternden Stimmungen thun konnte.

Ein größeres Gedicht wenigstens entstand während des Bristoler Aufenthalts von 1796: „Feuer, Hungersnoth und Gemetzel, eine Kriegsecloge". Sein alter Haß gegen Pitt erscheint hier in Form einer grimmigen Posse. Die genannten drei Scheusale treffen an einem verwüsteten Platze der Vendee zusammen und rühmen

sich ihrer Unthaten: „Wer hat sie gesendet? Vier Buchstaben hat sein Name.“ — Als unmittelbarer Vorklang ist ein ironischer „Brief der Freiheit an ihre liebe Freundin Hungersnoth“ zu bezeichnen, welchen Coleridge seinem ersten Vortrag beigefügt hatte. Noch weiter zurück mahnt die Scene an den „Fall des Robespierre“. Wie dieser gehört sie in die Gattung des Schreckensdramas, doch mit einem wichtigen Unterschied: das Grauen wird nicht mehr durch rhetorische Allgemeinheiten hervorgerufen, sondern durch drastische Einzelzüge. Coleridge schwelgt jetzt förmlich in der Ausmalung des höllischen Feiertags; der Raubthiere auf dem Schlachtfeld; der sterbenden Mutter, die vom verhungernden Kinde gebissen wird; der irischen Rebellen, die beim Feuerschein der eigenen Hütten erschossen werden; des blutrünstigen Ministers, der Stück für Stück zerrissen und ewig gebraten werden soll. Sein Muster war abermals Shakspere. Während des letzten Aufenthalts in London scheint Coleridge, wie aus dem Sonett auf Mrs. Siddons zu schließen ist, mit Lamb eine Aufführung des „Macbeth“ gesehen zu haben. Daher die wilden Hexen mit ihren unheimlichen Fragen, den geheimnißvollen Andeutungen, den eindringlichen Wiederholungen, den getragenen vierfüßigen Versen, den schadenfrohen Schilderungen von gequälten Menschen und zerstückelten Leichnamen. Der realistische Stil, zu dem sich Coleridge auf lyrischem Gebiet schon vor einem Jahre bekehrt hatte, drang jetzt auch in seine dramatischen Versuche, obwohl er hier nie denselben Grad von Originalität erreichte. Die packenden Details streifen sogar an das Kannibalische. Coleridge wußte, was er that, und schrieb mit Bezug auf „Lear“ in das Notizbuch: „Zu gräßliche Dinge, wie Glocesters Augen, nicht auf die

Bühne zu bringen — bekämpfe diese Ansicht — hysterische Humanität" (Bl. 16, Frühling 1796). Daß es ihm mit dieser Teufelei gegen Pitt nicht im platten Sinne Ernst war, daß sie in seiner Phantasie und nicht in seinem Herzen wurzelte, hätten wir ihm auch ohne die langathmige Apologie geglaubt, welche er zwanzig Jahre später, in seiner conservativsten Periode, dem Gedicht voranstellte, so daß es wie der Löwe im „Sommernachtstraum" auftritt: „Wißt, daß ich nur Smug, der Tischler, bin". Galgenhumor!

Was Coleridge außerdem vom Frühjahr bis zum Spätherbst 1796 hervorbrachte, beschränkt sich auf einige kurze Gelegenheitsgedichte. Gerne hätte er mehr gedichtet. Er legte im Sommer eine mächtige Liste von Themen an: ein Epos über den Ursprung des Uebels; ein zweites im Stile Dantes über die Ausfahrt des Thor; Satiren in der Manier des Elisabethiners Donne; Oden auf Southey und auf Darwin; sechs Hymnen auf Sonne, Mond und die Elemente u. dgl. Zu der Ausführung der letzteren finden sich auch mehrere Ansätze, und namentlich der Schluß schwebte ihm schon deutlich vor: „in der letzten Hymne eine großartige Aufzählung aller Zauber oder Schrecklichkeiten der Natur — dann ein kühnes Bekenntniß von Berkeleys System!!!!" (Notizb. Bl. 24). Aber nichts kam zu Stande. Manchen Dichter haben gerade die äußeren Verlegenheiten zum Schaffen gepreßt. Coleridge störten sie. „Die glücklichsten Momente der Eingebung", klagte er Cottle (S. 68), „werden mir verscheucht durch den Gedanken, daß ich eilen muß. Ich bin zu spät daran! Ich bin schon um Monate zurück! Ich habe meine Bezahlung in vorhinein erhalten! O launischer und flatterhafter Geist des Genies!" Er ver-

trug keine gewaltsame Wirkung von außen. Er konnte nicht, wie Southey, die Muse commandiren, sondern sie commandirte ihn. Es mußte alles schön vorbereitet und spontan aus seinem Innersten hervorkeimen. Die häuslichen Sorgen, so sehr ihm ihre Wichtigkeit einleuchtete, erschienen ihm sogar verächtlich: „Leute, welche sich für diese Welt kümmern — Eulen, welche die ganze Nacht wachen, um Mäuse zu fangen" (Notizb. Bl. 26). Was ein Dichter für so gemein hält, kann ihn nicht spornen. Nicht einmal die kritischen Aufsätze, die er über Collins und Gray, gegen Godwin und Paley liefern wollte (Notizb. Bl. 23 f.), wurden ausgeführt. Er verdoppelte und verdreifachte nur seine Pläne, wie die Vorposten einer gefährdeten Armee.

Da es mit dem Schreiben nicht ging, bewarb er sich um eine Stellung als Lehrer. Er schwankte eine Weile, ob er sich im Hause einer gewissen Mrs. Evans — wehmüthiger Gleichklang des Namens! — als Hofmeister verdingen sollte. Aber er war ja verheirathet! Dann kam ihm, da er eben Deutsch zu lernen begann, der Einfall, gleich alle Werke Schillers zu übersetzen, mit dem Honorar nach Jena zu reisen, Chemie und Anatomie, die Theologen Semler und Michaelis und den „großen deutschen Metaphysiker Kant" zu studiren, so geladen nach England zurückzukehren und eine Privatschule erster Klasse für physikalische, religiöse, politische und literarische Bildung zu errichten: ein weitaussehendes Unternehmen, höchst bezeichnend für seine Vielseitigkeit, aber, wie er selbst bald einsah, ebenso unpraktisch (Biog. Suppl. 364). Dann erwog er ernsthaft die Aussicht, unitarischer Prediger zu werden. Er hatte aber Gewissensbedenken — Lamb nur pekuniäre — und die

Gemeinde hatte mit seiner Anstellung wenigstens keine Eile, was man ihr bei der Ungebundenheit seines Wesens gar nicht verübeln kann. Auch die Mitredaktion der „Morning Chronicle", die er bereits „mit schwerem und zögerndem Herzen" angenommen hatte — denn er fürchtete sich vor Abhängigkeit der Gesinnung — muß sich irgendwie zerschlagen haben. Endlich überhob ihn ein glücklicher Zufall der dringendsten Noth. Charles Lloyd, der schwermüthige Sohn eines reichen Geldwechslers in Birmingham, fühlte sich von seiner Persönlichkeit und Poesie so mächtig angezogen, daß er im September zu ihm zog und einen erklecklichen Theil der Wirthschaftskosten auf sich nahm. Mit aufrichtiger Herzlichkeit hieß ihn Coleridge in seinem Hause willkommen. Er befreundete sich liebevoll mit dieser ungelenken Wertherseele, diesem verschüchterten Quäkerjüngling, der bereits ein Bändchen Thränensonette nach Gray und Bowles herausgegeben hatte. Aber das war doch nur Hülfe für den Augenblick, und Sara fühlte sich berechtigt, eine feste Regelung der Verhältnisse zu fordern. Denn gerade während der Dichter nach Birmingham gefahren war, um seinen Gast abzuholen, hatte daheim ein junger Coleridge seinen Einzug gehalten. Als der Vater die Botschaft bekam (20. September), überlegte er in einem düsteren Erinnerungssonett „Alles, was ich gewesen und mein Kind mag werden", und konnte sich einer nur zu ahnungsvollen Furcht vor der Zukunft nicht erwehren.

Wie er sich diese unwürdige Lage zu Herzen nahm, mag man aus dem Umschwung ersehen, welchen sie in seinem religiösen Denken hervorbrachte. Sein platonischer Optimismus war erschüttert und mit ihm sein ganzes idealistisch-unitarisches System. Er sah, es giebt ein

Uebel, das gute Prinzip hat nicht bloß Lücken, sondern ein positives Gegenprinzip, die materielle Welt widerspricht der geistigen, Naturnothwendigkeit ist nicht Willensfreiheit, die Natur nicht Gott. Solche Einheit muß erst kommen; der Himmel ist nicht in und um uns, sondern vor uns, der Mensch ist vielfach ein recht elendes Geschöpf und kann die Herabkunft eines wirklich göttlichen Erlösers wohl brauchen. Die Enttäuschungen waren es, wie Coleridge selbst gestand (Tischgespräche, 23. Juni 1834), welche ihn wieder zum christlichen Dualismus zurückbrachten. Bisher war er in der symbolischen Ausdeutung der Bibel weit über die Unitarier hinausgegangen; jetzt trat ein Rückschlag ein: „Unitarier wandern von Orthodoxie zu Atheismus — warum?“ schrieb er zu Clevedon warnend in das Notizbuch (Bl. 9). Während er noch ihr Prediger werden wollte, warf er ihnen bereits Fälschung der Bibel vor: „Hättet ihr das Testament eines Nachbars so verdreht wie das eures Gottes, ihr würdet mit Schande aus der Gesellschaft gestoßen.“ Er fühlte sich auf einmal so sündhaft, daß er auch nicht mit der Kirche an die Genugthuung durch Christus zu glauben vermochte: „Mein Gewissen lehnt sich auf.“ War er früher seiner Vernunft zu vertrauensselig durch ein Labyrinth von Philosophie und Halbphilosophie nachgegangen, so verlor er jetzt völlig den Halt an ihr. „Wozu bist du gekommen?“ fragte er sich in hartem Seelenkampf, während er die Tragödie des „Wächter“ durchmachte; „der Schöpfer aller Dinge weiß doch alle Dinge? Und bist du gekommen, ihn zu suchen, so wisse, daß er war, wo du warst“ (Notizb. Bl. 16). In den nächsten Monaten trug er sich mit dem Plan, den einst so gepriesenen Godwin ausführlich zu widerlegen: „das Godwin'sche System des

Stolzes — Stolz worauf? Ein Auswurf blinder Natur (zu sein), beherrscht von unheilvoller Nothwendigkeit — Sklave einer albernen Natur!“ (Notizb. Bl. 25.) Gegen Ende 1796 überwältigte ihn manchmal vollständiges Mißtrauen gegen religiöse Reflexion: „Unsere wunderlichen metaphysischen Meinungen, in der Stunde der Trübsal wie Spielzeug am Bett eines todkranken Kindes“ (Bl. 26 und fast mit denselben Worten in einem gleichzeitigen Briefe, Monthly Repos. 1834). Solche Fragmente sind wie Blitze, welche uns einen sturmdurchtobten Geist für Augenblicke enthüllen. Im Allgemeinen wäre er gerne bei Hartley und Berkeley geblieben. Er nannte nach jenem sein erstes Söhnchen und das zweite, welches am 10. Mai 1798 zur Welt kam, nach diesem, ohne sie zunächst taufen zu lassen. Bei der fast abergläubischen Neigung, seinen eigenen Namen (STC = ἐστήσα, machte stehen, richtete empor) als Weissagung zu deuten, erscheint das wie ein Zauberspruch, um aus den Kindern einen zweiten Hartley und Berkeley zu bilden. Aber das war auch die letzte unbedingte Huldigung gegen seine alten Lehrer. Er hatte die Wissenschaft satt und verlangte nach unmittelbarem Verkehr mit einem tröstenden, helfenden, persönlichen Gott. Mit Abscheu widerrief er, was er im December 1794 über das Unpassende des Bittens um himmlischen Beistand geäußert hatte (Pickering I, 111). Die Noth lehrte ihn beten.

Kräftiger wandte er sich jetzt wieder der Mystik zu, und zwar nicht mehr der hellenischen, sondern der des siebzehnten Jahrhunderts, weil diese seinem inzwischen erwachten Pessimismus Rechnung trug. Nach Plotinus erfolgte die Schöpfung durch harmonisches Ausstrahlen, nach Jakob Böhme durch inneren Zwiespalt Gottes:

neben dem ewigen Ja entwickelte sich ein ewiges Nein, und aus diesem Gegensatz entspringt das Irdische, das Böse. Diese Ansichten hatten bereits in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an William Law einen englischen Anhänger und Uebersetzer gefunden. Daß sie Coleridge im Sommer 1796 stark beschäftigten, ergiebt sich aus einer Eintragung im Notizbuch Bl. 24, wonach er ein Leben Jakob Böhmes schreiben wollte. Daß sie einfach durch innere Erleuchtung in Augenblicken der Ekstase bewiesen werden, schreckte Coleridge nicht ab: er wollte ja vor Allem Intuition! — Auch für ähnliche Enthusiasten von mehr kirchlichem Charakter hat er sich um dieselbe Zeit erwärmt, für George Fox, den Vater der Quäker, und für Swedenborg (gestorben in Coleridges Geburtsjahr), um dessen Schriften sich in Manchester bereits eine Gemeinde scharte: „Mem. die Swedenborg'schen Visionen in eine regelrechte Form zu bringen" (Notizb. Bl. 22). Natürlich schenkte er diesen Männern nicht unbedingt Glauben. Was er ihnen in der „Biographia Literaria" (Kap. 9) dankte, war nur, daß sie halfen, sein Herz lebendig und von dogmatischer Beschränktheit frei zu erhalten. Er wußte, daß er eine Wolke vor sich hatte; aber es war ihm eine Feuerwolke in der finsteren Wüste des Zweifels.

Darüber ward er kein Kopfhänger. Wenn er Cottle und andere Freunde besuchte, wußte er seine Gedrücktheit wohl zu beherrschen. Im Kreise der Fröhlichen konnte er sich sogar aufgeräumt geben. Aber das zeigt nur, daß er männlichen Stolz und die Elasticität des Geistes nicht verloren hatte. In vertraulichen Briefen an Poole klagte er unverhohlen: „Aus der Schale der Hoffnung vergiftete ich mich fast mit Verzweiflung." Alles schien

ihm jetzt so schwarz, wie vor zwei Jahren bei der Abreise von Cambridge rosig. Wohin sollte das führen?

Das Geschlecht der hochherzigen Mäcene ist im reichen England nie ausgestorben. Poole verstand die Situation. Er wohnte als behäbiger Junggeselle mit seiner Mutter im hübschen, stillen Nether Stowey (Somersetshire), wo er sich doch etwas einsam und schwermüthig vorkam. Er nahm regen Antheil an dem Wohl und Weh des geringsten Nebenmenschen, er war Vormund fast für jedes Waisenkind im Dorf und Rathgeber der Erwachsenen auf Meilen im Umkreis: wie mußte ihm erst das Schicksal eines Genies wie Coleridge nahe gehen! Er hatte ihn bereits wiederholt als Gast bei sich gesehen und war noch vor dessen Verheirathung, im Mai 1795, mit dem Vorschlag an seine Freunde herangetreten, für den Dichter eine Rente zusammen zu schießen. Jetzt schrieb er dem Bedrängten auf eigene Faust: Komm mit Weib und Kind! und bot ihm ein bequemes Häuschen neben dem seinigen zu dauerndem Aufenthalt. Jahresmiethe: sieben Pfund. Coleridge sah, daß er dem Freunde ebensoviel geistig, als ihm dieser materiell zu geben hatte. Er konnte mit Ehren einschlagen, that es mit tausend Freuden und verflocht in den Dankbrief (5. November 1796) eine geradezu überschwängliche Theilnahme für Pooles Familienereignisse. Noch in demselben Monate übersiedelte er mit Frau, Kind und Lloyd aus der prosaischen Stadt in das friedliche Dorf, wo er seine schönsten und eigenartigsten Dichtungen schaffen sollte.

Dies war das Ende des pantisokratischen Schwabenstreiches. Coleridge ist wenigstens von den tollsten Träumen seines Idealismus erwacht. Er ist in der Politik auf dem Wege zu Maß und Besonnenheit. Er hat,

namentlich was Poesie betrifft, sich selbst gefunden. Auch die irdischen Verlegenheiten sind vorläufig beschworen. Der Coleridge dieser Zeit, wie ihn Vandyke für Cottle gemalt hat, der junge und zugleich reife, der phantasiesprühende und doch schon ziemlich durchgebildete Dichter, sollte seiner Nation vor Augen schweben; nicht der schwammige, zitterige, abstrakt orakelnde Greis, wie er in der mündlichen Ueberlieferung und in Carlyles Beschreibung fortvegetirt. Freilich, ein Rest von leidiger Gütergemeinschaft ist ihm trotz Allem dauernd im Blute geblieben: er hat nie mehr ganz aufgehört, von guten Freunden zu leben.

IV. Kapitel.

In Nether Stowey. Wordsworth.

(November 1796 bis September 1798).

— close your eyes with holy dread,
For he on honey-dew hath fed
And drunk the milk of paradise.
(Kubla Khan.)

In Nether Stowey erneute sich die Idylle von Clevedon. Wieder lebte Coleridge zwischen Wiesen und Kornfeldern, zwischen freundlichen Dörfern und klaren Bächen; wieder fluthete in geringer Entfernung — anderthalb Wegstunden — das Meer. Der Anmuth fehlte nicht der ernste Hintergrund: schwer und dunkel legte sich gegen Westen der waldige Kamm der Quantock Hills vor die scheidende Sonne. Ueberdies war das Haus hier größer und bequemer; ein stattlicher Obst- und Gemüsegarten gehörte dazu, in welchem sich Coleridge Schwielen holte; selbst die Ungeselligkeit, welche in Clevedon beengt hatte, war beseitigt: nicht bloß die Natur, sondern auch die Menschen halfen zusammen, den Dichter fast zwei Jahre lang auf Rosen zu betten.

Vor Allem waren ihm seine Kinder ein Gegenstand täglicher Freuden. Mit wachsendem Interesse beobachtete er die ersten Denkspuren Hartleys. Mit väterlichem

Stolze nahm er einmal den halb angezogenen Berkeley vom Arm der Amme und hielt ihn einem vorübergehenden Nachbar zur Bewunderung hin: „Dies ist mein zweiter Sohn!" Wenn er von einem Spazirgang zurückkehrte zu der geliebten Sara und „ihren zwei blühenden Cherubimen", konnte ihm eine Thräne des Dankes in das Auge steigen. Lloyd, der Hausgenosse, hat uns dies Familienglück in seinem Roman mit frischen Farben geschildert. Selbst dieser Melancholiker wurde bei dem Anblick fröhlich und umgänglich. Er hörte mit aufthauender Empfänglichkeit zu, wenn Coleridge sprach, ließ sich von ihm zu Milton, Hartley und Berkeley bekehren, bekreuzte sich mit ihm vor den Godwin'schen Theorien der freien Liebe und bedauerte nur, daß er das „göttliche Projekt der Pantisokratie" versäumt hatte. Knapp daneben wohnte Poole, so nahe, daß die vier großen Ulmen, welche sein Haus auszeichneten, zugleich die Hütte des Dichters zu schützen schienen. Zu ihm hinüber wurde durch den Anger ein direkter Zugang hergestellt; Coleridge fühlte sich im Wohnzimmer des Freundes so heimisch wie im eigenen; Mrs. Coleridge fand bei Pooles Mutter das zärtlichste Entgegenkommen. Einige Schritte weiter über eine schöne Wiese, und man stand vor anderen, kaum weniger liebenswürdigen Nachbarn, Mr. Cruikshank und seiner jungen Frau, welche an demselben Tage geheirathet hatten, wie Samuel und Sara. In der Gegend hielt sich ferner Bürger Thelwall auf, ein kleiner, ungeduldiger Mann, ein Verächter der Religionen, ein blinder Vertheidiger der Revolution in Streitschriften, Gedichten und Volksreden, aber ehrlich, herzlich und zitternd vor Thatenlust. Mit Mühe war er vor ein paar Jahren der Verurtheilung

wegen Hochverraths entronnen. Gegenwärtig versuchte er statt der Politik die Landwirthschaft, wobei aber die bösen Folgen seiner Ueberstürztheit nur um so deutlicher und rascher hervortraten. Coleridge hatte an ihm einen warmen Bewunderer und zugleich ein heilsames Spiegelbild überwundener Schwärmereien. Oft machte er auch den fünfstündigen Marsch nach Taunton zu Joshua Toulmin, dem unitarischen Prediger und fleißigen Geschichtschreiber dieser Stadt, um für ihn den Gottesdienst zu halten. An ihm fand er einen ebenso überzeugten, doch ruhigen Anhänger der Menschenrechte, der sich ebenfalls vor den Ausschreitungen der Revolutionäre auf das Gebiet der nationalen Freiheit zurückzog; und wenn Coleridge das unitarische Bekenntniß als Mittelstufe zwischen Orthodoxie und Unglauben anzweifelte, entgegnete ihm wohl Toulmin, wie in einer gleichzeitigen Predigt, mit mannhafter Schlagfertigkeit: „Der zwiefach gesinnte Mensch ist unstet auf allen seinen Wegen.“ Den brieflichen Verkehr mit Bristol und die ausgedehnte Benützung der dortigen Bibliothek vermittelte ein regelmäßiger Bote. Von Zeit zu Zeit erhöhten noch Besuche die Abwechslung. Besonders willkommen waren Cottle und Burnet, vielleicht noch mehr Lamb, das arme, aber immer witzige und theilnehmende Schreiberlein, der aufopfernde Pfleger seiner geisteskranken Schwester, welcher hier in den ersten Sommerwochen 1797 zum ersten Male Landleben genoß. Bowles, der sich eben in Shrewsbury von einer Krankheit erholte, stellte sich ein, um den begeisterten Sänger seines Ruhmes kennen zu lernen und zu — ernüchtern. Auch Mackintosh, der schottische Advokat und berühmte Gegner Burkes, sprach öfters bei Poole vor und suchte sich angenehm

zu machen, erregte aber mit seiner dünnen Stimme, seiner ausgedüftelten Redeweise, seiner nüchternen Logik, seiner klugen Schwenkung zu Pitt hinüber, bei Coleridge ein unauslöschliches Vorurtheil gegen alles Schottische: „Uh, er ist so hasenfüßig!" Ihm galt die launige Teufelssatire „Die Zwei Runden Löcher auf dem Grabstein". Das bescheidene Dörfchen wimmelte von Schriftstellern.

Am meisten aber wurde ihm Wordsworth. Derselbe hatte sich, vermuthlich durch die Vorträge in der Getreidehalle aufmerksam gemacht, schon im Frühjahr 1796 genähert. Er lebte damals in Racedown (Dorsetshire) und sagte eines Tages zu einem Freunde: „Morgen gehe ich nach Bristol, um jene zwei außerordentlichen Jünglinge Coleridge und Southey zu sehen." In der That setzte ihn Coleridge bereits im März auf eine Liste von lauter persönlich bekannten Schriftstellern — auch Bruder George ist darunter — welchen er seine eben erscheinenden Gedichte mit speziellen Widmungssonetten zusenden wollte (Cottle S. 81). Kaum war Coleridge nach Nether Stowey übersiedelt, also in größerer Nähe, so machte er seinen Gegenbesuch (Cottle S. 102). Dabei ward er auch der sechsundzwanzigjährigen Schwester Wordsworths vorgestellt, der lebhaften, kräftig mitempfindenden Dorothy. Der erste Eindruck, den sie von ihm empfing, war etwas wie Enttäuschung. Seine hagere, schlaffe Gestalt, die großen Lippen und groben, schwarzen Halblocken stimmten nicht zu ihren mädchenhaften Erwartungen. Aehnlich äußerte er sich gegen Cottle über sie: „Hast du ein hübsches Weib erwartet, so findest du ein gewöhnliches." Aber die schlichte Unschuld und Herzhaftigkeit ihres Wesens zwangen

ihn sofort beizufügen: „Hast du ein gewöhnliches Weib erwartet, so findest du ein hübsches.“ Und so bewunderte auch sie an ihm schon nach wenigen Minuten das geistsprühende Gespräch, den seelischen Ausdruck des Auges, das heitere, liebevolle Interesse für alles Große und Kleine. Immer länger wurden fortan die Begegnungen der drei Menschen, immer tiefer das gegenseitige Verständniß. Coleridge blieb im Juni 1797 mehrere Tage in Racedown. Einen Monat später waren die Wordworths vierzehn Tage in Nether Stowey zu Gast. Als sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, daß in der Entfernung von einer leichten Stunde der Ansitz Alfoxden zu vermiethen sei — ein weites Gebäude mit prächtigem Wildpark und kaum zwei englische Meilen vom Meere — nahmen sie schleunigst davon Besitz: „Was uns hauptsächlich lockte, war Coleridges Gesellschaft“ (Memoiren von Wordsworth I, 103). Ueber zehn Monate währte nun das vertraulichste Zusammenleben. „Wir waren,“ schrieb einmal Coleridge, „drei Personen, aber nur ein Gott“. Lloyd und Lamb wurden vernachlässigt. Sara gerieth in Eifersucht ob der großen Spazirgänge, welche ihr arglofer Gatte mit der natürlichen und zugleich edel gebildeten Dorothy machte. Sie ließ es ihn merken, wenn er zurückkehrte, und auch die vermeintliche Nebenbuhlerin, wenn diese durchnäßt daher kam, um sich mit gut nachbarlicher Ungenirtheit aus dem Kleiderschrank einen Shawl zu borgen. Aber alles Schmollen half nichts. Der Dichter in Coleridge herrschte über den Mann, die literarische Freundschaft bot ihm allmählich mehr als das häusliche Zusammenleben und sollte das letztere sogar überdauern.

Wordsworth füllte bei Coleridge den Platz aus, den

Southey sich verscherzt hatte. Auch er haßte die modische Gesellschaft mit ihrer äußeren Rangsonderung und inneren Nivellirung, kämpfte für die Wiederkehr natürlicher Zustände, hatte sich für die Revolution begeistert, war gegen die orthodoxe Kirche kühl und für die Romantik ein Bahnbrecher geworden. Er hatte überdies, was Southey nicht besaß und Coleridge doch zu seiner Ergänzung von einem Freunde besonders brauchte: feste Innigkeit. Statt um zwei Jahre jünger war er um ebenso viel älter. Er stammte nicht aus dem Süden, sondern aus der Grenzmark gegen Schottland, war ein besonnener, treuer, etwas derber Nordländer, vermochte deshalb eher einen Geist zu zügeln, der durch die unruhige Gluth seiner Phantasie nur zu oft an die Herkunft aus dem „englischen Italien" mahnte. Rothwangig und abgehärtet stand er den beiden bleichen Städtern Coleridge und Southey gegenüber. Er war zwischen Bergen und Seen aufgewachsen und hatte deren stille Größe unmittelbar eingeathmet; er kannte nicht die zerstreuenden Sorgen um das tägliche Brot; er heimste nicht, gleich Coleridge, Idee für Idee mit gierigen Armen zusammen, um auf dem Wege mehr zu verlieren, als er nach Hause brachte; noch hastete er, wie der philiströs haushälterische Southey, von Buch zu Buch, von Honorar zu Honorar. Seine Rede war eher zu langsam, seine Haltung zu steif, sein Denken etwas beschränkt. Aber was er einmal erfaßt hatte, das trug er lange und sicher in der Seele, bis allmählich die vollgereiften Früchte überraschend hervorbrachen. Die beiden neuen Freunde waren verschiedenartiger, sie flogen sich nicht als hitzige, unreife Jünglinge sofort in die Arme, sondern zwei ausgeprägte Männer reichten sich

die Hand, weil sie fühlten, daß sie tief in einander griffen. Coleridge glich dem Epheu, der jetzt endlich eine Eiche fand, um sich anzulehnen und seine Üppigkeit zu entfalten. Bei ihm war das Ranken und Streben ungleich bedeutender als das Werk, bei Wordsworth dagegen war der Stamm, das Leisten, die Hauptsache. Darnach haben sich die Beiden auch gewürdigt. Wordsworth behauptete, er habe viele Menschen gesehen, welche Wunderbares vollbracht hätten, aber nur in Coleridge einen wunderbaren Menschen. Dieser hingegen verehrte in Wordsworth den einen großen Dichter. Wordsworth trat bei jedem Anlaß für den Charakter des Freundes ein, während Coleridge immer für dessen poetischen Vorrang Anerkennung forderte: „Er ist euch so weit voraus," rief er einmal den zweifelnden Freunden zu, „daß er sich in der Entfernung verzwergt."

Das biographische Grundproblem dieser Periode ist, zu zeigen, wie die beiden Dichter sich beeinflußt haben. Denn im Leben und auf jedem Gebiete des Schaffens, auf welchem sie sich bethätigten, hat der eine den andern irgendwie gefördert, und zieht man die Summe, so dürften Soll und Haben glatt aufgehen. Weder das Verhältniß zu Lamb, noch das zu Southey war so glücklich auf gleich und gleich begründet. Nehmen war da nicht Eigennutz, sondern Ehre, und Geben nicht Großmuth, sondern Pflicht.

Am dringendsten bedurfte Coleridge der Willenskräftigung. Als er nach Nether Stowey zog, lag sein Selbstvertrauen schmählich zu Boden. Aber gleich nach dem ersten Besuch in Racedown schrieb er an Cottle: „Das Gespräch mit Wordsworth hat mich etwas aufgerichtet . . . . Eine Art ruhiger Hoffnungslosigkeit er-

gießt sich über mein Herz." Seine Unternehmungslust wallte wieder empor, leider aber auch sofort über die Dämme. Er kehrte zu dem Vorhaben zurück, ein Buch gegen das Godwin'sche „System des Hochmuths" zu schreiben (Notizb. Bl. 24). Er ging an die Ausarbeitung einer Tragödie, welche ihm schon eine Weile, vielleicht seit der Lektüre der Kerkerscene in Schillers „Räubern", vorgeschwebt war; denn im Frühling 1796 schrieb er in das Notizbuch einen Satz, der im ersten Akt fast wörtlich wiederkehrt: „Ein Kerker — in Finsterniß verblieb ich — des Nachbars Uhr sagte mir, daß jetzt die Maisonne lieblich auf meinen Garten schien" (Bl. 19). Er plante ein Riesenepos von der majestätischen Form und metaphysischen Weisheit Miltons: zehn Jahre Vorstudien über Mathematik, Naturwissenschaften, Psychologie, Geographie, Geschichte u. s. w., fünf Jahre Schreiben, fünf Jahre Feilen. Und all diese großen Entwürfe in demselben Briefe an Cottle (S. 102), in welchem er sich von Wordsworth „etwas aufgerichtet" nennt! Später wollte er wenigstens seine Betrachtungen über Natur, Mensch und Gesellschaft in episch-lyrischer Form niederlegen, eingekleidet in die Schilderung eines Baches, von der moosigen Quelle bis zum geschäftigen Hafenort. Es wäre also ein cyclisches Gedicht in der Art Cowpers geworden, nur einheitlicher, ungefähr wie es der junge Goethe vor hatte und Schiller um diese Zeit in der „Glocke" bot. Der Zug der Zeit nach allumfassender Gestaltung verleitete Coleridge zu stetiger Ueberschätzung seiner Arbeitsausdauer.

Ausgeführt wurde nur das Trauerspiel, theils weil es Sheridan, der Dramatiker und Leiter des Drury Lane Theaters, durch Bowles bestellte — die Sonette

in der Morning Chronicle brachten doch unverhoffte Vortheile — theils weil Wordsworth mit gutem Beispiel voranging. Als Coleridge im Juni 1797 dem Freunde die ersten Akte von „Osorio", wie das Stück in der ursprünglichen Fassung hieß, vorlas, konnte ihm dieser mit einer bereits vollendeten Tragödie, „Die Borderer" antworten, welche Coleridge für unbedingt wunderbar erklärte. Er bewunderte namentlich jene „tiefen Anklänge des menschlichen Herzens", welche er auch an drei oder vier Stellen der „Räuber" und oft bei Shakspere fand. Angespornt schrieb er weiter, ohne sich jedoch im Detail beeinflussen zu lassen. Denn Handlung und Charaktere hatte er schon Anfang Juni so klar im Kopfe, daß er sich gegen Lamb vermaß, in wenigen Tagen fertig zu werden, was dieser mit Recht „Coleridgisiren" nannte. Die beiden Werke standen vielmehr in einem Geschwisterverhältniß, sie entsprangen derselben Literaturströmung, sie wanderten mit einander im Herbste 1797 zur Begutachtung nach London — „Osorio" direkt an Sheridan, die „Borderer" an das Convent Garden Theater, mit einem Empfehlungsbrief von Coleridge an den Direktor — und sie theilten dort das gleiche Schicksal.

Das ernste Drama nahm in der Mitte der Neunziger Jahre einen bedeutenden Anlauf zu neuer Höhe. Es liebte noch immer die Schrecklichkeiten, erstrebte sie aber weniger durch Räuber, Gespenster und Tyrannen, durch äußere Greuel, krasse Fabeleien und hohle Tiraden, als durch innere Gemüthserschütterung. Die Revolution entfesselte dunkle Instinkte, während das Blutvergießen durch die Guillotine gewöhnlich wurde. Seit 1796 kann man die Periode der Leidenschaftstragödie ansetzen. Wordsworth in der „Borderern" (1795—96) behandelte

die Eifersucht, Lloyd im „Duke d'Ormond" (1797) setzte Liebe gegen Kindespflicht. Dann machte sich Lamb im „John Woodvill" an die Trunksucht und Walter Scott im „Haus Aspen" an eine Fehmgeschichte voll Sinnlichkeit und Rache (1798). In demselben Jahre, an einem heißen Sommernachmittag, hatte Joanna Baillie, während sie neben der Mutter mit Nähen beschäftigt war, den Einfall, eine ganze Reihe „Spiele der Leidenschaften" zu schreiben; der erste Band, mit Trauer- und Lustspielen über Liebe und Haß, erschien 1798. Als Muster diente jetzt nicht mehr bloß Shakspere, sondern oft auch ein Deutscher. So hatte sich Wordsworth in der Hauptsache wohl an „Othello" gehalten, aber zugleich das Motiv vom angeblichen unnatürlichen Vater aus Lessings „Nathan dem Weisen" (übersetzt vom Norwicher W. Taylor 1790) eingeflochten. Scott schulte sich am „Götz von Berlichingen". Miß Baillie verflocht in eines ihrer ältesten Stücke („Rayner") ein Beispiel rührender Dienertreue aus Lessings „Minna von Barnhelm". Bei den Zeitgenossen auf der anderen Seite des Kanals fand man eben die verlangten Kraftempfindungen schon mit modernen Ideen und Verhältnissen durchwoben. In diese Richtung schlug Coleridge mit dem „Osorio" ein: inhaltlich kämpft treue Liebe gegen Bruderhaß, in Bezug auf Form herrschen Schiller und Shakspere, die Dramatiker naturwahrer Leidenschaft. Es ist unter den genannten Stücken das bedeutendste, an ihm lassen sich die Eigenthümlichkeiten der Richtung am besten beleuchten.

Die Fabel, wenigstens für die ersten drei Akte, stammt im Wesentlichen aus der Erzählung des Sizilianers in Schillers „Geisterseher" (übersetzt 1795), welche später auch der junge Byron in eine Ballade

(Oscar of Alva) umdichtete. Da fand sich ein Mann mit wilden Begierden (Osorio), der seinem harmlosen Bruder Albert nach Leben und Braut trachtet; eine warmherzige Liebhaberin (Maria), welche ihrem verschollenen Albert trotz der Ränke Osorios, trotz der Schwäche des alten Vaters (Velez), treu bleibt; endlich eine schauerliche Geisterbeschwörung ohne Geist, durch welche sie von dem Tode des Bräutigams überzeugt werden soll. Beweisende Einzelheiten sind namentlich aus der Spiritistenscene geborgt: Altar und Zauberlaterne — Aufdecken der Maschine — ein Inquisitor ergreift den angeblichen Schwarzkünstler. Aber schon im Anfang sah sich Coleridge genöthigt, von dieser Quelle in wichtigen Punkten abzuweichen. Er konnte den guten Bruder nicht in einem Brunnen umkommen, die Geschichte nicht in magischem Dunkel verlaufen lassen, wie es im Roman geschieht. Der Held mußte am Leben bleiben, um in eigener Person die poetische Gerechtigkeit auf den Schuldigen zu lenken. Zur Ergänzung benutzte Coleridge die eng verwandte Fabel der „Räuber", wo der Bräutigam ebenfalls nicht umgebracht, sondern nur vertrieben ist, heimlich zurückkommt und sich zunächst von der Treue der Braut und der Tücke des Bruders überzeugt. Das Verbindungsglied der beiden Fassungen bot Hamlet: der heimkehrende Rächer nimmt ein seltsames, halb verrücktes Wesen an und giebt die Verschwörung als ein Schauspiel im Schauspiel, um der Gegenpartei ins Gewissen zu reden. Was im „Geisterseher" nur eine geheimnißvolle Schwindelepisode bildet, ist hier zu einer Wechselwirkung von Schuld und Sühne, zur Grundlage einer Tragödie vervollständigt. — Für die letzten zwei Akte sah sich Coleridge von dem „Geisterseher" ganz verlassen, entlehnte daher die Handlung

wieder aus den „Räubern", obwohl mit starken Veränderungen. Der böse Bruder wird von Angst ergriffen und zu neuen Unthaten gehetzt, geht seinem Helfershelfer — bei Coleridge ein Maure Namens Ferdinand — zu Leibe, bringt ihn aber auch wirklich um. Die Mauren, aufgestachelt von der Wittwe des Getödteten (Alhadra), nehmen die Bestrafung in die Hand, wie bei Schiller die Räuberbande; aber das Ceremoniell bei dieser Berathung ist deutlich einem der deutschen Fehmromane abgeborgt, welche ja schon in den Achtziger Jahren mehrfach übersetzt wurden. Natürlich spielt auch die gepriesene Kerkerscene herein; doch nicht der alte Vater schmachtet im Thurm, sondern der von der Inquisition verhaftete gute Bruder. Mit dem Becher in der Hand dringt der Bösewicht, während schon das Unheil auf ihn hereinbricht, auf sein wehrloses Opfer zur äußersten Gewaltthat ein; aber nicht die Ehre der Braut bedroht er, wie bei Schiller, sondern das Leben des Bräutigams. Rechtzeitig überfällt ihn schließlich die Schaar der Aufständischen und führt ihn gefangen ab, wie in der Bühnenbearbeitung des deutschen Trauerspiels; die Liebenden müssen bei Coleridge nicht untergehen, sondern werden glücklich, und die Rächer triumphiren, ohne das Schuldgefühl der Schiller'schen Räuber, denn sie haben den Bedrücker niedergeworfen, ohne die sittlichen Bande der Menschheit zu verletzen. Hier liegt der tiefste Unterschied der beiden Dramen. Der Engländer, der fast eben so viele Jahre nach dem Ausbruche der Revolution schrieb, als der Schwabe davor, war schon nüchterner. Er sah die bestehende Gesellschaftsordnung nicht mehr so schwarz, daß Friede und Liebe darin unmöglich wären. Er glaubte nicht mehr an die Herstellung des Rechtes

durch Unrecht; Treue des Herzens und gesetzmäßige Vertheidigung der nationalen Freiheit thun es besser. Er fürchtete nur noch die Unduldsamkeit einer übermächtigen, verdorbenen Kirche. Daher die Verwandlung der Räuber in unschuldig verfolgte Mauren, der schlechten Obrigkeit in die spanische Inquisition: Züge, welche ihm wohl, wie nebenbei bemerkt werden mag, durch den kürzlich erschienenen Schauderoman „Der Mönch" von M. G. Lewis (1795) nahe gelegt wurden; denn in dieser vielgelesenen Phantasiegeschichte à la Spieß und Cramer haben wir bereits die kalte Grausamkeit des Inquisitors, der im „Geisterseher" eher die Rolle eines Wohlthäters spielt, die unglückliche Frau (Alhadra), welcher er nachstellt, und den finstern, giftigen Kerker, in welchen er sie mit ihrem Säugling geworfen hat. Die politische Tendenz, welche Coleridge im „Fall des Robespierre" so einseitig in den Vordergrund gerückt hatte, ist sehr zurückgetreten. Wir hören zwar noch mehrfach, die Welt sei aus den Fugen, die Tyrannen hätten die Verzweiflung der Sklaven zu fürchten, die Menschheit liege in schwerem Siechthum und brauche die schärfsten Heilmittel. Aber derlei Allgemeinheiten stehen doch schon im „Hamlet". Das Hauptziel der Handlung ist jetzt ein künstlerisches.

Um so freier konnte Coleridge nach Verfeinerung der Form streben. Was zunächst die Zeichnung der Charaktere betrifft, genügt es ihm nicht mehr, das nächst verwandte Shakspereſtück zu plündern, wie vor drei Jahren den „Julius Cäsar". Er greift weiter herum. Hamletisch ist es, wenn Albert sich gerne grübelnden Träumen ergiebt, in dunklen Zweideutigkeiten redet, eine schuldige Seele in ihren Sünden nicht ins Jenseits befördern will

und über solchen Düfteleien fast seine Rache versäumt. Seiner Braut ist eine geschwätzige Amme aus „Romeo und Julie" beigegeben. Andere Personen hat „Heinrich IV." beeinflußt. Osorio denkt, nachdem er kaum den unverläßlichen Ferdinand umgebracht hat, schon mit der teuflischen Energie Glocesters an das nächste Opfer; Ferdinand, gleich Clarence, sieht sein Schicksal in einem Traume voraus und weiß sich doch nicht zu retten; und wie Glocester (3. Theil III, 1) kann seine Wittwe nicht weinen, bis sie Vergeltung geübt. Noch stärker wirkten die „Räuber." Ueber den feindlichen Brüdern Schillers vergaß Coleridge sogar deren Vorbilder im „Lear". Besonders die Falschheit, Gewissensbisse und Selbstheuchelei des bösen sind erschütternd nachgeahmt. Vom guten hat Albert wenigstens die Hochherzigkeit, die weiche Hingabe an die Natur und die gemüthvollen Erinnerungen an unschuldige Kinderjahre: ein Zeichen, daß Coleridge, gleich Wordsworth, von der Scene an der Donau bei Sonnenuntergang besonders ergriffen war. Auch der Vertraute des Schurken (Ferdinand) hat im Wesentlichen dieselben Züge wie bei Schiller: aus dankbarer Ergebenheit wird er ein verschwiegenes Werkzeug zu Schandthaten, aus Pflichtgefühl ein Spitzbube — Lieblingsconflikte der Revolutionszeit! Doch läßt ihn Coleridge den Mordbefehl nicht ausführen. Er hat überhaupt alle Charaktere, den Inquisitor ausgenommen, sittlich gehoben. Sogar der elende Osorio sucht seinen Bruder nur aus Ehrgeiz und aus Liebe zu dessen Braut zu beseitigen, nicht zugleich aus Bosheit, weil er selbst häßlich ist. Dies ist die selbstständigste Aenderung, die er an den Charakteren vornahm. Als Schüler Platos achtete er auch noch im Verbrecher die angeborene Güte der

Menschennatur. Also mannigfachere Auswahl der Züge und subjektivere Zusammenstimmung derselben als im „Fall des Robespierre“: Beides bedeutet eine gesteigerte Abkehr von der abstrakten Einfachheit der Klassicisten.

Noch entschiedener drängte es Coleridge ab von deren Gebundenheit in Composition und Stil. Zwar ließ er noch immer vieles erzählen, was gespielt werden sollte. Osorio hat mit Maria, auf deren Besitz ihm doch Alles ankommt, nicht eine einzige Auseinandersetzung. Die Verwicklung liegt abermals vor dem Anfang des Stückes und muß später mühsam berichtet werden. Die antikisirende Manier hatte eben in der analytischen Entwicklung der Figuren und Geschehnisse ihre tiefste Wurzel, daher auch ihre zäheste Widerstandskraft. Aber im Uebrigen ist doch schon viel natürliche Beweglichkeit hereingekommen. Der Schauplatz wechselt von Akt zu Akt und beansprucht ein Interesse für sich: bald ist er eine wilde Meeresküste, bald ein Waffensaal, bald eine Mondscheinhöhle. Die Personen gefallen sich in Herzensergüssen, welche noch episodenhafter aussehen als in der Shakspere'schen Dramatik, der sie offenbar nachgeahmt sind. So erzählt die Amme der unglücklichen Braut im vierten Akt eine Kindergeschichte — eine Art Chatterton-Biographie mit romantischer Verbrämung — welche an sich ungleich poetischer ist als in „Romeo und Julie“, aber an diesem Orte des innern Zusammenhangs entbehrt. Im fünften Akte beschreibt Albert im Kerker die zarten Einflüsse der Natur, der Wälder, Winde und Gewässer auf die Menschenseele: es ist eine lyrische Perle; nur fördert sie weder Handlung, noch Charakteristik. Beide Stellen konnten lange vor dem übrigen Drama gedruckt (Lyrische Balladen, 1798), verstanden und

geschätzt werden. Die Empfindung, früher zu streng von der Bühne verbannt, begann zu überwuchern. Der Dichter griff sogar häufig über den Rahmen der Verse hinaus, um den Gefühlsaufruhr zum Ausdruck zu bringen. Umständliche Anweisungen für die Schauspieler wurden eingeschaltet, wie sie bei Shakspere, Marlowe, Ben Jonson nie, bei den Romantikern aller Nationen aber häufig vorkommen: jetzt soll „heftig" gesprochen werden, dann „wild" oder „mit wahnsinniger Heftigkeit", ein anderes Mal „mit tiefen Tönen unterdrückter Aufregung" oder gar „unartikulirt vor Wuth". Auch haben die hochtrabenden Staatsreden weichen Situationsbildern Platz gemacht, welche mit Musik zu begleiten sind. Die tragédie geht unter, aber was dafür auftaucht, ist nicht reine Tragödie, sondern Melodrama.

„Osorio" fand vor Sheridans Augen keine Gnade. Das giebt um so mehr zu denken, als Sheridan selbst bald darauf (1799) mit seiner halb opernhaften Bearbeitung von Kotzebues „Spaniern in Peru" dem Melodrama in London zum glänzenden Siege verhalf. Wordsworth, Lamb, Scott hatten mit ihren Versuchen nicht mehr Glück, auch die Baillie errang nur Achtungserfolge, sogar Byrons „Manfred" und „Himmel und Erde" vermochten auf den Brettern nicht Fuß zu fassen, während doch eine Mischung von Dialog, Pantomime und Musik, wie das „Geheimnißmärchen" von dem Kotzebue-Uebersetzer Holcroft (1802), in Covent Garden allein sieben und dreißig Aufführungen nach einander erlebte. Die Schuld lag an demselben Umstand, welcher zugleich in Deutschland bei der großen Masse Kotzebue mehr Beifall eintrug als den Stücken Schillers und Goethes: vor den Fußlampen kommt man mit hand-

werksmäßiger Geschicklichkeit weiter als mit philosophisch-lyrischen Feinheiten. Die großen Dichter der Revolutionszeit verachteten mehr oder weniger die herkömmliche Technik und wollten die Regel nicht von der Coulissenerfahrung, sondern vom innern Trieb empfangen. Namentlich Coleridge hatte sich zu Naivitäten hinreißen lassen, welche allenfalls beim Lesen zu ertragen sind, aber niemals auf der Bühne. „Tropf tropf", sagt Ferdinand launig, als er zu nächtlicher Stunde in die feuchte Höhle tritt, welche er lebend nicht mehr verlassen soll; „tropf tropf, an einem Ort wie dieser giebt es sonst nichts als tropf tropf tropf". Man stelle sich das gespielt vor! Kaum hatte Sheridan, der gewiegte Theatermann, beim Durchblättern der Handschrift die Stelle gestreift, so warf er das Ganze in den Papierkorb und begnügte sich, schreibfaul wie er im höchsten Grade war, einem Bekannten des Dichters spöttisch sein Urtheil anzudeuten: „Tropf tropf tropf tropf, in einem Stück wie dies giebt es sonst nichts als tropf tropf tropf." Achtzehn Jahre später erst gelang es durch die Vermittlung Byrons, das Werk zur Aufführung zu bringen, und in der Schwenkung zum Melodrama, welche sich alsbald in Byrons eigenem Dichten vollzog, ist auch der Haupterfolg zu suchen.

* * *

In der erneuten Schaffenslust, mit welcher Coleridge an den ersten Entwurf seines Trauerspiels schritt, unternahm er es auch, im Auftrag des „Cambridge Intelligencer" — auf der Universität war er also nicht vergessen worden — eine „Ode auf das ablaufende Jahr" (1796) zu dichten. Sie entstand am 24. — 26. Dezember, wurde am Sylvestertag veröffentlicht und zeigt seine

hymnische Kraft auf dem Höhepunkt. In der vorangeschickten Widmung an Poole bezeichnet er selbst als die wesentlichen Vorzüge der erhabenen Ode „stürmische Uebergänge, übersprudelnde Phantasie und Empfindung". Daß die Abgespanntheit der letzten Bristoler Zeit in Stowey schwand, das ist durch den Wegfall der äußeren Beschwerden und den Umgang mit Wordsworth erklärlich. Aber woher dieser Schwung in die Wolken?

Das Notizbuch zeigt, daß er mit einer Wandlung auf religiösem Gebiet zusammenhing. In der ländlichen Ruhe begann der Einfluß Jakob Böhmes erst recht zu wirken. Ein gut Theil verwandter Literatur gesellte sich dazu. Coleridge schrieb sich u. a. die Vision irgend einer verzückten Jungfrau auf mit der Bemerkung: „Gewiß, es giebt seltsame Dinge in der anderen Welt und auch in allen unmittelbaren Vorstufen dazu. Ein kleiner Lichtblitz des Himmels, ein engerer Verkehr mit einem Engel, irgend ein Strahl von Gott oder eine Mittheilung vom Geiste des Trostes, welche Gottesdiener in seltsamer und unerhörter Art empfangen, sind unendlich weit entfernt von Täuschungen. Und wir werden sie verstehen, wenn wir sie fühlen, und in neuen, seltsamen Nöthen werden wir durch sie erquickt werden" (Bl. 27). Daran schloß er eine Verherrlichung mystischer Träume. Er nannte „das Gebet des Enthusiasten einen frommen Rausch, eine geistliche Begehrlichkeit." Er schilderte, was der Schlaf im Paradies gewesen: „freiwillig und heilig, ein geistlicher (Schlaf) vor Gott, worin die Seele, gehoben durch Betrachtung, in reine Anschauung sich zurückzog, allen Verkehr mit sinnlichen Gegenständen aufgab und die gegenwärtige Gottheit erfaßte" (Bl. 28). Er scheint sich sogar praktisch in solch unmittelbarer Einsicht geübt zu haben;

denn auf demselben Blatte finden wir eine Reihe ekstasischer Stoßseufzer: „Dämmerige Flecken von Wesenheit, übertragen auf unsichtbare Insekten — Machten mein Herz zart durch die Kraft der Liebe — Mein Geist blieb wach und innerlich — In der Welt weilen wir unter den Gräbern und tasten an die Ansteckung der Todten — zu Gott —" u. s. w. Parallel mit der religiösen Einbildungskraft aber schwoll ihm auch die poetische. „Träume", heißt es mitten unter solchen Eintragungen, sind „manchmal nützlich, indem sie den wohl begründeten Befürchtungen und Hoffnungen des Verstandes lebendige Sinneseindrücke leihen." Und dahinter kommen sofort Entwürfe zu einzelnen Stellen der Neujahrsode. Lange inspirationslos sah und fühlte er jetzt das Ueberirdische mit somnambuler Deutlichkeit.

Worin die Zunahme der hymnischen Erregung bestand, lehrt ein Vergleich mit der nächst älteren Dichtung dieser Art, dem „Geschick der Nationen". Auch dort führte Coleridge eine Vision vor, aber nur mit erzählender Objektivität als Erlebnis einer anderen Person: hier erlebt er sie selbst. Der Eingang zeigt in beiden Fällen die Natur in gewaltigem Kreißen; allein während früher nur allgemeine Schemen, wie Zwietracht und Hoffnung entsprangen, ziehen jetzt zugleich die Leiden und Freuden lärmend vorüber, welche Europa im abgelaufenen Jahre wirklich bewegt hatten. Eine Höllenhexe tritt wieder auf, der Tod erschlägt sie, strafende Geister umtanzen bei Nacht und Nebel ihr Grab: gespenstisches Beiwerk aus Bürgers „Lenore", welche kürzlich mehrfach übersetzt und Coleridge von Lamb noch ausdrücklich empfohlen worden war; aber das mythische Urgeschöpf hat sich zugleich zu der Czarin Katharina verkörpert, weil diese

die entsetzliche Erstürmung von Ismail veranlaßt hatte. Wieder erhebt ein himmlischer Schutzgeist seine Stimme, um auf die Eroberer Verderben herabzurufen; doch werden jetzt statt der mittelalterlichen Engländer unverblümt die heutigen Friedensfeinde und Sklavenhändler an der Seine und Themse gebrandmarkt. Die dämonische Luft umgiebt nicht mehr ersonnene, sondern greifbare Personen und Klassen. Die Traumbilder erscheinen als Wirklichkeit, und so auch der seherhafte Zustand des Dichters, den er selbst am Schluß beschreibt: kalter Schweiß bricht ihm aus, die Augapfel starren, sein Gehirn schwimmt in Schauder, das Athmen wird ihm mühsam wie im Todeskampf. Man kann nicht mehr sagen, daß Coleridge Phantasie besitzt: er ist von ihr besessen.

Damit hängt eine tiefgehende Neuerung im Metrum zusammen. In der Knabenzeit hatte er seine Oden in den gelehrt künstlichen Strophen geschrieben, mit welchen es die Klassicisten den antiken Chorgesängen gleich zu thun glaubten. Dann war er zum natürlicheren Blankvers Miltons übergegangen, merkte aber jetzt, daß ihn diese Kolonnen gleichförmiger Zeilen zu einer recitativischen Besonnenheit zwangen, welche ihm lästig wurde. Er wählte also freie Rhythmen und ließ sich mit instinktiver Unmittelbarkeit vom wechselnden Inhalt tragen. Gereimte fünffüßige Jamben führen die feierlichen Anfangsreden ein. Sie mischen sich mit drei- und vierfüßigen Trochäen, wenn eine wilde Schar oder eine heftige Leidenschaft daherstürmt. Vierfüßige Jamben geleiten den ermattenden Aufruhr hinaus und verbinden sich mit einzelnen vierfüßigen Trochäen zum zartesten Liebesgruß an das schöne Vaterland, welches leider wegen seiner empörenden Habsucht und Feigheit

— heftige vierfüßige Daktylen mit Auftakt — von den Nationen verflucht wird. Ahnungsvoll weissagt ihm der Dichter den Untergang — wieder in erhabenen fünffüßigen Jamben u. s. w. Hier ist ein reiches Feld für Metriker zu feinen Beobachtungen. Da ist nichts mehr von der Willkür, mit welcher Gray im „Barden" von „bärtiger Majestät" wie von „bleichem Kummer" in engbrüstigen kurzen Jamben gesungen hatte. Eine Symphonie schläft in diesen Versen. Lange später erst versuchte es Wordsworth, z. B. in der „Himmelslerche", den Rhythmus einer Ode mit ähnlicher Schmiegsamkeit dem Gefühlsstrom anzupassen. Die Hebung des Willens, die er Coleridge beibrachte, wurde ihm heimgezahlt mit einer Förderung der Technik.

Noch eine Ode entstand in Stowey: „Frankreich" (Februar 1798). Sie giebt sich viel mäßiger in der Empfindung, viel ruhiger in der Form. Nicht mehr die werdenden Elemente werden im Eingang angerufen, sondern die fertigen Wälder und Wogen und Wolken. Abermals haben wir einen Geistertanz wilder Leidenschaften, einen Preis der Freiheit und in der Mitte des Ganzen die Politik des Tages. Doch ungleich nüchterner steht ihr jetzt der Dichter gegenüber; denn die Franzosen thaten eben der freien Schweiz Gewalt an und verscherzten sich dadurch bei Coleridge, wie bei Wordsworth und vielen Zeitgenossen, endgiltig das Zutrauen. Mit den Hoffnungen, die er auf die Revolution gebaut, war es für die Zukunft gründlich vorbei. Fast mit Gewissensbissen entschuldigt sich der einstige Pantisokrat, daß er die Freiheit an so verkehrtem Orte gesucht habe statt da, wo sie allein zu finden ist: auf den Bergen und der See. Ein schmerzliches Gefühl, als ob aller Fortschritt

der Menschheit nur ein frommer Wunsch wäre, durchzittert die gleichförmigen, langathmigen Strophen. Trunkenheit ist in Wehmuth zusammengesunken. Es wird sich zeigen, daß auch die Phantasie des Dichters in der Zwischenzeit ihren Höhepunkt überschritten und eine nervöse Mattigkeit angenommen hatte. Doch besitzt „Frankreich" gerade in dieser Verschmelzung untergehender Freiheitsgluth und einbrechender Enttäuschungsnacht einen besonderen Reiz. „Die schönste Ode in der englischen Sprache" war das Urtheil Shelleys, und gewiß hatte er sie vor Augen, wenn er zu Anfang seiner mächtigen Dithyrambe „An den Westwind" die Wälder, Wogen und Wolken anruft, verzweifelnd als Mensch und in prophetischem Hochgefühl als Dichter.

* * *

Wordsworth wußte nicht bloß zu spornen, sondern auch zu zügeln. Das zeigt sich in den stilistischen Besserungen, welche Coleridge in den nächsten Monaten an der zweiten Auflage seiner „Gedichte" vornahm.

Was der ältere Freund von ungedruckten Versen dem jüngeren vorlas, imponirte diesem in erster Linie durch die Vermeidung „aller gezwungenen Diktion und überladenen Bildlichkeit" (Biog. Lit. Kap. IV.) Da schien ihm nichts dunkel, nichts trivial, nichts phantastisch. Jedes Wort ergab sich mit Selbstverständlichkeit aus dem Inhalt. Wenigstens machte es auf Coleridge um so eher diesen Eindruck, als er selbst in jüngeren Jahren viel zu rhetorisch geschrieben hatte und in der erhabenen Lyrik noch immer schrieb. Noch strenger als bei der ersten Auflage begann er jetzt zu reuten. Was vor 1793 entstanden war, blieb ausnahmslos weg; desgleichen die Nachahmungen Ossians und einige zu specielle Gelegen-

heitsgedichte. In den Versen, die er schonte, wurden zahlreiche schmückende Beiwörter, überkühne Zusammensetzungen und verstiegene Tropen ausgemerzt. Man kann das am besten in der „Ode auf das ablaufende Jahr" verfolgen, welche doch erst Ende Dezember 1796 entstanden war. Die „purpurnen Locken" und „schneeweißen Heiligenscheine" der Engel verloren ihre Farbe, „Scepterschurken" wurden zu „Tyrannenschurken" und die „kalten Schweißdämpfe" des Dichters zu normalen „Schweißtropfen". Zwanzig Jahre später behauptete zwar Coleridge, die Zeitungsrecensenten der ersten Auflage hätten ihn zu diesen Besserungen veranlaßt, indem sie ihm allgemeinen Schwulst vorwarfen. Im Gegentheil: sie hatten ihm Zartheit der Empfindung und Eleganz des Ausdrucks nachgerühmt. Eher dürften Lambs Ermahnungen mitgewirkt haben; hatte ihm dieser doch erst wieder im November 1796 brieflich empfohlen: „Pflege Einfachheit, verbanne Künstelei!" Der Hauptarzt aber war ohne Zweifel die eigene, mit den Jahren und Erlebnissen wachsende Reife, unterstützt vom klärenden Einfluß Wordsworths.

Wie die stilistischen Auswüchse, so wurden auch die politischen beschnitten. Die revolutionären Sonette von 1794, in der Ausgabe von 1796 noch bewahrt, fielen sämmtlich fort. Coleridge hatte inzwischen gelernt, daß der Mensch das Erbtheil der Vergangenheit nicht voreilig abschütteln kann, ohne der Brutalität zu verfallen. Er empfand jetzt geradezu Scham über die bombastischen Verse auf den Lord Stanhope, der die Verwünschung des „Aussatzfleckens Adel" natürlich mit Schweigen beantwortet hatte. In den beibehaltenen Gedichten wurde wenigstens Vieles gemildert. So hatte er in der berüch-

tigten Eselsbetrachtung (Dezember 1794) verächtlich vom „Lärm in der Monarchen Schurkenbrust" gesprochen; dafür lesen wir seit 1797 „Gestöhn in blasser Mode leerer Brust". Was religiöse Dinge betrifft, ließ er zwar die atheistische Aeußerung über die Ohnmacht des Gebetes in den gleichaltrigen Zeilen „An einen Freund" (Lamb) stehen, aber nur, um sie in einer Anmerkung mit Abscheu zu widerrufen.

So wanderte die Sammlung im Mai 1797 zum zweiten Mal in die Welt hinaus, nicht umfangreicher, aber besser gesichtet, und wieder leisteten Lloyd und Lamb mit einigen Beiträgen Heerfolge.

Als Coleridge die objektivirenden Lettern vor sich hatte, starrten ihm seine mühsam bekämpften Fehler und die der Genossen so drastisch ins Auge, daß er unter dem Pseudonym Higginbottom, drei Spottsonette für das Monthly Magazine schrieb. Das eine war offenbar auf die etwas unnatürliche Kindlichkeit Lambs gemünzt, das zweite leicht auf die triviale Weinerlichkeit Lloyds zu deuten, das dritte geißelte sein eigenes hochstelziges Pathos: „Die Ratten, mit verwegnen Worten, quieken nicht unbewußt von ihres Vaters Schuld". Er hatte den Blick so ausschließlich auf die Sache gerichtet, daß ihm gar nicht einfiel, die Freunde könnten es übel nehmen, und auf jeden Fall blieb ihm ja Wordsworth treu!

Noch eine Travestie aus dieser Zeit galt ihm selbst. Ein toller Hund, der durch das Dorf lief und mehrere andere Hunde biß (Cottle S. 141), bot wahrscheinlich den Stoff. „Widerruf" ist im Kern eine humoristische Entschuldigung seiner früheren Revolutionswuth. Ein Ochs vergnügt sich an einem Apriltag auf sonniger Wiese mit harmlosen Sprüngen; die Nachbarn — man

kann an den Schulmeister Boyer denken — halten ihn für toll, fürchten gleich für Priester und Altar, wollen ihn fangen und hetzen ihn, bis das lustige Vieh wirklich verrückt wird. Der groteske Gegenstand, die absichtlich saloppe Sprache, die schlichte Regelmäßigkeit der Strophen erinnern an die Cowper'sche Ballade auf die unfreiwillige Hetzjagd des „John Gilpin"; aber die satirische Tendenz ist neu. Mit den verschiedensten Mitteln, bald mit ernstem Feilen, bald mit übermüthigem Spott, suchte Coleridge die poetischen Auswüchse abzustreifen, und zum Lohne fühlte er sich immer verwandter mit Wordsworth.

* * *

Im Frühling 1797 trieb auch die Landschaftslyrik frische Sprossen. Clevedon hatte sich in Stowey verjüngt; sollten sich da nicht abermals Stimmungsbilder in der Art der „Aeolischen Harfe" und der „Erwägungen über ein Asyl der Ruhe" einstellen? In der That kehrten sie wieder, ebenso wahr, anmuthig und großartig, sogar in denselben reim- und zwanglosen fünffüßigen Jamben, nur ohne theosophische Hypothesen, inniger in der Empfindung, noch anschaulicher und einfacher im Ausdruck, wie es seinem geläuterten Geschmack entsprach. Mit Unrecht werden immer der „Alte Matrose" und „Christabel" als seine besten Werke angezogen. Hier ist mehr anheimelnde Wärme, mehr charakteristisches Denken, mehr künstlerische Vollendung. Hier entfaltet er zwar weniger seltsame, aber desto erquicklichere Bilder. Hier zeigt sich mehr der Mensch, dort der Träumer. Hier bringt er uns nicht bloß ein prickelndes Gruseln bei, sondern Andacht und Weisheit. Hier schöpfe, wer vom

Dichter verlangt, daß er uns nicht bloß Unterhaltung für eine müßige Stunde gewähre, sondern daß er auch direkt ein Lehrer und Erzieher der Nation sei.

Zuerst sind die Verse „An den Rev. George Coleridge" zu nennen, mit welchen er die neue Auflage der Gedichte im Mai 1797 seinem väterlichen Bruder in Ottery, seinem Vormund in der Knabenzeit, zueignete. Die Schilderung des stillen Glückes, welches er eben in ländlicher Hütte genoß, ist wieder das Hauptthema. Zum Besitz der Gattin gesellen sich die Freuden des Vaters und Freundes. Auch am Flüstern einer göttlichen Stimme fehlt es nicht, obwohl sie nicht mehr von der pantheistisch-platonischen Weltseele, sondern bloß von poetischer Unsterblichkeit redet. Kindheitserinnerungen, frohe und traurige, klingen darein, und mit dankbarer Theilnahme wird vom Loose des Bruders ein noch wohlthuenderes Bild entworfen. Es ist bei aller Aengstlichkeit des hochwürdigen Vikars schier unglaublich, daß er sich, wie Coleridge in einer Anmerkung mit feierlichem Verdruß der Nachwelt übermittelt, dadurch in seinem Charakter bedroht fühlen konnte. Nicht das Widmungsgedicht, sondern nur einige der gewidmeten Gedichte, welche immer noch für einen Geistlichen viel Bedenkliches enthielten, dürften sein Mißfallen erregt haben. Kein Nebengedanke an so arge Bornirtheit soll uns fürderhin den Genuß des kleinen Meisterwerkes stören!

Ein Besuch von Lamb und dessen Schwester im Juni gab Anlaß zu einer ähnlichen Schöpfung. Coleridge hatte sich irgend eine Verletzung zugezogen, welche ihn an das Haus fesselte. Er mußte die Ankömmlinge allein über die Hügel und zum Wasserfall schweifen lassen und ihnen vom Garten aus nachsehen. Wie in der „Aeolischen

Harfe" sitzt er vor der Thüre, „Diese Lindenlaube mein Gefängniß". Langsam und glorreich sieht er wieder die Sonne sinken und spürt mit verschwimmendem Auge das Walten des allmächtigen Geistes. Wieder braucht er die Herrlichkeiten der Natur nicht allein zu genießen, denn die Geliebten sind ja in Sicht und freuen sich gewiß mit ihm — brennt üppiger, ihr Wolken, leuchte auf, du blauer Ocean, damit der Freund, der, ach, an die Stadt gebunden ist, sich noch lebhafter freue! Eine zündende Wonne durchweht das Gedicht. Die Phantasie steigt höher als jemals in Clevedon, sie berauscht sich an der Landschaft, sie trägt, wie einst in den letzten Sehnsuchtswochen des Brautstandes, geisterhafte Züge hinein. Die grüne Reihe der langen, schlanken Gräser beginnt plötzlich, wie es scheint, zu nicken, „ein höchst berückendes Gesicht", ein Vorspiel der tanzenden Schlüsselblumen, welche einige Jahre später Wordsworth mit entzücktem Herzen besang. Umgekehrt wiederholt sich aus Wordsworths „Abendspazirgang" das magische Auftauchen und Verschwinden einer dunklen Gestalt in einer lichten Wolke; nur ist es hier nicht ein Bergschäfer, sondern eine heimfliegende Dohle. Die Verse galten Lamb, wie vorher die Widmung dem Bruder; aber entsprungen sind sie aus einer Anschauung, welche damals niemand als Wordsworth so recht zu theilen, daher auch anzufachen vermochte.

Noch in demselben Sommer 1797 steigerte sich die poetische Landschaftsvision zu einer fieberhaften. Auf einem Ausflug nach der wilden Küste des nördlichen Devonshire, nicht weit von der Heimath seiner Mutter, wurde Coleridge von einem Unwohlsein befallen und hielt in einem einsamen Bauernhause Rast. Wahrscheinlich

waren es seine alten Rheumatismen, genauer: chronische Gelenksentzündungen, die er von seinem Vater in der Anlage geerbt, in der Waisenschule durch übermäßigen Naturgenuß zum ersten Male entwickelt hatte und nie mehr ganz los wurde. Es ist ein Leiden, bei welchem man hochbejahrt werden kann, welches aber außerordentlich schmerzhaft ist und die Leute oft zur Verzweiflung treibt. Je mehr er jetzt in den feuchten Auen Westenglands herumlief, desto ärger machte es sich fühlbar. Als Heilmittel hatte er schon im November 1796 Opium genommen (Biog. Suppl.). So weit er sich in späteren Jahren erinnerte, hatte er hierin nach dem Rathe eines Quacksalberbuches gehandelt, ohne zu wissen, wie leicht sich eine übermächtige Gewohnheit entwickelt. Aber das gehört zu seinen vielen Gedächtnißfehlern in irdischen Dingen. Der Herausgeber des „Wächter" kannte die Gefahr „böser Gewohnheiten". Es ist bereits angedeutet worden, daß er sich dabei auf keine geringere Autorität stützte als auf Dr. Beddoes. Derselbe war ein Anhänger und persönlicher Bekannter des einst berühmten Dr. John Brown, welcher alle Krankheiten theils durch Opium, theils durch Alkohol zu heilen sich vermaß, je nachdem sie auf Ueberreizung oder Schwäche beruhten. Beddoes hatte vor kurzem dessen „Elementa Medicinae" mit einer vorsichtigen, aber entschieden empfehlenden Vorrede versehen, und da heißt es § 230 ausdrücklich, Gicht sei durch Opium zu vertreiben. Warum sollte Coleridge einem System mißtrauen, welches sein gelehrter Freund hochhielt? Warum sich auf dem Dorfe die Arznei nicht selbst zumessen? So ward er ein Opfer des Brownismus, wie mancher rechtschaffene Zeitgenosse, z. B. der Sklavenbefreier Wilberforce oder der baptistische Prediger

Rev. Robert Hall. Nur brachte es ihm als Phantasiemenschen nicht bloß Betäubung der Schmerzen, sondern zugleich Träume von körperhafter Lebendigkeit und halb angenehmer, halb quälender Bizarrerie. Das erfuhr er bereits um diese Zeit in Stowey; denn er schrieb lange Reihen abgerissener Ausrufe ins Notizbuch, halb großartig, halb lallend, voll schwellender Augenweide und peinlicher Beklemmung, welche ich mir nur als Reflexe solcher Opiumhallucinationen zu deuten weiß. So heißt es auf Blatt 77:

„Thronende Engel — aufkochende Angst
Führer eines Königreichs von Engeln
Liebesflammen — eine sanfte Bitterniß —
Brunnenquelle — vollständiger Gott
Krank, lahm und verwundet, — blind und taub und stumm —
Warum schlaft ihr, o ihr Wächter —
Erwacht vom Schlafe der Buhlschaft! Putzt eure Lampen —
Blast, blast die Trompeten, denn der Bräutigam kommt —
O Mensch, du halb-todter Engel —
Ein dämmeriges Licht — ein purpurner Blitz —
Krystallischer Glanz — licht — blau — grün
In jener ewigen und wahnwitzigen Pein —
Zornesflammen — innere Trostlosigkeit —
Große Dinge — auf dem Ocean, äffen Unendlichkeit."

Darnach dürfte die Medicin, die er — nach seinem eigenen Berichte — auf dem genannten Ausflug anwendete, aber nicht näher bezeichnet, Opium gewesen sein. Alsbald trat ein tiefer, dreistündiger Schlaf der äußeren Sinne ein, während dessen sich alles Leben krankhaft in die Einbildungskraft zurückzog. Ein Lusthaus zwischen grünen Hügeln tauchte vor seinem inneren Auge empor, die Geliebte schmiegte sich an seine Seite, Musik ertönte, und eine prophetische Stimmung umfing ihn, Staunen und zugleich Scheu einflößend. Es war seine idyllische

Lieblingssituation, dieselbe, welche uns zuerst in der „Aeolischen Harfe" begegnet ist. Sogar der Kreisschwung, die Honigtropfen, die paradiesische Süßigkeit, welche dort den Melodien beigelegt werden, wiederholten sich in diesem Traume im gleichen Zusammenhang. Aber auch andere Erinnerungsbilder mischten sich ein und drängten alles ins Riesenhafte, ins Dämonische. Coleridge hatte unmittelbar vor dem Einschlafen in Purchas' „Pilgerschaft" (1626, Buch IV, Kap. 16) von einem Palaste des Tartaren Khan Cublai aus dem dreizehnten Jahrhundert gelesen, „dem größten, der je gesehen wurde", umgeben von Bäumen, Wiesen und Thiergärten, von Gräben, Thoren, Schlössern und einem dreifachen Wall, viermal acht Meilen im Umkreis. Zu diesem ungeheuren „Vergnügungsdom" dehnte sich die Hütte aus, von welcher er bisher zu singen pflegte. Zwei Mal fünf Meilen fruchtbaren Bodens glaubte er zu sehen, bedeckt mit sonnigen Gärten und Thürmen, mit Weihrauchbäumen und Urwäldern. Weiter bot ihm Purchas nichts; Stoff und Form des Ganzen, bemerkt er kurzweg, seien so kostbar und kunstvoll gewesen, so ergötzlich und stattlich, daß die Beschreibung zu lang wäre. Aber das in geistiger Hinsicht ungemein treue Gedächtniß des Dichters ergänzte die Lücken. Knapp an den exotischen Sonnenpalast zauberte es unermeßliche Höhlen von Eis: ein Zurückgreifen auf die Firnfelder Grönlands, welche im „Schicksal der Nationen" am Schlusse vorgekommen waren. In der Nähe that sich zwischen den grünen Hügeln eine tiefe Schlucht mit einem Wasserfall auf, ähnlich wie der bei Stowey, welchen Lamb besucht und Coleridge in dem betreffenden Gedicht geschildert hatte; nur schwoll das Bächlein zu einem erderschütternden

Geyser, und die herumfliegenden Wassertropfen ballten sich zu Hagelsteinen, zu tanzenden Felsen. Das Meer ward leblos, wie der Große Ocean im „Geschick der Nationen". Die ganze sonst so friedliche Gegend nahm ein wildes, heiliges, verzaubertes Aussehen an, „als wäre sie bei halbem Mond durchjagt vom Weib, das nach dem Spukgeliebten jammert": Lenore! Die Geliebte, welche der Dichter sieht, singt eine abessynische Weise, so wonnig, daß seine Augen blitzen, sein Haar flattert, sein Antlitz bräut, ärger noch als in der „Ode auf das ablaufende Jahr". — Mit der Vision kamen von selbst, wie durch Gehörshallucinationen, die entsprechenden Worte und Metren: wo Beschreibung, da bequemer Satzbau mit langen jambischen Versen und Enjambements; wo Schwung, da Perioden und jambische Vierfüßler, untermischt mit trochäischen; wo Lust, da kurze symmetrische Sätze, dreifache und doppelsilbige Reime und häufige Wortwiederholungen, so daß ein Wohlklang entsteht, den keine Klügelei hätte ausrechnen können. Kaum erwacht, begann er niederzuschreiben, und hätte ihn nicht ein ungebetener Besuch gestört, so wäre „Kubla Khan" mehr als ein Fragment von 54 Zeilen.

Kaum läßt sich das Walten der dichterischen oder wenigstens der lyrischen Inspiration überhaupt, welche ja auch eine Art Traum ist, an einem andern Beispiel so deutlich verfolgen. Eine warm empfundene Situation liegt zu Grunde. Verwandte Vorstellungen schießen an, oft durch ganz äußerliche Ideenassociation, und bringen neue Züge mit. So wächst das Bild und bleibt doch Leben; es kann überwältigen und zugleich anheimeln. Die combinirende Kraft besteht in einer Gefühlserregung, unterstützt von einem reichen sinnlichen Gedächtniß. Der Verstand hat nur zu wachen, daß kein Widersinn

sich einschleicht. Nach welcher Seite hin sich der Ausgleich dieser beiden Kräfte mehr neigt, hängt freilich stark vom Geschmack der Zeit ab. In der Aera des Classicismus war das Gefühl zu sehr von Ueberlegung beschränkt; das ursprüngliche Bild wollte nicht recht zunehmen; bewußte, willkürliche, schulmäßige Reproduktion mußte aushelfen, so daß das Werk trotz weiser Abgemessenheit der Theile mehr einen gemachten als einen organischen Gesammteindruck erweckte. Das merkten die Leute selbst und wählten sich mit Vorliebe verstandesmäßige Stoffe, wie Lehrgedichte und Satiren. Die Romantik dagegen übte zu wenig Kritik und nirgends weniger als in dem vorliegenden Fall. Coleridge ergab sich unbeschränkt der begeisternden Stunde, die Bilder standen ohne seinen Willen vor ihm auf „wie leibhaftige Dinge ohne ein Gefühl von Anstrengung", die Phantasie verstieg sich bis zur Sinnestäuschung, aus einem psychologischen Vorgang wurde fast ein pathologischer. Das befähigte ihn wohl, außerordentlich verschiedene Vorstellungen zusammenzustimmen oder, um einen geläufigeren Ausdruck zu gebrauchen, außerordentliche Originalität zu entfalten. Aber andererseits sollte doch die übergroße Hintansetzung des Verstandes sich rächen. Nord und Süd, Oede und Ueppigkeit, Anmuth und Schrecken kollern durcheinander wie in einem Kaleidoskop; die Phantasie läuft ab wie eine Uhr ohne Pendel; trotz aller Schönheit fehlt, was Coleridge selbst einst an Lambs Versen vermißt hatte: ein fester Gedankenkörper.

Seien wir nicht ungerecht! Jeder arbeitende Geist will an seinen zeitgenössischen Gegnern und Schülern gemessen sein. Heute betrachten wir den Kampf zwischen Klassik und Romantik bereits aus der Ferne und mit geschicht-

licher Objektivität. Für uns ist „Kubla Khan“ eine prächtige Curiosität, ein lyrisches Landschaftsmärchen, mit dem wir nichts Rechtes anzufangen wissen. Vor neunzig Jahren war es eine kühne und mächtig wirkende Reaktion, sich so ganz und gar von der sinnlichen Eingebung beherrschen zu lassen. Darum hat Shelley manche Seltsamkeit daraus entlehnt; in „Mariannas Traum“ z. B. die Fata Morgana-Thürme, den halb frohen, halb dämonischen Klang im Ohre der Dame, die hervorbrechenden Lichtströme und die fieberhaft wogenden Fluthen, alles ohne praktischen Zweck; ferner in der „Himmelslerche“: die singende Liebhaberin im Palast und den „harmonischen Wahnwitz“ des Propheten. Darum haben Byron, Shelley und Keats sich selbst so gerne wilden Visionen hingegeben, sie bedeutsam aufgezeichnet (z. B. „Dunkelheit“, „Vision des Meeres“, „Auf einen Traum“), in vollem Ernste zu weissagen versucht und ausdrücklich die Wahrheit des Traumblickes über die des wachen Auges gesetzt. Die poetische Luft wurde gereinigt, nur im Eifer der Reform zu sehr verdünnt. Je strahlender daher das Feuerwerk aufleuchtete, desto rascher war es verpufft. Der frühe Tod dieser Dichter und von Coleridge, als Dichter ist nicht ohne Zusammenhang mit der revolutionären Heftigkeit ihres Phantasietreibens.

Die Engländer pflegen über dies Opiumtrinken, von welchem sich Coleridge, wie die meisten Schicksalsgenossen, aus eigener Kraft nicht mehr loszureißen vermochte, mit einer moralischen Entrüstung zu sprechen, als wäre es eine Sünde gewesen, und nicht eine Krankheit, ebenso wie man im Mittelalter die Wahnsinnigen für Besessene hielt. Ein tüchtiger Arzt hätte ihn binnen wenigen Wochen mit Hülfe von Cognac und Kaffee ent-

wöhnt. So aber traten allmählich Spuren einer Geistesstörung hervor, welche den Fall erst recht complicirt machten, weil die Leute die Symptome des Leidens für dessen Ursache hielten. Und zwar äußerten sich diese Symptome um so stärker, je mehr sich Coleridge geistig anstrengte. Schiller fand keine wissenschaftliche Arbeit so aufreibend als das Dichten, weil es nicht bloß am Verstand, sondern am ganzen Menschen zehre. Es war daher überall und zu allen Zeiten häufig von nervösen Erscheinungen begleitet. Ich erinnere nur an Tassos Zwiegespräch mit seinem Schutzgeist, an Goethes hechtgraue Selbstvision und phantastisch sprossende Blumen, an das rothe Licht, welches Hebbel während der Arbeit am „Herodes" vorschwebte. Ganz besonders verheerend aber scheint es im achtzehnten Jahrhundert in England gewirkt zu haben. Auffallend viele Schriftsteller verfielen da in dauernde Geistesstörung. Daß dies nicht Zufall war, ergibt sich aus dem fast gesetzmäßigen Zusammenhang ihrer Wahnsinnsart mit den Zeitströmungen. In den ersten Jahrzehnten, wo berechnende Gelehrsamkeit, politisches Streberthum und literarische Scheelsucht den Ton angaben, bis herab zur Zeit der „Dunciade", finden wir sauertöpfische Melancholiker: Greene, den autobiographischen Reimer des „Spleen", und Swift. Später, als bürgerliche Tugend und fromme Sentimentalität in die Mode kamen, brach religiöse Narrethei aus: der Odensänger Collins lief seufzend und schluchzend in der Kirche umher; der Psalmenübersetzer Smart hieß die Leute auf der Straße niederknieen und mit ihm beten; Fergusson, der liebenswürdige Vorläufer des Burns, und der sanfte Cowper starben in Höllenfurcht. Mit der Revolution und Romantik

endlich riß eine krampfhafte Freude an überspannter Phantasiethätigkeit ein. Burns berauschte sich auf gut bäuerlich an Spirituosen, Coleridge und sein philosophisch-kritischer Schüler De Quincey — letzterer sogar mit Vorbedacht — an Opium, das auch Byron nicht fremd war, und Southey an seinen Büchern, bis er in Blödsinn versank; Maturin, der Tragöde, dichtete mit einer Hostie auf der Stirne, und Lamb, als er nach einer Liebesenttäuschung sechs Wochen im Irrenhause gesessen, schrieb in fast wehmüthiger Erinnerung an Coleridge: „Wähne nicht, all die Herrlichkeit und Wildheit der Phantasie gekostet zu haben, bis Du einmal verrückt geworden.“ In Deutschland begann das Verrücktwerden erst in der Genieperiode mit Lenz und Hölderlin. Während bei uns die Nebel als abstrakte Metaphysik auftraten, gährten sie jenseits des Kanals in den Dichterköpfen. Ein ungeheures Maß von Phantasiebegabung phosphorescirte auf der Insel, aber nicht in gesundem Gleichgewicht. Interessante Dichtungen wurden daher von Swift bis Byron in Menge geschaffen, befriedigende nur in kleinem Rahmen oder in Episoden. Kundige Engländer selbst kann man sagen hören, ihre neuere Poesie sei lauter Stückwerk; und daß ihre besten Kritiker aus den besten Werken von Wordsworth, Byron und Shelley Blüthenlesen veranstalteten, stimmt dazu. Coleridge war ein echtes Glied dieser unheimlich genialen Gesellschaft, krasse Wirkungen des Opiums sind bei ihm zu erwarten, und wir dürften uns nicht wundern, wenn er auch ohne Gelenksentzündungen zur schwarzen Flasche gegriffen hätte.

Während der zweiten Hälfte 1797 ruhte die Landschaftslyrik, außer insofern sie sich in Gedichte anderer

Art mischte. Als sie im Februar des nächsten Jahres wieder selbständig hervortrat, bewahrte sie zwar noch die alten Grundmotive, aber die Farben wurden düsterer.

„Frost um Mitternacht" gehört zum Eigenartigsten und Abgerundetsten, was Coleridge geschrieben. Wieder sitzt er sinnend in seinem Heim, eine theilnehmende Seele neben sich, und erlauscht aus leisen, selten beobachteten Elementartönen das Weben der Naturgottheit. Aber wir sind nicht mehr im Freien, sondern innerhalb der vier Wände, Sommer ist mit Winter, Tag mit Nacht vertauscht, die Musik der Aeolsharfe mit dem Knistern des Kaminfeuers, der Lerchensang mit dem Pfiff des Uhu, und statt der Geliebten leistet ihm nur sein schlafendes Kind dumpfe Gesellschaft. Erinnerungen an die eigene Jugend spielen herein, wie bereits im Widmungsgedicht an Bruder George; aber während sie dort bei aller Wehmuth zu einem desto froheren Genuß der Gegenwart führten, spitzen sie sich hier zu einem schmerzlichen Gefühl des Verlustes zu. Freude an der Außenwelt und dabei Resignation im Innern: Idylle, ergreifend durchbebt von elegischen Tönen.

„Der Frost vollzieht geheimnißvoll sein Amt,
Und nicht ein Lüftchen hilft ihm. Horch, ein Schrei,
Ein lauter Eulenschrei — jetzt wieder einer!
Die Hausbewohner alle sind zur Ruh
Und überlassen mich der Einsamkeit,
Die buntem Sinnen ziemt. Mein Knäblein nur
Ist in der Wiege da und schlummert friedlich. —
Wie still es ist! So still, daß es mir fast
Das Denken drückt und stört mit sonderbarer
Und übergroßer Stille. Meer, Berg, Wald,
Dies volle Dorf! Und Meer und Berg und Wald
Mit allem, was da zahllos lebt und webt,

Unhörbar wie ein Traum! Die blaue Flamme
Liegt auf der matten Gluth und zittert nicht;
Nur jener Glast, der auf dem Roste zuckte,
Noch zuckt er dort als einzig reges Ding.
Mich dünkt, da er in dieser Welt von Schweigen [1])
Allein sich rührt, so stimmt er wohl zu mir,
Er wird mir wie ein Freund, und gerne liest
In sein Geflirr und Flackern eigne Grillen
Der müß'ge Geist, der ja in allen Dingen
Von sich den Wiederhall und Spiegel sucht
Und mit Ideen ballspielt.

O, wie oft,
Wie hab' ich auf der Schule oft höchst gläubig,
Tief ahnungsvoll so auf den Herd gestarrt
Und auf des Fremdlings [2]) Flackern! Habe oft,
Bevor ich noch das Auge schloß, geträumt
Vom süßen Heimathsort, vom alten Kirchthurm
Und von den Glocken — einzige Musik
Des armen Mannes — die von früh bis spät
Den ganzen heißen Jahrmarkttag erklangen,
So süß, daß sie mit wilder Freude mich
Berückten und verfolgten und mein Ohr
Wie klargesproch'ne Zukunftstöne trafen!
So starrte ich, bis mich der milde Traum
In Schlaf gelullt, und Schlaf den Traum noch fortspann!
So brütete ich hin den nächsten Morgen,
Geschreckt vom finstern Lehrer, scheinbar fleißig
Den Blick im Buch, das vor dem Blick mir schwamm,
Bis wohl die Thüre aufging, und geschwind
Mein Auge hinflog und mein Herz aufhüpfte,
Des Fremdlings Antlitz wirklich zu ersehen,
Sei's Landsmann, Tante oder liebe Schwester,
Die Spielgefährtin meiner Kinderzeit!

---

[1]) So wage ich in this hush of nature zu übersetzen.

[2]) In allen Theilen Englands heißt ein solches Häutchen Fremdling (stranger) und gilt als Vorzeichen, daß ein abwesender Freund ankommen wird (Anmerkung von Coleridge 1798). — Es entsteht durch das Brennen metallischer Bestandtheile in der Kohle.

Mein Kind, das du hier in der Wiege schläfst
Und mit den Athemzügen — hörbar nur
In solcher Stille — die zerstreuten Lücken
Und kurzen Pausen der Gedanken füllest!
Mein schönes Kind! Es greift mir an das Herz,
Mit zarter Wonne so auf dich zu schauen,
Zu denken, wie du anders lernen sollst
Und an ganz andern Orten! Denn ich wuchs
Im Stadtgewirr, im düstern Kloster auf
Und sah nichts Liebliches als Stern' und Himmel.
Doch du, mein Kind, sollst wie der Windhauch wandern
An Meeressand und Seen, unter Klippen
Uralter Berge, Angesichts der Wolken,
In deren Masse sich die Ufer, Seen
Und Klippen nachgestalten; sehen sollst du
Die holden Bilder, hören klare Laute
Von jener ew'gen Sprache, die dein Gott
Aussendet, der von Ewigkeit sich selbst
In allem lehrt, und alles in sich selbst.
Der große Weltenlehrer bilde dich
Und dränge dich, indem er giebt, zu fragen!

Darum soll jede Jahreszeit dir süß sein:
Ob nun der Sommer überall die Erde
In Grün gewandet; ob vom Schnee umringt
Auf kahlem Apfelbaum das Rothkehlchen
Im Astmoos sitzt und singt, indeß das Strohdach
Daneben in der Sonne raucht; ob klatschend
Die Traufe sturmgepeitscht vom Dache schießt;
Ob sie der Frost, geheimnißvoll geschäftig,
Als eisige, verschwieg'ne Zapfen aufhängt
Und stille scheinen läßt im stillen Mond."

Hier knüpfte Shelley an in seinem wilden Elementargedicht „Alastor": er sieht sich ebenfalls in einsamem Gespräch mit geliebter Unschuld, während „die Nacht mit ihrer eig'nen Stille spukhaft rauscht"; er fühlt sich innig verbrüdert mit Erde, Meer und Luft, in Sommer und

Winter, bei Wind und Frost; er stellt den verklärten und verklärenden Eindrücken der Jugend die traurige Wirklichkeit gegenüber. Aber während sich Coleridge mit seiner mystischen Naturgottheit noch in innerer Eintracht fühlt, ist Shelley mit ihr titanisch zerfallen. Je mehr der französischen Revolution die Maske Prometheischer Völkerbeglückung vom Gesichte fiel, desto weltschmerzlicher zuckte es durch die englische Poesie.

Die nächste Arbeit von Coleridge, wie es scheint, war „Lewti oder des Tscherkessen Liebesgesang" (gedruckt am 13. April 1798). Die Stimmung ist hier noch schwermüthiger. Irgend eine Unfreundlichkeit Saras war der Anlaß. Wie einst in Clevedon ruht die Geliebte in duftiger Jasminlaube, und ein Vöglein singt ihr zu Häupten — aber es ist nur ein Bild. Sie selbst ist ihm entfremdet. Düster folgt ihm ihr Gesicht durch die Mondnacht, wie das Weib in „Kubla Khan", das dem Dämon jammernd nachzieht; wie ein blasses, immer bläsferes und ferneres Wölkchen, bis es dem Leichentuch der schönen Dame gleicht, die aus Liebe starb (Lenore). Abermals steht er am leuchtenden Meere, aber, wie in diesem Traumgedicht, ist es fahl und bei allem Aufruhr von einer unheimlichen Stille. Auch das Metrum vereint noch etwas von der ruhigen Gleichmäßigkeit der früheren Blankversidyllen mit der freien, tonmalenden Rhythmik und Reimordnung „Kubla Khans"; doch wiederholen sich hier viele Wörter und Halbverse mit absichtlicher, gepreßter Eintönigkeit (z. B. „Lewti ist nicht freundlich" — „Nimmermehr wird Lewti freundlich" — „Lewti, warum unfreundlich?" — „Morgen wohl ist Lewti freundlich"), bis endlich schmerzlich süße Gefühlsverwirrung den Sinn gefangen nimmt: ein beliebter

Reiz für Shelley, der in der „Indischen Serenade" Inhalt und Einkleidung nachahmte. Ein Alp hatte sich Coleridge auf die Brust gelegt, und zwar nicht mehr bloß im Schlaf, sondern in Wirklichkeit.

Ein Versuch, ihn gewaltsam abzuschütteln, ist das zweite Gedicht auf „Die Nachtigall", entstanden im April 1798. Mag ein gekränkter Nachtwanderer ihren Gesang mit Milton „höchst melancholisch, höchst melodisch" nennen: mir ist sie eine „luftige Harfe", die von Naturfreude jubelt. Die Geliebte wird nicht mehr erwähnt; dafür theilen Wordsworth, dessen Schwester und der kleine Hartley das Verständniß des Dichters für die Klänge und anderen Winke, durch welche sich die Natur dem Menschen offenbart. Nicht mehr im eigenen Garten oder Hause hält er Rast, sondern auf einer moosigen Brücke; der Fluß schimmert im Dämmerstrahl, aber er will nicht rauschen; statt der Jasminlaube und Blumenbeete von Clevedon umgibt ihn ein verwilderter Hain; das Ganze ist, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „trunk'ne Freude, mit dem Kopfe taumelnd."

Ungehemmt ergoß er endlich sein Leid in den letzten Tagen des April, als man in England eben den Einfall der Franzosen erwartete, allerdings ohne zu wissen, daß es Bonaparte mit seinen Rüstungen vielmehr auf Aegypten abgesehen hatte. In „Furcht in Einsamkeit" zeigt er uns zum letzten Mal die friedliche Einsiedelei zwischen grünen Wiesen und Feldern mit der ungesehen singenden Lerche, den Freuden des Gatten, Vaters und Freundes, den göttlichen Einflüssen der Elemente; freilich nur, um daneben desto greller die äußere und innere Tyrannei seiner Mitbürger, den bevorstehenden Ruin des mit Scham geliebten Vaterlandes zu schildern. Hofft

nicht Rettung von einem Wechsel der Regierung, der Verfassung, des Systems! Ihr müßt die Natur lieben, ihre Bande ehren, aus Seen, Bergen und Wolken hohe Weisheit trinken und eure Seele adeln, indem ihr den Herrn in der Schöpfung anbetet. Die Unglücksdrohung steht wie eine Gewitterwolke über dem sonnigen Stillleben. Dies war das Abschiedslied, welches Coleridge seiner Familienidylle widmete. Shelley hat es in den „Versen, geschrieben in den Euganeischen Bergen," wieder aufgenommen und das thatsächlich gestürzte Venedig und Padua einem ebenso heilenden Phantasieparadies gegenüber gestellt.

Nicht bloß Shelley — im Jahre 1798 noch ein Kind — wurde durch diese epochemachenden Schöpfungen gefördert, sondern auch Wordsworth, der ältere Freund, der doch selbst durch gemüthsstarke Theilnahme zu ihrem Zustandekommen beigetragen hatte. Längst war ihm eine ähnliche Naturreligion im Sinn und tief in der Empfindung gelegen; aber jetzt erst fand er Worte für die geheimnißvoll erziehende Kraft der Erde und Lüfte, für die „Seelen einsamer Plätze", die „äolischen Harmonien" und pantheistisch gefärbten „Gegenwarten der Natur" (Eingang des „Präludium" 1799). Was er aus den Gedichten etwa nicht errieth, entwickelte ihm Coleridge in Gesprächen über Spinoza. Daß solche stattfanden, ist aus einer Anekdote zu entnehmen, wonach die Regierung zur Ueberwachung der beiden Freiheitsdichter einen Spion hersandte, der sie Abends auf einem Spaziergang belauschte und mehrmals „Spähnase, Spähnase" zu hören glaubte: so mißverstand der Ungebildete den Namen des Philosophen, glaubte sich entlarvt und machte sich aus dem Staube. Wordsworth hat übrigens

seine Verpflichtungen gegen Coleridge vollauf anerkannt. Er eignete seine poetische Jugendgeschichte, das oben erwähnte „Präludium", Coleridge zu, wie um anzudeuten, daß dieser auf seine geistige Entwicklung das bedeutendste Siegel gedrückt. Am Schlusse dankte er ihn auch noch ausdrücklich: du hast mein Denken von der früheren Schüchternheit befreit, du hast mich rationellere Verhältnisse und menschlichere Auffassung der Dinge gelehrt, du hast meine Kunst- und Weltanschauung vollendet.

* * *

Auf seinem eigenen Gebiete, in der Landschaftslyrik, hatte Coleridge mehr gegeben und wenig, fast nur Ermunterung, empfangen. Umgekehrt ging es in der beschreibenden Erzählung: da war Wordsworth von Haus aus der Meister.

Schon 1796, wenn der Zeitbestimmung in der „Biographia Literaria" (Kap. 4) zu trauen ist, hatte ihm Wordsworth ein episches Fragment vorgelesen, welches er 1798 unter dem Titel „Die Landstreicherin" und später vervollständigt als „Schuld und Reue" drucken ließ. Es wimmelt von Fuhrleuten, Wirthen, Soldatenweibern und Gesindel, alle in ernster ländlicher Umgebung, theilnahmsvoll der Wirklichkeit nachgezeichnet, also wesentlich in der Manier Cowpers. Nur ist die Scenerie wilder und mit menschlichen Leidenschaften in grausen Zusammenhang gesetzt, denn zwischen den beiden Dichtern lag der Ausbruch der Revolution. Ein Vorbild für einige dieser neuen Züge hatte Wordsworth an der „Sicilianischen Romanze", der ersten Schaudergeschichte der Mrs. Redcliffe, welche gerade 1790 erschienen war, als er seine Arbeit begann: einsame Schloßruine bei

Nacht — plötzlich schwere Seufzer — Entdeckung eines tief unglücklichen Weibes und eines ermordeten Wanderers — über den vorausgegangenen Verbrechen ein geheimnißvolles Dunkel. Tieferen Einfluß noch empfing er vom Geßner'schen „Tod Abels", mit dem er seit Jahren bekannt war (Prälud. VII.) Wie bei dem schweizerischen Idylliker ist sein Held ein ruchloser Mörder aus Herzensgüte — um Weib und Kindern aus der Fremde einen Raub mitzubringen. Er wird ebenfalls verfolgt und gestraft von den Schrecken der Elemente, von Sturm und Einsamkeit; sogar die Steine rollen hinter ihm drein. Er trifft die Wittwe eines Getödteten, wie Geßners Kain die Wittwe Abels, und muß sehen, welches Unglück er durch ein Verbrechen gleich dem seinen angerichtet. Er begegnet, abermals wie jener Kain, der eigenen Familie, um zu erfahren, wie viel Elend er aus Unbesonnenheit auf seine Frau gewälzt, und wie diese trotzdem treu an ihm hängt. All das weckt in ihm die Stimme des Gewissens, so daß er selbst nach dem Richter und Rächer ruft. — Was uns an der Fabel am meisten auffällt, die moralische Güte des Todtschlägers, befremdete die Zeitgenossen des Wohlfahrtsausschusses am wenigsten; edle Schurken waren damals gewöhnlich. Auch daß sich der mythische Kain in einen realen Engländer verwandeln mußte, verstand sich bei dem demokratischen Zuge der damaligen Literatur von selbst. Neu aber war, daß hier der Landschaft aktives Eingreifen in menschliche Handlungen zugeschrieben wurde. Die erzählende Naturschilderung Cowpers schritt hiemit vor zur schildernden Naturerzählung.

Coleridge war von der Vorlesung tief ergriffen. Naturvorgänge lebendig in Worte zu zaubern vermochte

er auch. Aber das war ihm noch nicht eingefallen, ihre Einflüsse zu einer tragischen Geschichte auszuspinnen, so daß gemeine Wahrheit, ja ein verbrecherischer Lebenslauf mit phantasievollem Schauen und Empfinden in Wechselwirkung tritt. Eigene Erfahrungen legten ihm in Stowey den Stoff noch näher. Kam er sich nicht selbst im Opiumtraum wie ein geängstigter Unheilstifter vor, auf welchen die Naturerscheinungen mit fieberhafter Ungeheuerlichkeit hereinbrechen? So bedurfte es nur noch eines äußeren Anstoßes, um ihn zu einer ähnlichen Dichtung zu vermögen.

Im Hochsommer 1797 unternahm er mit Wordsworth einen Ausflug längs dem Südstrand des Meerbusens von Bristol. Sie kamen nach Linton und sahen den imposanten, öden Felsenkessel Valley of Stones. Hier drängte sich Coleridge der Plan auf, den Mörder Abels schaudernd herumirren zu lassen. Coleridge war schon wieder nach Linton in das Gasthaus zurückgekehrt; da brach ein Gewitter los, und ohne Hut lief er den langen Feldweg in das Thal hinaus, um das Wüthen der Winde und Blitze vor der Natur zu studiren. Sofort begann er dann die „Wanderungen Kains" zu schreiben; Wordsworth wurde der erste Gesang zugewiesen, er selbst behielt sich den zweiten vor und entwarf in fliegender Eile eine Prosaskizze, auch schon einige einleitende Verse (vgl. Aldine Ausg. II. 372—381 und Hazlitt im „Liberal"). Kain ist darin ein gutmüthiger Mörder, gequält von Reue. Er hegt die zärtlichste Liebe für seinen kleinen Sohn Enos, der ihn durch die Wildniß geleitet. Er hört die zürnende Stimme Gottes im Brüllen des Bergbachs und im Rauschen des Windes; er sieht dessen schreckliches Antlitz in den Wolken. Der Fluch

und die Seelenschmerzen verrathen sich an seinem welken Körper, dem trüben, starrenden Auge, dem seltsamen, bleichen Gesichte. So trifft er den Geist Abels, welcher, wie ein homerischer Schatten, auch traurig ist, und muß sich durch den Augenschein überzeugen, in welches Leid er den Bruder gestürzt. Wie wenig davon durch die Bibel, wie viel durch Geßner-Wordsworth gegeben war, liegt auf der Hand. Zugleich nahm die Landschaft einen traumhaften Zwittercharakter an, wie in „Kubla Khan": Mondlicht bei hellem Morgen, Cedern neben Föhren, Blüthen neben Früchten. In „Schuld und Reue" waren spezifisch englische Personen und Gegenden geschildert worden. Hier thut sich eine Welt für sich auf, welche ebenso umständlich ausgemalt wird, mit den Fußstapfen im Sand und den spielenden Eichhörnchen auf den Bäumen, mit reichen Formen und satten Farben, und welche doch in der Luft hängt wie ein Nordlicht; eine Welt, welche jeder und keiner Zeit angehört, welche ihre festen, aber mystischen Gesetze hat, in welcher nicht die Vernunft regiert, sondern die Einbildungskraft. Wordsworth achtete mehr auf thatsächliche, Coleridge mehr auf transcendentale Consistenz; jener war gesünder, dieser schwungvoller; jener verklärte die Alltäglichkeit mit einem Strahl von Engelslicht, von diesem gilt das Wort Goethes: „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr". Eine Anekdote aus dieser Zeit (bei Hazlitt) mag den Unterschied noch verdeutlichen helfen. Coleridge ärgerte sich, daß Wordsworth die Elfen- und Geistersagen der Landleute nicht glauben wollte: er glaubte sie steif und fest, obwohl, wie alle Romantiker, nur mit der Einbildungskraft. Er hat daher das Dämonische auch als Dichter kräftiger erfaßt und lieber

in den Vordergrund gerückt. Wordsworth hatte die Richtung vorgezeichnet, aber Coleridge folgte ihm mit solcher Originalität, daß sich schon beim ersten Nachahmungsversuch ein Zusammenarbeiten, wie einst mit Southey, als unmöglich herausstellte. Als Wordsworth den Entwurf sah — die Tinte war noch kaum getrocknet — verzog er die Lippen zu einem feinen Lächeln und wies mit humoristischem Bedauern sein Papier vor, welches noch fast blank war. Das ernüchterte auch Coleridge, die Geschichte war doch zu sehr aus der Luft gegriffen, lachend warf er sie bei Seite, „dafür ward der Alte Matrose geschrieben".

Der Keim der berühmten Geschichte war, wie Wordsworth bezeugt, ein Traum von Freund Cruikshank, welchem ein Skelettschiff mit Figuren erschien.

Der Einfall mußte in Coleridge eine Fülle verwandter Anschauungen aufrufen. Er hatte wohl selbst oft, wenn er Abends am Strande nördlich von Stowey herumspazirte, auf der hohen See ein Boot auftauchen sehen, ungefähr wie er es im Gedicht beschreibt: zuerst ein kleiner Fleck zwischen sich und der sinkenden Sonne, ein dunkles Wölkchen, dann eine seltsame Schattengestalt, Mast und Raa schwarz wie Eisengitter, und der abgelegene Charakter der Küste half noch das Gespenstische des Eindrucks erhöhen.

Woher aber entsprechende Figuren? Literarische Erinnerung half nach. Ein Gespensterfahrzeug kommt schon bei Shakspere vor. Im „Macbeth" segelt eine Hexe auf einem Siebe nach Aleppo, um an einem gehaßten Matrosen ihre Bosheit zu kühlen, ihn auszutrocknen wie Heu, bei Nacht und bei Tag nicht schlafen zu lassen, zu einem „verfluchten Mann" zu machen und

mit seiner Barke teuflisch zu verschlagen, ohne ihn jedoch zu tödten. Hier fand Coleridge seine geisterhaften Passagiere, die Nachtmahr und den Tod — letzterer wäre minder grausam — welche um ihr wehrloses Opfer, den alten Seemann, mit gleichem Ausgang wie bei Shakspere würfeln. Zuerst waren die Dämonen da, dann erst legte Wordsworth mit Hand an und modellirte die menschlichen Gestalten.

Das geschah wieder auf einer Wanderung nach Linton, im November 1797. Während die beiden Dichter, diesmal begleitet von Miß Wordsworth, über die waldigen Quantock Hills stiegen, umrauscht von dürrem Laub und klaren Bächen, sprachen sie den grausen Stoff ins Reine. Eine neu gegründete Monatsschrift wünschte gerade einen Beitrag; die Ballade war also versorgt, bevor sie noch existirte, und das Honorar konnte man gut brauchen, um die gemeinsamen Kosten des Ausflugs zu decken. Wordsworth begann seine Mitarbeiterschaft, indem er auf den gequälten Matrosen das Kainsmotiv übertrug: die Schrecken des Meeres, welche er ausstehn, sollten die Strafe für den Mord eines Brudergeschöpfes sein. Das Detail schöpfte er aus G. Shelvocke's „Reise um die Welt" (London 1726). Er hatte darin von einem Unterkapitän Namens Simon Hatley gelesen, einem unzufriedenen, grausamen, spleenigen Menschen, der später wegen seiner Räubereien von den Spaniern abgefangen wurde. Derselbe sah auf einer furchtbar kalten und stürmischen Fahrt weit südlich vom Feuerland (61° 30′) einen schwarzen Albatros, das einzige lebende Wesen in der weiten Wasserwüste, Tage lang um das Schiff kreisen; und da er den todtenfarbenen, trostlosen Vogel mit dem bösen Wetter in abergläubischen Zusammen-

hang brachte, schoß er ihn in einem seiner melancholischen Anfälle herunter, selbstverständlich ohne daß das Wetter besser geworden wäre. Die Schutzgeister der Natur, in Stowey schon mehrfach besungen, sollten den Mord rächen. Der Vorschlag wurde angenommen, und dem Uebelthäter noch der erschossene Albatros als Kainszeichen um den Hals gehängt. Hiemit war die Geschichte auf die von Wordsworth geschaffene Grundlage des Landschaftsepos gerückt.

Und die Lösung? Wie soll der Matrose der Nachtmahr wieder entkommen? Coleridge muß auf irgend eine Weise mit dem Briefe bekannt worden sein, welchen Paulinus, Bischof zu Nola in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, an Vicarius, den Vicepräfekten von Rom, richtete, um ihm die wunderbaren Schicksale eines gestrandeten Kornschiffes mitzutheilen (vgl. Gentleman's Mag. Oktober 1853.) Denn da es der Besitzer der lucanischen Küste, wo es aufgelaufen war, nicht herausgeben wollte, stellte es der Bischof als ein von Gott selbst gerettetes Gut hin, welches kein Mensch ungestraft zurückbehalten dürfe. Bei Sardinien war es vom Sturm entmastet und von der Mannschaft verlassen worden bis auf einen einzigen Mann, den man an der Pumpe vergaß. Dieser litt die entsetzlichste Vereinsamung, brach sechs Tage und Nächte kein Brot und sehnte sich nach dem Tode. Endlich erwies ihm Gott Erbarmen und gab ihm neues Leben „mit der Nahrung seines Wortes". Er befahl ihm, die Segel zu hissen, und kaum hatte sich der Mann zum Werk erhoben, so sah er auch schon Engelshände geschäftig an der Arbeit. Kaum griff er das Seil an, so rückte das Segel an seinen Platz, und das Schiff lief. Manchmal sah er

eine Schaar Bewaffneter an Bord, welche die Handgriffe verrichtete. Der „Pilot der Welt" aber steuerte und sorgte nach dreiundzwanzigtägiger Fahrt für glückliche Landung. Einige Fischer, von ihm berufen, stießen in zwei kleinen Booten vom Ufer ab. Als sie auf hoher See an das Schiff kamen, ergriff sie Furcht, denn es sah aus wie ein Kriegsschiff voll Soldaten. Sie wollten fliehen. Erst das Schreien des alten Mannes brachte sie zurück, er wurde aufs Trockene geschafft und erzählte mit Freudenthränen seine Abenteuer. — Dies ergab, mit geringen Veränderungen, die zweite Hälfte des Gedichtes. Der verhexte Matrose Shaksperes verwuchs mit dem gottbegnadigten der Legende wegen der Verwandtschaft ihrer Lage und Leiden.

Innerlich verknüpft wurde die erste mit der zweiten Hälfte durch die Bekehrung des Sünders. Hat dieser zuerst einen zutraulichen Vogel herzlos umgebracht, so lehrt ihn allmählich die Verlassenheit sogar die grauenhaftesten Thiere, die riesigen Seeschlangen, mit herzlicher Liebe als Mitgeschöpfe betrachten. Es ist ja ein tragisches Grundgesetz, daß der Gegenstand der Schuld zugleich Werkzeug der Sühne werde. — Aeußerlich half noch Wordsworth die beiden Theile vernähen. Dort ein Schiff voll Menschen, hier voll Geister: wie die Umwandlung bewerkstelligen? Er konnte in demselben Shelvocke von einem meuterischen Schiff gelesen haben, welches nach langer Abwesenheit eines Tages zurückkehrte, mit vollen Segeln, aber ohne Bemannung: die Leute waren erschlagen, das Verdeck mit Blut überronnen, es nahm sich aus, als steuerten die Geister der Todten. Darnach wahrscheinlich rieth er, daß die Mitmatrosen, welche in der Legende einfach aussteigen und

plötzlich durch Engel ersetzt sind, auf dem Verdecke sterben und dann als gespenstische Maschinen die Segel spannen sollen. — Auch der Schluß verlangte eine bessere Abrundung. In der Legende lief das Fahrzeug auf den Strand: Coleridge ließ es am Ziel versinken, wie das Roß nach der Hetzjagd in der „Lenore", wobei hervorzuheben ist, daß dieser Geisterritt bereits in der von Coleridge benützten Uebersetzung von W. Taylor (Lamb, 5. Juli 1796) auf das Meer ausgedehnt war. Noch eine Figur war nöthig, um Segen und Versöhnung auszusprechen. Die Rolle fiel einem Einsiedler zu, wie so häufig in den damaligen Romanen. Das Knochengerüste der Ballade war fertig.

Fleisch und Fülle kam dazu durch die eingefügten Stimmungsbilder. Das ist natürlich nicht so gemeint, als hätten sich diese lyrisch-beschreibenden Elemente erst nach Feststellung der epischen eingestellt: am Beispiel von „Kubla Khan" ist zu sehen, wie all das Hand in Hand geht. Eigene Anschauung konnte nicht viel beisteuern. Coleridge war merkwürdiger Weise noch nie zur See gewesen, geschweige im Eismeer oder am Aequator.. Es passirte ihm daher, daß er das Stromwasser dem Schiffe folgen statt vom Schiffe wegfließen ließ: ein Fehler, der erst nach seiner deutschen Reise in der zweiten Auflage des Gedichtes beseitigt wurde. Er schöpfte also vorwiegend aus seiner ausgedehnten Bücherkenntniß von fernen Ländern und Meeren. So hatte er schon im „Schicksal der Nationen" auf Grund der Geschichte Grönlands von Crantz (besonders Buch II Kap. 1) ein schwimmendes Eisfeld geschildert, wo der weiße Bär in wilder Angst aufheult. Darnach verlegte er auch hier den Schauplatz zuerst an das (südliche) Polarland, ließ

Schneeklippen ragen, grüne Eisberge treiben und die Schollen heulend durcheinander krachen. Er hatte ferner in demselben Gedicht von einer Windstille im großen Ocean gesprochen, von den giftigen Schleimgestalten, welche da das Wasser chaotisch füllen, von der inbrünstigen Freude, wenn dann endlich ein Lufthauch wieder das Segel weckt. Das Bild war zu verlockend, der Matrose mußte mit seinem Schiff herauf an die Linie und hier liegen bleiben, bis das Meer in funkelndes Gewürm zerfällt. Ueber derlei Sumpfgethier scheint er sogar mit Vorbedacht zoologische Werke nachgeschlagen zu haben; denn das Notizbuch enthält aus dieser Zeit lange Paragraphe über den Alligator, über die Boa, über Krokodile in vorsündfluthlichen Lagunen. Nicht unterschätzt sei auch der Einfluß literarischer Erinnerungen. Einer der packendsten Züge z. B. ist es, daß den Seeschlangen, wenn sie sich aus dem Wasser recken, reifige Flocken von elfischem Licht abfallen: man denkt unwillkürlich an die glänzenden Flocken auf dem Fluß bei Burns und Wordsworth. Endlich hat Coleridge Theile seiner eigenen Idyllen wiederholt, indem er den begnadigten Sünder im Säuseln des wiederkehrenden Windes die Musik der Sphären, den Gesang der Lerche, das Plätschern des Waldbaches hören läßt. — All das ist scheinbar nur Beiwerk, giebt aber der Ballade ihren Hauptreiz. Es hat auch mehrfach auf die folgenden Dichter gewirkt, während die eigentliche Fabel keine Nachahmer fand. So beschreibt Walter Scott im „Lord der Inseln" (I, 21) ein gefährdetes Schiff an einer phosphorescirenden Meeresstelle, umkreist vom „elfischen Licht" der Wogen, und bezieht sich dabei ausdrücklich auf Coleridge. Auch Byron im Weltuntergangstraum „Finsterniß" hätte

schwerlich den Rückfall in das Chaos durch das Bild der faulenden See mit den verschmachteten Seglern ausgemalt, wenn ihm nicht der „Alte Matrose" vorgeschwebt hätte.

Mit feiner Vorsicht ist die Wundergeschichte so eingekleidet, daß sie nicht der Dichter in eigener Person, sondern der „Alte Matrose" wie aus traumhafter Erinnerung vorträgt. Der nächste beste Mann auf der Straße wird gezwungen, zuzuhören bis zum letzten Satz: solchen Bann übt der Erzähler durch Blick, Wort und gesammtes Wesen. Gewiß ein autobiographischer Zug. Coleridge besaß eine ähnliche Gewalt über seine Zuhörer und einen ähnlichen Trieb, sich zu erschließen. Zahlreiche Zeugnisse von Zeitgenossen wären dafür anzuführen. Aber auch ein angelerntes Motiv mischte sich ein. Mönch-Lewis hatte in seinem bereits erwähnten Roman eine Ballade eingeschaltet, „Alonzo der Tapfere und Schön Imogen", welche sofort ausgebreitete Beliebtheit gewann. Sie beginnt mit dem Vermählungsfest Imogens. Mitten im Tanze sieht die Braut plötzlich einen Ritter neben sich, den sie nicht los wird, vor dem sie zittern muß, der sich endlich als die wandernde Leiche eines früheren, im Kriege gefallenen Bräutigams entpuppt. Daher stammt es wohl, daß sich der unheimliche Matrose gerade einem Hochzeitsgast anneftelt, so daß ebenfalls die Entsetzensgeschichte mit der Tanzmusik zusammenfällt. Lewis selbst hat seinen im Kriege gefallenen Liebhaber, der die Braut um Mitternacht zu sich ins Grab holt, offenbar aus der „Lenore" entlehnt, wie er denn überhaupt zu den rührigsten Einführern deutscher Hexereien gehörte. Das Werk Bürgers hat also auf das von Coleridge zweifach gewirkt, unmittelbar und

mittelbar. Es liegt in der unrealen Natur solcher Gespensterstückchen, daß sie immer wiederkehren und trotz der seltsamsten Verbindungen immer wieder leicht herauszuschälen sind.

Das Metrum ist auf den ersten Blick dasselbe wie in den „Gedanken des Teufels“: Bänkelsängerstrophen mit Zweisilben- und Binnenreim. Aber während diese bisher von den Kunstdichtern nur zu komischen Zwecken gebraucht wurden, füllte sie Coleridge mit einem furchtbar ernsthaften Inhalt. Die Romantiker liebten es ja, sich zu bekreuzen, wo man sonst zu lachen pflegte. Die Folge war, daß sich Coleridge ohne weiteres mitten in der Form der alten Percy'schen Balladen fand. Nur beutete er die Ungleichheit der Füße, Verse und Strophen, welche dort meist aus dichterischer Laxheit und schlechter Ueberlieferung entsprungen war, zu feiner Tonmalerei aus. Die naive Kunstlosigkeit des Mittelalters wird in den Händen des Romantikers zum absichtlichen Kunstmittel: er archaisirt.

Hiemit war auch den stilistischen Eigenthümlichkeiten von „Chevy Chase“, der „Schlacht bei Otterbourn“, „Sir Cauline“ u. s. w. Thür und Thor geöffnet. Allerdings darf man nicht glattweg behaupten, Coleridge habe sie zuerst wieder eingebürgert. Alterthümliche Wörter, epische Formeln, volksthümlich kurze Vergleiche hatte schon Chatterton gerne eingefügt. Die Frage als belebendes Erzählungsmittel war in der Burleske nie ausgestorben; Coleridge selbst hatte sie in den „Gedanken des Teufels“ komisch verwendet („Und wie denn war der Teufel gekleidet?“); auch in der ernsthaften Ballade hatte sie bereits W. Taylor durch seine Uebersetzung der „Lenore“ wieder zu Ehren gebracht. Aber die bedeut-

same Vorankündigung eines Begriffs („er, der alte Matrose"), die Stoßseufzer („Himmelsmutter, send' uns Gnade!"), die scheinbar pleonastischen Attribute („Mensch, vom Weib geboren"), die theilnehmenden Zwischenäußerungen, welche die Wirkung auf den Zuhörer vergegenwärtigen („ich fürchte dich", „du dauerst mich"), die Betheuerungen, nicht zum mindesten endlich die Sprunghaftigkeit der Darstellung, welche hinterdrein zur Erklärung eine Randglosse in Prosa nöthig machte: all diese Symptome energischen Mitempfindens hat erst Coleridge wieder entdeckt. Sie rufen von Anfang an eine unbestimmte Spannung hervor, sie greifen über den Verstand weg an das Gemüth und regen die Einbildungskraft auf, sie bedeuten die Rückwendung von der klar darlegenden Rhetorik der Klassiker zu der warm überredenden des Mittelalters. Ueberdies hat sich Coleridge, wie in der Metrik, mit der alten volksthümlichen Kunstweise nicht begnügt, sondern allerlei Seltsamkeiten beigemischt. Der Matrose schwört bei seinem grauen Bart, als ob er ein Türke wäre. Wo die Percyballaden „schnell wie nur der Wind sein kann" sagten, wo Chatterton bereits mit etwas neumodischer Abstraktion „schnell wie nur denken sein kann" schrieb, da setzte Coleridge nach dem Vorbilde Spensers das verblüffende „schnell wie schnell nur sein kann". Der Romantiker vermag sich einer eklektischen Neigung nie zu erwehren.

Zögernd habe ich da den Versuch gewagt, von einem der originellsten Gedichte, die je ein Mensch ersonnen, herauszufinden, wie es entstand; nicht um den Dichter als einen diebischen Sammler herabzusetzen, sondern vielmehr um auf die tieferen Schwierigkeiten seiner Arbeit

und Vorzüge seines Werkes aufmerksam zu machen. Die stofflichen Bestandtheile sind ihm ja stets gegeben; er hat nur die Aufgabe, sie neu und organisch zu verbinden. Dieses geistige Band ist es, worauf in der Kunst alles ankommt. Ganz werden wir es nie begreifen — eine Selbstüberschätzung dieser Art würde den nachgestaltenden Historiker sofort in einen anatomischen Zergliederer verwandeln. Der Künstler erfaßt es unbewußt auf einmal, aber dem bewußten Psychologen bleibt es stets so unfaßbar, wie der Urgrund des körperlichen Lebens dem Biologen. Dennoch ist es lohnend, ihm nachzuspüren, denn je näher wir ihm kommen, je mehr wir vom Walten des Genies im einzelnen Fall und in allgemeinen Gesetzen ahnen, je schärfer unser schwaches Auge in die Werkstätte eines schöpferischen Geistes späht, desto vollständiger verstehen wir die Schönheit des Geschaffenen. Kulturgeschichtliche und antiquarische Fragen sind nicht zu vernachlässigen, aber den inneren Werdeproceß der Dichtungen zu erforschen ist das Hauptziel der Literaturgeschichte. Sie hat uns schauen zu lehren, tieferes und umfassenderes Schauen, daher auch höheres Genießen. Die dumpfe, obwohl mächtige Bewunderung des ersten Eindrucks wird dabei zunächst klarer und dann allmählich durch die Vereinheitlichung der anschließenden Detaileinsicht auch viel mächtiger. Werk und Künstler wachsen zusammen über uns herein. Mit solchem Genuß nimmt endlich von selbst die befreiende, sittliche Wirkung zu, welche kirchliche wie kirchenmüde Reformatoren von der Poesie so gern erwarten und durch ausdrückliches Moralisiren oft so ungeschickt erstreben. —

Bei der Ausführung fand es Wordsworth abermals unmöglich mitzuhalten. Nach Feststellung der rohen Umrisse konnte er nur mehr etliche Einzelverse mit an-

schaulichen Vergleichen beitragen. Seine Art war es nicht, Geister zu verkörpern, sondern Menschen zu vergeistigen. Er hätte dem Matrosen „Charakter und Profession" gewünscht (Lambs Corresp.), während Coleridge von der Figur, welche doch in der wirklichen Welt nimmermehr Bestand hat, wohlweislich alles fernhielt, was auf bestimmte Zeit, Gegend oder Lebensstellung gedeutet hätte. Wordsworth verlangte, daß die todten Matrosen die Augen aufmachen, sobald sie die Segel angreifen: wie hätte das den träumerischen Eindruck gestört! Selbst der Stil war ihm nicht recht; er wollte nicht bloß die klassische, sondern jegliche Rhetorik vermieden wissen; sein Ideal war die bäuerliche Umgangssprache, die er freilich in seinen eigenen Gedichten auch nicht rein zu bewahren vermochte. Darum kam er sich bei dem Unternehmen wie ein hemmender Ballast vor und stieg aus dem unbehaglichen Luftschiff, welches jetzt um so freier emporflatterte. Die Beiden waren die Gegenpole der englischen Romantik; sie konnten sich wechselseitig anziehen, verstärken, ergänzen, aber nicht durchdringen. Coleridge bereute es sogar bald, daß er dem Freunde so viel Einfluß auf die Composition gegönnt hatte. Er sah ein, daß die Geschichte durch das Hereinziehen von Schuld und Strafe eine moralische Spitze — quäle keine Thiere nicht! — bekommen hatte, welche dem fabulistischen Grundton anspruchsvoll, ja lächerlich widersprach. Er verbesserte den Fehler und machte sich, spätestens im November 1797, an ein reines Märchen, an „Christabel":

„Vielleicht ist's hübsch, zusammen zu speichen
Gedanken, die sich so gar nicht gleichen,
Zu murmeln gebrochene Zaubersprüche,
Zu tändeln mit Unrecht ohne Stiche."

In „Christabel" stammen die Figuren bereits aus einer Märchendichtung, allerdings aus einer allegorischen: aus dem ersten Gesang der „Feenkönigin". Christabel, die liebliche, reine, adelige Jungfrau, hat ihr Vorbild in Una, der wahren Heiligkeit. Wie diese trägt sie einen heimlichen Kummer im Herzen, hat ihren schützenden Ritter in der Ferne und tritt einsam im gefährlichen Walde auf. Ihre Feindin Geraldine gleicht ebenso der Duessa Spensers. Innerlich ist sie eine Höllenhexe und als solche bei Coleridge bereits nicht ohne Vorgängerin. Ihre eigentliche Gestalt ist oben Weib, unten scheußliche Schlange. Aber geschickt in allen bösen Künsten kann sie das Aeußere der schönsten, unschuldigsten Dame annehmen, läßt sich fälschlich Fidessa nennen und weiß den besten Ritter irre zu führen; denn ihr Wesen ist die Scheinheiligkeit. Natürlich hat auch Spenser die Proteuselfin nicht erfunden; ihr Stammbaum ist vielmehr durch das ganze Mittelalter verzweigt (vgl. Erich Schmidt, Goethe Jahrb. III, 120 ff.). Die freundliche Begegnung dieser unvereinbaren Gegensätze, den schreckenden und doch fesselnden Zauber der Teufelin, den geistigen Kampf der äußerlich wehrlosen Jungfrau um ihren Ritter: diese romantischen Wunder und nichts weiter will die Ballade vergegenwärtigen.

Zwar hat es nicht an einem scharfsinnigen Versuch gefehlt, Personen und Handlung allegorisch zu deuten (Coterill). Aber was von stichhaltigen Anzeichen dieser Art vorhanden ist, gehört auf die Rechnung Spensers. Coleridge hat sie absichtslos mit herübergenommen. Er hat im Schlußkapitel der „Biographia Literaria" selbst gestanden, daß er nicht mehr als ein gewöhnliches „Märchen" im Sinne hatte. Coleridge verschob sogar

die Spenser'sche Gruppirung, so daß die abgerissenen allegorischen Fäden, welche die Gestalten noch nachziehen, den klügsten Ausleger nur in ein verwirrendes Hypothesenlabyrinth führen. Der Ritter, um den sich die beiden Damen streiten, ist bei ihm zunächst nicht der Liebhaber Christabels, sondern ihr Vater. Wahrscheinlich hat er die Parabel der „Feenkönigin" verquickt mit der höfischen Ballade von der „Heirath des Sir Gawayn" (bei Percy im dritten Bande), wo auch eine falsche Dame der jungen schönen Guenever im grünen Walde Zauber anthut — dies der Anknüpfungspunkt — und sich deren alten Vater zum Freier gewinnt. Erst im weiteren Verlaufe, den Coleridge wohl geplant, aber nicht mehr ausgeführt hat, sollte die Unholdin sich auch vor den Geliebten stellen, dessen Gestalt annehmen — gleich dem Archimago Spensers — und so das arme Mädchen doppelt peinigen (Gillman S. 301). Nicht ethische, sondern traumhafte Gesetze sind es, nach welchen sich die Vorstellungen verknüpfen. Vernunftmäßiges Denken wird gleich zu Anfang, wie in Shaksperes Märchendramen, mit Bedacht über Bord geworfen. Denn was anderes soll es heißen, wenn sich ein Ritterfräulein um Mitternacht in den Wald stiehlt, um für den Bräutigam zu beten? Der Moralzopf des achtzehnten Jahrhunderts, welcher dem „Alten Matrosen" noch so störend im Nacken hing, ist verschwunden. Ein bänglich unterhaltendes Phantasiespiel liegt vor, zu welchem kindliche Zeiten den Keim ersannen und jetzt ein kindliches Gemüth die Ausmalung fügte. Was außerdem hineingeheimnißt scheint, ist nur belassen, um den „Taumel von Gehirn und Herz," wie es im drittletzten Verse heißt, noch zu erhöhen.

Mit dem Inhalt der Erzählung mußte auch die

Form phantastischer werden als im „Alten Matrosen". Statt Strophen haben wir freie Gesätze. Die Vierzahl der Hebungen blieb, aber die Senkungen dehnten sich bald zu drei Silben aus, bald fielen sie weg. Es ist dasselbe ungebundene Metrum, welches Coleridge bereits in „Feuer, Hungersnoth und Gemetzel" nach Shaksperes Vorgang gebraucht hatte; nur daß er jetzt weit mehr auf dramatischen Anschluß an das Erzählte bedacht war. — In Bezug auf Rhetorik häuften sich die Fragen, die Ausrufe, die Formeln, bis ein Runenstil entstand, der bei der größten Schlichtheit der einzelnen Worte doch die ungewöhnlichsten Dinge erwarten läßt. — In der Composition trat die lyrische Schilderung noch kecker in den Vordergrund. Je weiter der Stoff von der Wirklichkeit ablag, desto mehr mußte für Auge und Empfindung geschehen. Der erste Gesang — mehr wurde in Stowey nicht ausgeführt — besteht eigentlich nur aus drei Gemälden, von welchen jedes den Pinsel eines Schwind verdiente: der Wald, wo Christabel die teuflische Geraldine findet; die Schloßhalle, durch welche sie den bösen Gast ahnungsvoll geleitet; das Schlafzimmer, in welchem sie den wahren Körper des Scheusals mit schwindenden Sinnen schaut. Alles ist so satt von Stimmung — man kommt dem Wort nicht aus — daß man mit gleichem Rechte von drei Tonstücken sprechen könnte. Schließlich greift eine Coda nochmals auf das erste und dritte zurück, um das Ganze mit einer Klage über das unheimlich traurige Erwachen am Morgen ausklingen zu lassen. Nicht bloß die Grenzlinien der poetischen Gattungen, welche die Klassicisten möglichst strenge festgehalten, werden in der Romantik durchbrochen, sondern die Poesie verschwimmt auch mit den Schwester-

künsten, mit der Malerei und Musik. Helfe, was das wolle, wenn nur die Gewöhnlichkeit überwunden wird, und dafür eine neue, märchenhafte Welt möglichst sinnlich emporsteigt! Nirgends ist die Zügellosigkeit der Form, nach welcher die Revolutionszeit unablässig gestrebt hatte, vollständiger ausgeprägt. Durch „Christabel" ward sie daher auch den nächstfolgenden Romantikern hauptsächlich vermittelt. Walter Scott übertrug die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der Metrik, Stilistik und Composition gleich in sein erstes Epos, den „Gesang des Letzten Minstrel", und dankte ihnen den größeren Theil des großen Erfolges; einen formelhaften Stoßseufzer zur Himmelsmutter borgte er wörtlich. Er hielt sie auch in seinen übrigen Epen bald mehr, bald weniger fest. Byron verwendete sie ebenfalls schon in seiner ersten Erzählung, im „Giaur", und dann noch öfters; allerdings mit starken Aenderungen. Erst nach den Befreiungskriegen gewann wieder eine mehr abgeklärte und klassische Weise die Oberhand.

Auch die Art, wie die einzelnen Bilder zusammengesetzt sind, ist hier luftiger als in der älteren Ballade. Erlebt hat Coleridge nur das Bangen, welches ein dämonisches Gesicht auch in einer schuldlosen Menschenseele hervorrufen kann. Die übrigen Züge sind erlernt, und zwar nicht mehr aus geschichtlichen Berichten, sondern ausschließlich aus Werken der Einbildungskraft.

Das erste Bild, die Begegnung im Walde, ist im Kern aus einer Anregung Spensers erwachsen. In der „Feenkönigin" (I, 3. 3—5) ist Una voll Sehnsucht nach dem Geliebten in die Wildniß geschweift, hat sich furchtlos im nächtlichen Schatten gelagert und wird plötzlich eines blutdürstigen Löwen gewahr, der ihr aber schmeichelnd

die Hände leckt. In gleicher Umgebung trifft Christabel mit der freundlich thuenden Teufelin zusammen. Aber die Lage der Una ist hier verschmolzen mit der der Landstreicherin, welche in Wordsworths „Beschreibenden Skizzen" müde und verlassen im Walde sitzt. Diese brachte eine Reihe landschaftlicher Züge mit: die düstern Wolken, den halben Mondschein, den heulenden Hund, das schläfrige Krähen des Hahnes, die Glockenschläge von der Thurmuhr. Der Epiker der Renaissance hatte sich begnügt, die magische Gegend im Allgemeinen zu beschreiben; Coleridge verlangte reales Detail. Er griff außerdem zu der Quelle Wordsworths, zu der letzten Scene des „Sommernachtstraums" zurück, ließ das eine Thier den Mond anbellen, ein anderes an ein Leichentuch denken, die Eule schreien und eine Elfin erscheinen: Geraldine. Was die letztere betrifft, fand er die Art und Zeit ihres Auftretens schon bei Spenser vorgezeichnet: Duessa zeigt sich in heller Schönheit, mit Edelsteinen geschmückt, bescheiden bittend (Feenk. I, 5. 21); doch kann man um Ostern auch die wahre Gestalt solcher Nachtmahren zu sehen bekommen (I, 2. 42). Ihre Vorgeschichte schöpfte er großentheils aus Bürgers „Lenore" in Taylors Uebersetzung: die Dame ist, wenigstens ihrer Erzählung nach, auf einem wildschnellen Roß entführt und halbtodt vor Furcht hier abgesetzt worden; statt des schwarzen Leichenzuges, der Lenoren auf ihrem Ritt durch die Mondnacht aufstieß, will sie „den Schatten der Nacht" gekreuzt haben; noch zittert das verdorrte Blatt neben ihr wie aus Herzensangst. — Das ganze Bild ist so voll zauberischer Anschaulichkeit, daß C. v. Bodenhausen in seinem Gemälde „das Märchen" dieselben Motive verwerthete: bedeckter Nacht-

himmel mit Dämmerstreifen, Eule, Wind in dürrem Blattwerk, einsamer Baum, darunter eine Jungfrau, welche mit starrenden Augen etwas Ueberirdisches zu erblicken scheint. Auch Scott und Byron, jener im „Hochzeitsfest von Triermain", dieser in der „Belagerung von Korinth" haben nächtliche Frauenerscheinungen mit unwillkürlicher Anlehnung an „Christabel" dargestellt.

Der Schauplatz der zweiten Scene, das Schloß, stammt aus der Redcliffe'schen „Romance des Waldes". Es hat nicht bloß äußere Aehnlichkeiten: die Lage knapp am Walde, das große Thor mit dem massiven Eisenwerk, die bemalten Fenster u. dgl. Es beherbergt auch dieselben Einwohner: einen mürrischen Herrn und ein schönes, zartes Fräulein, welches schon in der Kindheit die Mutter verloren hat. Wir betreten es hier wie dort mit einer Entführten, welche gastlich aufgenommen wird. Wir sehen das Töchterchen des Hauses bei Nacht mit der Lampe schüchtern durch die öden Gänge schleichen, umgeben von schlimmen Geheimnissen. Auf Grund eines weit verbreiteten Volksaberglaubens ist hinzugefügt, daß sich die Unholdin über die Schwelle heben läßt: sie gewinnt dadurch erst rechte Kraft über die Hausbewohner. Auch „Alonzo der Tapfere und Schön Imogen" hat wieder beigesteuert: das Anschlagen des Hundes und das Aufflackern der Kaminflamme, sobald ein Geisterwesen wie Geraldine vorbeigeht.

Drittes Bild: Schlafzimmer. Bei Spenser wird die untere, thierische Hälfte der Dämonin anläßlich eines Bades sichtbar. Coleridge konnte seiner Geraldine im alten Schlosse mitten in der Nacht eine solche Bequemlichkeit füglich nicht gewähren. Er gab sie daher Christabel zur Bettgenossin und begründete dies durch einen Um-

stand, den er vermuthlich aus dem jüngsten Roman der Mrs. Redcliffe, aus den „Geheimnissen von Udolpho" schöpfte: der Schloßherr ist krank, jedes Geräusch muß vermieden werden, das Fräulein will die Dienerschaft nicht wecken. Dasselbe Werk lieferte wohl auch den Kunstgriff, möglichst lange zu verhehlen, worin der entsetzliche Anblick eigentlich bestand. Bei der Redcliffe findet nämlich die Tochter in einem abgelegenen Zimmer ein verhängtes Gemälde; sie zieht den Schleier weg und sieht etwas so Unsagbares, daß sie die Besinnung verliert. Die Erzählerin benützt dies als Vorwand, um unsere Neugierde noch eine Weile zu spannen, und verräth uns erst gegen Ende, daß es das Wachsbild einer halbverfaulten Leiche war. Ebenso bricht Coleridge den ersten Gesang gerade da mit Christabels Betäubung ab, wo unsere Erwartung am frischesten ist. Erst am Schlusse wollte er das Geheimniß enthüllen — soweit ist er aber nie gediehen. Durch solches Schweigen erreichte er eine Wirkung, wie sie Worte kaum erzielen konnten. Er hat unsere Phantasie angeregt und überläßt es ihr nun, selbst das Allerschauerlichste zu ahnen. Nicht ohne Grund rieth Lamb von jeder Fortsetzung des Gedichtes dringend ab. Halb absichtliches, halb zufälliges Dunkel ergänzt die Schilderung des Dämonischen. Die Anhänger des klassischen Stils, der ja wesentlich auf deduktive Geschlossenheit hinausläuft, hatten dies unruhige Kunstmittel verschmäht; um so lieber nützten es die Romantiker aus: kam es ihnen doch mehr darauf an, die Einbildungskraft zu reizen als zu befriedigen. Scott im „Marmion" deutet von Anfang an häufig auf das große Verbrechen seines Helden hin; aber sehr lange wird gezögert und spannend gezaudert, bis wir es endlich erfahren. Byron

giebt überhaupt keine klare Vorstellung von den finsteren Thaten, welche seinen Lara und Manfred mit so tragischer Schwermuth belastet haben.

Fassen wir zusammen, so beruht der poetische Werth hier noch weniger auf Fabel und Charakteren als im „Alten Matrosen" und noch mehr auf den lyrischen Elementen der Stimmung. Diese sind auch ausschließlich in die eng verwandte Ballade von Keats, „Der Abend der hl. Agnes" eingedrungen, wo die Rolle der Geraldine von einem Liebhaber gespielt wird.

Am 18. Februar 1798 hatte Coleridge den ersten Gesang (327, später 332 Verse) soeben zu Papier gebracht. „Ich habe meine Ballade fertig", meldete er Cottle, „es sind 340 Verse": eine Angabe, welche auf keine andere Dichtung aus dieser Zeit annähernd paßt. Vier Gesänge sollten noch folgen, und wäre ihm die Muse treu geblieben, so hätte er sie trotz Lambs Abmahnung baldmöglichst nachgetragen. Thatsächlich führte er zwei Jahre später in Keswick den zweiten Gesang aus. Er schilderte das Erwachen im Schloß, wobei jedoch die undefinirbare Märchengegend des Eingangs zu der Umgebung von Keswick zusammengeschrumpft ist. Dann führt Christabel ihre tückische Gefährtin dem Vater vor, der sofort in ihre Schlingen fällt und durch seinen Barden an ihren Vater Botschaft sendet. Mit alter Kraft weiß Coleridge bei diesem Auftritt das bestrickende und zugleich giftige Schlangenauge Geraldines zu vergegenwärtigen: eine satanische Steigerung des dräuend herrlichen Prophetenauges in „Kubla Khan", nachgeahmt von Scott im „Hochzeitsfest von Triermain", von Byron im „Giaur". Aber hiemit sind auch die magischen Züge so ziemlich erschöpft. Der warnende Traum des Barden, der eine

Taube im Bann einer grünen Schlange sieht, variirt eigentlich nur in Form eines Vergleiches, was zu Anfang schon packender geschildert worden. Menschliche Herzenstöne sind wohlthuend eingeflochten, namentlich ein Lob auf die Freundschaft, welche die beiden Väter einstmals verbunden. Aber so schön sie an sich sind, so wenig passen sie zur Gesammtstimmung eines Elfenmärchens. Statt des Mondscheins leuchtet die Sonne, moralische Bemerkungen und geschichtlich klingende Feudalnamen gesellen sich dazu, Stil und Metrum nehmen eine zahmere Haltung an, das geniale Phantasiespiel der Jugend ist in der Abnahme begriffen. Eine weitere Fortsetzung hat er bis zu seinem Lebensende versprochen, aber nie mehr in Angriff genommen. Pantisokratie, Kubla Khan, Christabel, seine glänzendsten Unternehmungen sind Fragmente geblieben, und merkwürdiger Weise muß man es noch ein Glück nennen, daß sie es geblieben sind.

Noch zwei ähnliche Balladen wurden in Stowey begonnen.

Die eine ist die Fluchgeschichte „Die drei Gräber". Nach der eigenen Angabe des Dichters entwarf er sie 1797, vermuthlich nach „Christabel". Wieder hat eine unschuldige Braut unter der Verhexung eines boshaften Weibes zu leiden, und zwar ist es diesmal die leibliche Mutter, welche das Mädchen mit ihren dämonischen Verwünschungen fast zum Wahnsinn treibt. Aber das Motiv ist aus der Sphäre des Märchens in die der platten Prosa übertragen, eine wirkliche Begebenheit ist zu Grunde gelegt, die Figuren gehören dem heimischen Bauernstande an. Die Handlung entspinnt sich aus einer peinlich hoffnungslosen Leidenschaft der Mutter zum

Bräutigam der Tochter; ein Dorftodtengräber erzählt; auf alterthümliche Rhetorik ist größtentheils, auf rhythmische Malerei ganz verzichtet. Coleridge merkte wohl, daß er sich im Stoffe vergriffen hatte, führte daher nur den dritten und vierten Gesang aus.

Die andere ist überschrieben „Ballade von der finstern Dame". Sie erschien zwar erst im Dezember 1799 in der Morning Post, wird aber durch inhaltliche Parallelen mit „Christabel" ziemlich sicher noch dieser Periode zugewiesen. Die Einleitung ist von berühmter Schönheit. Nicht bloß landschaftliche, sondern auch erotische Lyrik giebt ihr Schwung. Der Dichter erinnert die Geliebte, wie er ihr einst eine Geschichte von fremdem Herzweh vortrug, um ihr Herz zu rühren. Er lehnte neben ihr, die Harfe klang, und was sein Lied einflößte, war halb Scheu, halb Hingebung, wie in der „Aeolischen Harfe" und in „Kubla Khan". Er sang von einem Verliebten, dessen Treue unerhört blieb, der durch die Wälder schweifte und sich in Sehnsucht verzehrte, wie er sich selbst in „Lewti" geschildert hatte. Ein schöner Engel sah dem Unglücklichen manchmal ins Antlitz, aber er wußte, es war eine Teufelin: Geraldine. Erst als er sein Leben für die Dame hingegeben hatte, und sterbend in ihrer Pflege lag, erkannte sie jammernd, was er ihr gewesen: es ist dasselbe Schicksal, welches Christabel und ihrem Bräutigam bevorstand, wenn es der Hexe gelungen wäre, sie zu verblenden. Erlebte Elegie und träumerische Todesballade schwimmen durch einander, so packend, daß beide von Keats in „La Belle Dame sans Mercy" nachgebildet wurden. — Auf die einleitende Geschichte von der herzlosen Dame folgt dann die eigentliche Erzählung und handelt

von einem ebenso herzlosen Liebhaber. Er hat ein Fräulein ins Elend gestürzt. Er kommt, um die Sehnsuchtskranke zur Hochzeit zu holen. In der Dunkelheit, bei Sternenschein, will er sie in sein Heim führen. Ihr aber graut vor der Dunkelheit, sie möchte die Feier am hellen Tage und mit heiteren Gespielinnen begehen — wohl ein vergeblicher Wunsch. Hier bricht das Fragment ab, vermuthlich weil sich Coleridge bewußt wurde, wie nahe der Vorwurf an die „Lenore" streifte.

Man sollte denken, diese Balladen hätten in jener Blüthezeit gespenstischer Romane und Dramen sofort einen durchschlagenden Erfolg erzielen müssen. Aber es kam anders. Zuerst erschien der „Alte Matrose" im Verein mit der „Nachtigall", den zwei epischen Episoden aus „Osorio" und den ersten kurzen Originalgedichten von Wordsworth. Der kleine Band wurde von Cottle im Juli 1798 verlegt unter dem bezeichnenden Titel „Lyrische Balladen". Caviar für das Volk! Wie die Kritik urtheilte, mag das Beispiel der Monthly Review zeigen. Das Schreckenslied von der Nachtmahr heißt hier „die tollste Ammengeschichte, welche wir je auf Papier gesehen; poetische Spuren von köstlicher Art, aber nicht eigentliche Poesie; der Stil — künstlicher Rost". Selbst die Freunde fielen hart über den unglücklichen Seefahrer her. Wordsworth machte ihn zum Sündenbock für den Mißerfolg der ganzen Sammlung, deren Werth bei Cottles Zurücktritt vom Buchhandel auf Null geschätzt wurde. Southey redete geringschätzig vom „holländischen Versuch". Lloyd hätte mehr Metaphysik gewünscht. Nur Lamb zeigte begeisterte Anempfindung und gesunde Kritik. Coleridge stimmte launig in die

allgemeine Verdammung mit ein und witzelte mit romantischer Selbstironie:

„Dein Opus muß unsterblich sein,
Mein lieber Herr; denn ganz
Erzunbegreiflich ist es ja
Und ohne Kopf und Schwanz."

Als die „Lyrischen Balladen" 1800 eine zweite Auflage erlebten, wurde noch ein Band beigefügt, welcher aber von Coleridge einen einzigen Beitrag enthielt: die Einleitung zur „Finsteren Dame". Sie machte gar kein Aufsehen. So belehrt hielt Coleridge die übrigen Fragmente mit Recht zurück. Wie wäre erst der noch seltsamere Eingang von „Christabel" verhöhnt worden! Wer sich dafür interessirte, bekam das Stück mündlich zu hören. Anderthalb Jahrzehnte lang begnügte sich der Dichter, es im Freundeskreis vorzutragen und abschreiben zu lassen! Da wurden die Worte ergänzt und erklärt durch seine persönliche Erscheinung; mit melodischem Singsang vermittelte er den Zuhörern die wundersamen Bilder; der Ausdruck seines Auges, bald innig, bald starr oder rollend, verbreitete Theilnahme und Phantastik. Da gewann er sich bewundernde Schüler, welche ihr Volk praktischer zu behandeln wußten und dessen Geschmack allmählich auf die Stufe des Dichters hoben, theils durch mildernde Nachahmungen, theils durch direktes Lob. Scott gewöhnte die Leute seit 1805 durch seine Epen an die metrischen und stilistischen Eigenthümlichkeiten von „Christabel", und Byrons Empfehlung brachte das Gedicht 1816 endlich auf den Markt.

In der inneren Geschichte der englischen Literatur bezeichnen die „Lyrischen Balladen" die volle Ausbildung der englischen Romantik. Durch Coleridge, den platonischen

Führer des Bristoler Kreises, kam reales Phantasieleben in übersinnliche Stoffe: in sinnliche Stoffe durch Wordsworth, der, wenn er überhaupt philosophirt hätte, gewiß auf aristotelischer Seite gestanden wäre. Beide waren sich ihrer ergänzenden Eigenart bewußt und haben darnach, wie sie selbst berichten, die Poesie unter sich getheilt. Beide standen jetzt auf der Höhe ihres Könnens. Was sie nach den „Lyrischen Balladen" dichteten, ist an sich noch vielfach schön und groß, aber es erschloß der Literatur keine neuen Wege mehr, es war nur mehr Anwendung der bereits erworbenen Technik. Auch Southey schloß um 1800 mit dem lyrisch angehauchten Orientepos „Thalaba" seine aufsteigende Bahn. Sie alle waren jetzt als Dichter ausgewachsen. Im neunzehnten Jahrhundert haben sie nur mehr in der Prosa wesentlich Neues angestrebt. Ihr poetisches Können nahm sogar allmählich ab; zuerst bei Coleridge, der seine Phantasie zugleich durch Opium überreizte; im Uebrigen aber bei Allen aus demselben Grunde: ihre Muse lebte von zuversichtlicher Begeisterung für Freiheit und humanen Fortschritt, und diese sank, je mehr sich Napoleon aufschwang. Mit den Idealen ihrer Jugend ging auch ihre jugendliche Schaffenskraft dahin. Dazu kam der Einfluß des Publikums, welches, ebenfalls ernüchtert, zu spotten und zu zürnen begann, wo es früher gläubig mitgejubelt hatte. Eine ängstlich brutale Wuth gegen alles sogenannte Jakobinerthum fegte die Fortschrittsgedanken zeitweilig fast aus dem Lande. Statt Menschenliebe wurde Vaterlandsliebe gepredigt. Unsere Dichter theilten den Niedergang, wie den Aufgang der französischen Freiheitsbewegung.

„Unsere Dichter": sollte für Freunde von so ver-

wandtem Schicksal nicht ein charakteristisches Gattungswort zu finden sein? In England heißen sie gewöhnlich die „Seeschule", was zu ihrer Beschreibung so viel und so wenig besagt, als der Umstand, daß ihre Häupter in den nächsten Jahren an die Seen im Nordwesten übersiedelten, Wordsworth und Southey auf die Dauer, Coleridge zeitweilig. Es waren eben Naturfreunde. Der Name ist so einseitig, wie das politische Treiben der Edingburgh Review, welche ihn schöpfte, weil diese Männer fortan gegen den Liberalismus, richtiger gegen das reaktionär gewordene Frankreich, auftraten. „Seeschule" ist ein Name, aber keine Bezeichnung. Das hat man auch jenseits des Kanals gefühlt und daher vielfach dem entgegengesetzten Extrem sich zugeneigt: die Mitglieder dieser Dichtergruppe hätten gar nichts Gemeinsames, was über rein persönliche und zufällige Beziehungen hinausgehe. Als ob sie nur zusammen gelebt und nicht auch zusammen gearbeitet hätten! Sicherlich umschlang sie manches feste Band, vor Allem ein polemisches: der Widerwille gegen die vorhergegangene Gleichförmigkeit. Kämpfe jeder gegen die dogmatische Regel in seiner Art! Starre Gleichheit ist Tod; seid mannigfach und individuell wie das Leben! Seid freiheitlich, wenn monarchische Willkür droht; aber haltet fest am Alten, wenn uns die Willkür im Namen der Freiheit uniformiren will! Meidet die geleckte Gesellschaft; schweift dafür einsiedlerisch durch die Natur oder stürzt euch in das Gedränge des Volks! Fort mit dem nüchternen Rationalismus; setzt ihm entgegen, was euch von Gemüthskräften gerade am nächsten liegt, kühnen Platonismus oder demüthigen Bibelglauben, schwärmerische Hymnen oder träumerische Märchen, die Fabelwelt ferner Zeiten und Zonen oder die der Kinder

im Nachbardorf! Hütet euch namentlich vor der als Allheilmittel gepriesenen Nachahmung der Alten in der Poesie; schließt euch vielmehr an möglichst heimische Vorbilder und sucht mit ihrer Hilfe jeden Stoff von innen heraus, liebevoll, organisch zu gestalten! Es sind dieselben Ziele, welche alsbald Scott und sein Kreis in Schottland anstrebten, nur mit solchen Abweichungen, wie sie die lokalen Verschiedenheiten erheischten. Eigenart in Bezug auf Person, Nationalität und Stoff, also Betonung der natürlichen Ungleichheit, war die Losung diesseits und jenseits des Tweed. Und da diese Männer, wenn ihnen etwas recht Eigenartiges, Seltsames, Wunderliches vorkam, gerne den Ausdruck romantisch gebrauchten, dürfte man sie am besten selbst als Romantiker bezeichnen.

Das Wort ist viel mißbraucht und bedarf ein wenig der Erläuterung. Gewöhnlich wird Shakspere ein romantischer Dichter genannt. Er hat aber den Ausdruck gar nie gebraucht und hätte sehr verwundert drein geschaut, wenn ihm jemand damit gekommen wäre. Romantisch setzt einen Widerstreit zum klassischen Stil, zu rhetorischer Deduktion und abgemessener Rundung voraus, welcher den Leuten der Renaissance durchaus fremd war und erst in der Revolutionszeit in sie hineingetragen wurde. Dagegen sind Wordsworth, Coleridge, Southey, Lamb und der Kreis Walter Scotts der klassischen Richtung mit einer Folgerichtigkeit ausgewichen, welche sie von ihren Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern scharf unterscheidet. Die Vorromantiker hatten den Zusammenhang mit den Griechen, den Lateinern und der Popeschule noch nicht aufgegeben; Chatterton kopirte, Cowper übersetzte Homer; Burns in seinen englischen

Versen und Bowles in den Sonetten hingen noch stark an der abstrakten Rhetorik des Zopfes. Was dann während der Neunziger Jahre an hervorragenden Dichtungen geschaffen wurde — und nicht auf das Geburts- oder Sterbejahr eines Verfassers kommt es bei solchen Eintheilungen an, sondern auf die Entstehungszeit seiner tonangebenden Werke — das haftete, soweit es nicht von unsern Romantikern herrührte, eher noch stärker an der klassischen Ueberlieferung. In der Hauptstadt erneuten die Satiren von Mathias und Gifford die „Dunciade", die Lehrgedichte von Rogers den „Essay über den Menschen". Landor schrieb sein Jugendepos „Gebir" in vergilianischem Stil und ursprünglich sogar in lateinischer Sprache. Auch die deutschfreundlichen Norwicher W. Taylor und Dr. Sayers interessirten sich vorwiegend für die antikisirenden Werke Goethes, für „Iphigenie", „Proserpina", „Alexis und Dora". Erst als die Befreiungskriege nahten, wurde der hauptstädtische Classicismus durchbrochen. Campbell, der Schotte, und Moore, der Ire, beide durch Uebersetzungen aus dem Griechischen geschult, erinnerten sich an die Lieder ihres Volkes und verschafften ihnen den Beifall der vornehmen Welt; freilich nur, indem sie hellenische Glätte darüber breiteten: welcher Unterschied von dem „künstlichen Rost" Christabels, von der fast ängstlichen Schlichtheit in „Wir sind sieben", von dem rauhen Gesang des „Letzten Minstrel"! Als dann endlich mit dem Niedergang Napoleons die großen Sterne aufgingen, Byron, Shelley, Keats, etwas weiter ab der gereifte Landor, hatten sie wohl alle von den Romantikern wärmeres Denken und Empfinden, lebendigeres Gestalten, überhaupt eine Menge befruchtender Anregungen gewonnen, aber Euphorion-artig betrachteten

sie zugleich die Antike als ihre Mutter. Sie zollten jenen mancherlei Dank, aber ihr Herz war bei Aeschylus und Pindar. Sie kämpften für nationale Eigenart, aber gefreut haben sie sich nur auf klassischem Boden. Es ist nicht bloße Laune, daß Byron für Pope schwärmte; es ist kein Zufall, daß Byron in Hellas, Shelley und Keats in Italien endeten. Diesen „klassischen Romantikern" gegenüber haben Wordsworth, Coleridge, Scott u. s. w. aus der klassischen Literatur so gut wie nichts übersetzt oder nachgeahmt, dafür aber möglichst viel aus dem Mittelalter geschöpft; Pope war ihnen Allen nur ein klarer, tüchtiger, gescheiter Handwerker. Es wäre also passend, sie und nur sie als Romantiker schlechtweg zu bezeichnen. — Derlei Erörterungen über einen bloßen Namen mögen sich pedantisch ausnehmen. Aber Unterscheidungen in Worten fixiren Unterscheidungen in Begriffen. Sie sind die Markſteine für jeden Fortschritt der Wissenschaft, wenn auch die Einzelforschung schließlich herausfindet, daß das Leben in seiner Ueppigkeit keine Grenzlinie mit mathematischer Genauigkeit einhält.

* * *

Auch die schönen Tage von Stowey gingen allmählich zu Ende.

Zuerst drohten wieder Geldverlegenheiten. Lloyd trennte sich von Coleridge im Juli 1797, ging zu Southey über, der jetzt die Rechte studirte, redete von „hohlen Freunden", wollte Coleridge „Alles vergessen", kehrte aber nicht mehr zu ihm zurück. Hatten ihn die Sonette des Higginbottom gekränkt? Der Haushalt war hiemit seiner besten Stütze bar. Coleridge eilte im September nach London, um schriftstellerischen Erwerb zu suchen.

Er machte sich auf einen langen Aufenthalt gefaßt und schickte bereits seiner Frau die Mittel, um nachzureisen. Ein hauptstädtisches Leben stand in sicherer Aussicht.

Aber im November 1797 finden wir ihn bereits wieder in Stowey. Er hatte durch den viel verwünschten und verspotteten Mackintosh eine gute Bekanntschaft gewonnen, Daniel Stuart, den Herausgeber und Besitzer der Morning Post. Das war ein Verfechter verfassungsmäßiger Freiheit, Autor einer Flugschrift „Friede und Reform", Sekretär des Vereins „Volksfreund" und zugleich ein kluger Geschäftsmann. Er wußte den Dichter zu schätzen und zu brauchen. Die Morning Post brachte fortan eine Reihe Verse von Coleridge, aus verschiedenen Zeiten und in wechselnden Zwischenräumen. Dafür wanderte jede Woche eine Guinea nach Stowey, welche dort mit Sehnsucht erwartet wurde.

Dies konnte auf die Dauer nicht genügen. Coleridge trat daher, als in Shrewsbury zufällig der unitarische Pfarrer abging, ernsthaft als Bewerber auf (Januar 1798). Er stellte sich zu einer Probepredigt ein, welche auch noch über Frieden und Krieg, über Kirche und Staat handelte, wie einst in Bath, aber in anderer Form. Seine Rede hatte jetzt mehr Poesie und mehr gläubige Hingabe an Christus. Auch in seinem Gesichte lag etwas Mystisches und Prophetisches. Eine begeisterte Schilderung davon hat William Hazlitt aufgezeichnet, der Sohn eines unitarischen Geistlichen in der Nachbarschaft, schon hoch dreißig Jahre alt, ein Realphilosoph aus der Schule von Bacon und Hobbes, ein braver, wenn auch nicht sehr begabter Maler, innerlich gefestigt und nach außen eher rauh als leicht zugänglich. Er kam

mit großen Erwartungen die zehn englischen Meilen von seines Vaters Haus dahergewandert, trotz des kalten Januarmorgens, um den unitarischen Dichter kennen zu lernen. Seine Erwartungen wurden noch übertroffen. Er sah in Coleridge den ersten und einzigen Mann, der ihm den Eindruck eines Genies machte. Er behauptete später, als er bereits ein namhafter Essayist geworden war, von Coleridge und von keinem Anderen habe er etwas gelernt. Er beobachtete an ihm mit Staunen die Kraft einer schöpferischen Phantasie. Wie ärmlich fand er jetzt die Berechnungen bloßer Verstandesmenschen! „Immer nach Definitionen fragen heißt den Weg zur Wahrheit verbarrikadiren," sagte Coleridge, und Hazlitt hat es nie vergessen. Der eine Fall mag zeigen, wie mächtig Coleridge die guten Leute von Shrewsbury während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes anzog. Die Stelle war ihm gewiß; nur schade, dachte mancher Einsichtige, daß ein so großer Geist sich in der kleinen Kapelle einer kleinen Religions-Genossenschaft in einer kleinen Stadt einsperren will!

So dachte namentlich Thomas Wedgwood, ein Sohn des Töpfercrösus. Er war ein Freund von Poole, der ihn mit Coleridge bekannt machte. Er liebte die Naturwissenschaften, unterstützte die Gasforschungen des Dr. Beddoes und hat selbst die ersten praktischen Versuche in der Photographie angestellt. Er theilte die Ansichten Godwins und wollte einmal mit ihm eine communistische Kolonie gründen. Daß er unverheirathet und kränklich war, erhöhte noch seine Freigebigkeit. Er sandte Coleridge hundert Pfund, um ihn vor dem Predigeramt zu bewahren. Aber unser Familienvater brauchte nicht vorübergehende Hilfe, sondern dauernde

Versorgung. Thomas und sein Bruder Josiah boten ihm also zusammen einen Jahresgehalt von hundertfünfzig Pfund, wofern er sich ausschließlich der Poesie und Philosophie widmen wollte. Leichte Wahl! Coleridge bekam den Brief in der Gegenwart Hazlitts, als er gerade zum Frühstück ging. Während er einen seiner Schuhe band, entschloß er sich zum Ja. Er that es weniger für sich als für seine Familie, der er fortan die Summe uneingeschränkt überließ. Abermals kehrte er nach Stowey zurück, und die Fortsetzung der Idylle schien auf undenkliche Zeit hinaus gesichert.

Jetzt zeigte es sich erst, daß ihn nicht so sehr materiell als vielmehr geistige Bestrebungen aus der traulichen Stille in die Fremde und den Kampf lockten. In seinen Versen wiederholte er sich selbst, er brachte angefangene Balladen nicht mehr fertig, er hatte sich ausgedichtet: neue Beobachtungen und Kunstformen sollten ihn auffrischen! Seine politischen Ansichten waren durch die jüngsten Uebergriffe der Franzosen vielfach in das Gegentheil verkehrt worden. Vor drei Jahren noch hatte er es für Frevel erklärt, daß Pitt der Masse keinen anderen Antheil an der Regierung zugestand als zu gehorchen. Jetzt schrieb er ins Notizbuch (Bl. 47): „Dem gewöhnlichen Volke . . . den Unwissenden irgend eine Gewalt, und sei sie noch so mittelbar, in der Regierung des Staates einräumen ist unzweifelhaft ein Abweichen von der breiten Regel der Weisheit, welche sich aus der breiten Erfahrung der Menschheit ergiebt.“ Er hoffte nichts mehr von der Demokratie; woher aber andere Besserungsvorschläge nehmen? Die Freunde konnten ihm nicht helfen; Wordsworth und viele Andere waren selbst ins Schwanken gerathen; sogar Godwin stutzte.

Mit den Aristokraten hatte und wünschte er keine Fühlung. Guter Rath war in Stowey theuer, ja unerschwinglich. Noch brennender waren die Zweifel auf religiösem Gebiet. Die Mystik war seinem Glaubensbedürfniß entgegen gekommen, hatte es warm gehalten, aber nicht befriedigt. Er maß den Geheimnißlehren des Christenthums, der Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, der Genugthuung, bereits wieder Gültigkeit bei; aber er hielt sie nur für Symbole (Biog. Lit. Kap. 10), und doch mußte er sie ohne Rückhalt, mit Herz und Kopf bekennen lernen, um die praktische und moralische Hebung zu finden, die er als Gemüthsmensch ersehnte. Daß er jetzt von den Unitariern äußerlich unabhängig wurde, dürfte in ihm den Vorsatz gereift haben, sich auch im Uebrigen ihrem Einfluß zu entziehen. Die Frage war nur, wohin er sich dafür wenden sollte. Die antike und die englische Philosophie hatte er bereits durchmessen und abgethan. Er brauchte neue Prämissen, um sich aus dem Zwiespalt mit sich selbst herauszureißen.

Sein Blick richtete sich auf den Continent. Frankreich war ihm gründlich verleidet. Er ließ fortan keine Gelegenheit unbenützt, um dem unverläßlichen Revolutionsvolk einen Hieb zu versetzen. Er hat es im Alter ebenso unterschätzt, als in der Jugend überschätzt. Um so mehr versprach Deutschland. Da blühte gerade die Poesie am höchsten. Da herrschte ein solides Volksleben ohne viel Demokratie. Da wirkten berühmte Theologen und Philosophen. Bereits im Spätherbst 1797 hatte er begonnen, die Sprache zu lernen, Wielands „Oberon" zu lesen und sich an Klopstocks Oden im Uebersetzen zu üben. Jetzt waren ihm in den Wedgwoods auch Gönner aufgetaucht, welche die Mittel bestritten, sowohl für die

zurückbleibende Familie, als für die Reise — gern erwiesene Wohlthaten, welche Eliza Meteyard in ihrem Buche „Eine Gruppe berühmter Engländer" aus den Geschäftsbüchern der Firma mit nicht viel weiblicher Delicatesse nachrechnet — und Coleridge beschloß, seine Ausbildung in der alten Stammesheimath zu vollenden.

Manche Umstände erleichterten ihm noch das Vorhaben. Es ist nicht angenehm, entfremdeten Partei- und Religionsgenossen unter den Augen zu bleiben. Auch im engeren Kreise folgte auf das Zerwürfniß mit Lloyd ein zweites mit Lamb. Charles war durch die Geisteskrankheit seiner Schwester auf eine harte Geduldprobe gestellt, hatte schon die Sonette des Higginbottom etwas krumm genommen, überließ sich einer „unnatürlichen Gleichgültigkeit" (28. Januar 1798) und gab dem Freunde auf eine Reihe herzlicher Briefe keine Antwort. „Ich habe einen Freund," sang damals Lamb, „einen liebern Freund hat niemand; wie ein Undankbarer verließ ich meinen Freund plötzlich; verließ ihn, um zu denken an die alten vertrauten Gesichter". Da entschlüpfte einmal Coleridge die allerdings mehr als mitleidige Aeußerung: „Armer Charles, wenn er einen Aufschluß braucht, mag er sich an mich wenden". Wenigstens wurden diese Worte Lamb hinterbracht — „flüsternde Zungen vergiften Wahrheit" heißt es bedeutsam im zweiten Gesang von „Christabel." Jetzt gerieth Lamb ernstlich in Unwillen und sandte dem Abreisenden mit feiner Ironie eine Liste „theologischer Fragen", z. B. „Ob Gott einen lügnerischen Menschen mehr liebt als einen wahrhaftigen Menschen? Ob die höheren Orden der Seraphime jemals sticheln? Ob reine Intelligenzen lieben können"? Das beste Heilmittel für all diese Unannehmlichkeiten

war eine zeitweilige Entfernung. Was endlich Coleridge von äußeren Beweggründen am meisten in Rechnung zog, war, daß den Wordsworths das Haus gekündigt wurde, ohne daß sich in der Nähe ein passender Ersatz bot. Sie zogen am 3. Juli von dannen. Was war Stowey ohne sie! Welche Förderung des Plans dagegen, als sie sich, da sie doch flügge waren, zur Mitreise entschlossen!

Andererseits machte ihm auch Vieles den Abschied schwer: die Schönheit des Ortes, Poole, Weib und Kind. Monate lang schob er die Fahrt hinaus, und noch auf der Reise gingen ihm die Sehnsuchtsseufzer nach den Seinen nicht aus. Wie sehr er endlich an der vielgeschmähten Heimath hing, ward erst fühlbar, als er am 16. September 1798 auf dem Hamburger Packetboot, die Wordsworths an der Seite, aus dem Hafen von Yarmouth segelte. Wehmüthig sah er, wie die englische Küste zurückzitterte und verschwand; er dachte, wie eben in allen Kirchen und Kapellen — es war Sonntag Morgen — die Glocken zum Gottesdienste riefen, und sandte sein heißestes Gebet mit zum Himmel empor. Ob er ahnte, daß er zugleich von der eigenen jugendlichen Dichterkraft Abschied nahm? Eine so schöne und fruchtbare Zeit wie in Stowey hat ihm nie mehr geblüht.

V. Kapitel.

Die deutsche Reise. Wallenstein.

(September 1798 bis April 1800.)

O framed for calmer times and nobler hearts!
O studious Poet, eloquent for truth!
Philosopher! contemning wealth and death,
Yet docile, childlike, full of Life and Love!
(A tombless Epitaph).

Coleridge, so viel er für seine sechsundzwanzig Jahre schon Selbständiges geleistet, kam nach Deutschland als bescheidener Student, ungleich fügsamer, als er sich in Cambridge gezeigt hatte. Er brannte vor Begierde, unsere Literatur und Schriftsteller kennen zu lernen. Das war an sich kein unerhörtes Unternehmen mehr. Der glänzende Musenhof zu Weimar hatte bereits in den Achziger Jahren den Norwicher W. Taylor herübergelockt, der dann als Uebersetzer der „Iphigenie" seine Landsleute zuerst mit dem Wortlaute Goethe'scher Verse bekannt machte. In den Neunzigern war ihm Mönch-Lewis gefolgt, der gutmüthige Dämonensucher, um aus Romanen, Volkssagen und Herders epochemachenden „Volksliedern" für seine schreckensbedürftigen Landsleute gespenstische Motive zu holen. Aber Coleridge griff die Sache auf eine neue Art an. Er setzte sich nicht in das berühmte Poetenviertel an der Ilm, um dort sein Gewerbe schlecht und recht weiter zu treiben;

sondern er trat an die ganze Breite des Volkes heran. Frei bewegte er sich durch die oberen und durch die unteren Schichten der Niedersachsen, mit welchen er durch Stammesverwandtschaft und als Unterthan des hannoveranischen Herrschers am meisten Anknüpfungspunkte hatte. Er wollte in das Innere des geistigen Lebens Einblick gewinnen. Es kam ihm mehr darauf an, Ableger von der Wurzel zu bekommen, als sich die Taschen mit den Früchten zu stopfen. Er reiste nicht wie ein literarischer Handwerksbursch, sondern mit dem allgemeinen und kindlichen Interesse des romantischen Dichters.

Gleich auf dem Schiffe schenkte er den Mitfahrenden genaues Augenmerk und schilderte sie in einem Briefe an die Wedgwoods („Satyrane's Briefe" I) mit dem realistischen Humor Smollets: einen kniffigen Preußen, einen halb verenglischten Hannoveraner, ein gemein deutsches Schneiderlein mit Frau u. s. w. In jenen Tagen des langsamen, unbequemen Reisens wurde man ja mit den Weggenossen viel vertrauter als heute. Er trank, sang, tanzte mit ihnen auf dem Verdeck, während unten in den Kabinen die Seekrankheit wüthete. Am andern Morgen betrachtete er, der Dichter des „Alten Matrosen", das Meer, als ob er es nie gesehen hätte, und wunderte sich über den freundlichen Eindruck, den eine wilde Ente auf der unendlichen Wasserwüste hervorrief. Die Elbe hinaufgleitend fesselten ihn die Bauernhäuser und Fischerhütten nicht weniger als die Sommerhäuser und chinesischen Spielbauten, welche die Nähe Hamburgs verkündeten. In der Großhandelsstadt selbst (20. September) wanderte er unverdrossen durch die pflasterlosen, kothigen Straßen, „glücklich wie ein Kind", und war mit beiden Augen geschäftig, die Trachten der

dänischen, hannoveranischen und eingebornen Frauen zu vergleichen, die Fensterreihen zu mustern, die Verkaufsläden zu begucken, immer in Gedanken an Hogarth. Ein Empfehlungsbrief öffnete ihm das Haus von Klopstocks Bruder, der ihn mit dem tauben, anekdotenreichen Professor Ebeling zusammenbrachte. Verkehr mit Schriftstellern und französisches Theater lockten. Aber was nützte das ohne Beherrschung der Umgangssprache? In ihr sah Coleridge den Schlüssel zu jeder tieferen Erkenntniß einer fremden Cultur; ihr sollte zunächst sein Fleiß gelten. Er ließ sich von Klopstock ein ruhiges Oertchen nennen, wo er sie bequem erlernen könnte, und dieser wies ihn nach Ratzeburg, gab ihm auch zugleich einen Brief an den Amtmann mit. Dahin fuhr Coleridge bereits nach drei Tagen. Er fand Gefallen an der freundlichen Stadt mit den braunen Ziegeldächern, dem weiten See, den dunklen Wäldern. Vom Amtmann ward er zum Pastor geschickt, einem guten alten Herrn, der ihm in seinem Hause ein Zimmer überließ. Hier, zwischen schöner Natur und natürlichen Menschen, entschloß er sich sofort zu bleiben.

Einige Tage später, am 27. September, kehrte er nochmals nach Hamburg zurück, um sich von den Freunden, namentlich von den Wordsworths, zu verabschieden. Bei dieser Gelegenheit wurden die beiden Engländer dem Sänger des „Messias" vorgeführt. Aber der Besuch bestärkte nur die früheren Vorsätze. Mühsam machte sich Coleridge, trotz seiner Uebersetzungsversuche an Klopstocks Oden, mit etwas Latein verständlich; Wordsworth redete französisch. Unerwartet kühl standen die Romantiker dem Altmeister des teutonisirenden Classicismus gegenüber. Sie waren für Freiheit der dichterischen

Form, er für Geschlossenheit. Coleridge fragte um ältere deutsche Dichter, Klopstock aber hatte kaum einen oder zwei gelesen. Der Engländer fühlte germanischer als der Chorführer des Hermannsbarden. Ebenso fand Wordsworth den vierundsiebzigjährigen Mann in der gekräuselten Puderperücke, den „ehrwürdigen Vater der deutschen Poesie", traurig hinter der Zeit zurückgeblieben. Nicht umsonst fragte er ihn, ob er Gray kenne, der in der englischen Literatur die nächst verwandte Stellung eingenommen hatte. Bewegt verließen die zwei jungen Leute das Zimmer; sie hatten einen guten Menschen gesehen, einen Christen, einen heiteren, freundlichen Greis mit enorm geschwollenen Beinen und ohne Oberzähne; aber einen zweiten deutschen Dichter haben sie nicht aufgesucht.

Wordsworth, nur auf stillen, andächtigen Genuß der Natur bedacht, übersiedelte dann für den Winter nach Goslar am Harz, wo ihm seine geringe Kenntniß der Sprache, seine Abneigung gegen Tabakrauch, die angeborne Steifheit seines Benehmens und die Rücksicht auf die Schwester an seiner Seite noch mehr Zurückgezogenheit aufnöthigten, als ihm lieb war. Anders Coleridge, auf den selbst das Wort paßt, daß er später auf Shakspere münzte: „mit tausend Seelen begabt". Er freute sich ebenfalls über die „weibliche Pracht" der Landschaft, über die malerischen Dämmerfarben des norddeutschen Abendhimmels, über den breiten See, der sich im Winter in ein großes glänzendes Eisfeld mit Schaaren von Schlittschuhläufern verwandelte. Aber zugleich sprang er mit beiden Füßen in die Gesellschaft. Er speiste bei seinem Miethsherrn, dem mittheilsamen Pastor. Er begleitete ihn jeden Morgen vom Keller

zum Dachboden, durch Hof und Garten, um die Ausdrücke für alle möglichen Gegenstände unmittelbar durch Anschauungsunterricht zu lernen, wie das Kind. Er verkehrte mit dem Amtmann, dem Amtsschreiber und der Amtsschreiberin. Er lud sich die Bekannten mit ihren unvermeidlichen Pfeifen auf die Stube, bis der Qualm fast die Kerzen auslöschte. Er spielte und plauderte mit den Kindern, nahm am Weihnachtsabend theil, sah mit Rührung, wie das junge Volk die Eltern mit kleinen Geschenken überraschte, und erinnerte sich noch in ältern Jahren gern an den Knecht Ruprecht mit den hohen Kanonenstiefeln, dem weißen Gewand, der Maske und ungeheuern Flachsperücke. Er las Anzeigen, Scherzbücher und allerlei Tagesliteratur bunt durcheinander. Das Ergebniß war, daß er sich, wenn nicht eine tadellose Aussprache — dazu war er schon zu alt — so doch Gewandtheit der Rede und leichtes Verständniß der schwersten Texte aneignete. Nicht zufrieden mit diesem praktischen Gewinne suchte er auch die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Sprache zu würdigen. Er befreite sich von dem Vorurtheil, welches seine Landsleute gegen die „rauhen Laute" der deutschen Zunge hegten; ein Vorurtheil, das ja fast allen Sprachen entgegengebracht wird, so lange man sie nicht mit Hingebung lernt. Er drang in die Oekonomie der Wort- und Satzbildung ein, achtete auf den Vortheil, den das Deutsche in seinen reichen Vorsilben, Nachsilben und Zusammensetzungen besitzt, und stellte es an Fügsamkeit mit dem Griechischen auf eine Stufe. Kurz, er bethätigte einen Sinn für den tieferen Kern der Sprache, wie er überhaupt erst durch die Romantik geweckt wurde.

Gleiches Eingehen auf das Wesentliche verräth sich

in der Wahl der Bücher, die er las. „Lessings Werke", schrieb er Anfang September an seine Frau, „sind gegenwärtig der Hauptgegenstand meiner Bewunderung"; bei Lessing aber liegen ohne Zweifel die wichtigsten Keime, aus welchen unsere neuere Poesie erwachsen ist.

Zum ersten Male war er Lessing schon 1796 und zwar auf theologischem Boden begegnet; damals, nachdem er die „Fragmente eines Ungenannten" gelesen hatte, nannte er ihn „den furchtbarsten Ungläubigen" (Biog. Supp.). Sonst aber wußte er noch nichts von ihm, als nur ganz im Allgemeinen, daß er ein namhafter deutscher Schriftsteller sei. Da sah er bei Klopstocks Bruder ein Porträt des Hamburger Dramaturgen, welches ihn außerordentlich ansprach. Es erschien ihm wie eine Verkörperung von sinnlicher Frische, von regsamer Phantasie, von Scharfsinn in idealen Fragen. Mit dem Bilde des Mannes vor Augen warf er sich auf dessen Schriften, vor allem wohl auf die „Dramaturgie". Sie fügte zu seinen platonischen Vorstellungen von der Einheit in der Mannigfaltigkeit eines Kunstwerks reale Beispiele. Sie erschloß seiner ermattenden Einbildungskraft ein neues, passendes Gebiet der Thätigkeit: statt das Schöne zu schaffen, über das Schöne nachzudenken. Sie leitete ihn an, die englische Kunstkritik zu reformiren.

So fleißig die Engländer im achtzehnten Jahrhundert die Aesthetik gepflegt hatten — worüber die gut orientirende Darstellung von Robert Zimmermann zu vergleichen ist — waren sie doch über den pseudoklassischen Standpunkt nicht wesentlich hinausgekommen. Die Philosophen hielten den Kunstgeschmack bald für ein un-

mittelbares Sinnenurtheil, bald für ein durch den „inneren Sinn" vermitteltes, und als Sensualisten gingen sie naturgemäß mehr darauf aus, einzelne Geschmacksurtheile analytisch zu erklären, als die Gesetze des künstlerischen Schaffens und Genießens zu construiren. Letzteres überließen sie den Praktikern. Diese aber, dadurch sicher gemacht, glaubten als echte Kinder einer überklugen Aufklärungszeit, die tiefsten Geheimnisse des Genies haarscharf abzirkeln zu können. Erfahrungssätze, welche die Griechen durch und für ihre speziellen Verhältnisse gefunden hatten, wie die aristotelischen Einheiten des Ortes und der Zeit im Drama, wurden nach französischem Muster zu ewigen Regeln aufgebauscht. Grundsätze von wirklich allgemeiner Giltigkeit dagegen, wie die Einheit der Handlung, des Charakters, erfuhren eine so phantasielose Auffassung, daß sie verkrüppelten. Jeder Zug, jeder Vers, jeder Ausdruck wurde nicht im Zusammenhang des Ganzen, sondern an und für sich auf seine Schönheit bemessen. Die Kurzsichtigkeit dieses Verfahrens offenbarte sich besonders an Shakspere. Alle Welt entdeckte an ihm Fehler. Widerspricht sich z. B. eine seiner Gestalten aus Ungeduld oder Zerstreutheit, so wurde der Widerspruch ihm selbst als Fahrlässigkeit aufgemutzt. Läßt er einfache Leute einfach, gemeine Kerle gemein sprechen, so hieß er trivial. Allerdings war seit der Mitte des Jahrhunderts, wo sich die klassische Richtung mit der lehrhaften Gefühlsseligkeit des Bürgerthums verband, seit Youngs Brief an Richardson „Ueber Originaldichtung", seit Johnson und Garrick eine gewisse Besserung eingetreten. Man sah, daß das, was correkt war, nicht gefiel, während Shakspere trotz seiner Incorrektheit unwiderstehlich entzückte.

Man erlaubte Ausnahmen von den Regeln, besonders von der Einheit des Ortes und der Zeit, wenn dadurch mehr Erbauung und Rührung erzielt wurde. Aber das System blieb. Shakspere war noch immer ein wildes, unbegreifliches Genie. Er wurde nicht als Künstler begriffen, sondern wie ein Götze angeräuchert. Johnson, sein fleißiger Herausgeber, nannte die Scene, wo Hamlet seinen Onkel im Gebete findet und nicht ersticht — angeblich weil er ihm so die Hölle zu ersparen fürchtet — kannibalisch, verworfen, ganz und gar zu schlecht für den Mund eines Christenmenschen. Es fiel ihm nicht ein, sie mit dem Gesammtcharakter des weichen, grübelnden Prinzen zu reimen, der froh ist, einen neuen Vorwand zum Zaudern zu finden. Garrick rühmte den Shakspere'schen Dramen, die er doch zuerst wieder leidlich unverfälscht auf die Bühne brachte, die Schönheit holländischer Bauernstücke nach! Auch bei den Auslegern der Achziger Jahre, bei Prof. Richardson und H. Whitley, vermag ich noch kein rechtes Verständniß für innere Einheit zu entdecken. Sie lagen vor dem Nationaldichter auf den Knien, um ihm desto ungestrafter Gedankenlosigkeit in der Charakterzeichnung, Unwissenheit in Geographie und Geschichte, Uebermuth in der Mischung von Tragik und Komik vorwerfen zu können. Gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stieg zwar die Werthschätzung der Elisabethiner in demselben Maße wie die Fluth der Romantik überhaupt, hatte aber bisher nur die antiquarische Forschung, die Ausgaben, die Nachahmung gefördert. Die Schönheitsgesetze waren noch so wenig ergründet wie zur Zeit Johnsons. Coleridge hatte zwar schon auf der Universität die anschaulichen Personifikationen Shaksperes über die ab-

strakten von Gray gesetzt (Biog. Lit. Kap. 1). Er hatte in Stowey auch den psychologischen Grundzug der Hamletgestalt durchschaut (Not. a. Lect. I, 206). Aber noch 1798 äußerte er sich gegen Hazlitt ganz in der Art Johnsons: Shakspere sei, was Kunst betrifft, doch „ein bloßer Gelbschnabel" gewesen.

Was Coleridge jetzt von Lessing gewann, hat er mit unverblümter Offenheit selbst bekannt: er räumte ihm in der „Biographia Literaria" (Kap. 23) die Ehre ein, zuerst allen denkenden Köpfen — die Landsleute Shaksperes nicht ausgenommen — dessen scheinbare Unregelmäßigkeiten in ihrer wahren Beschaffenheit enthüllt zu haben. Shakspere sei nicht bloß an Naturwahrheit, sondern in allen Hauptpunkten den Forderungen des Aristoteles unvergleichlich besser nachgekommen als die Stücke des Corneille und Racine mit ihrer großsprecherischen Regularität. Und zwar muß sich Coleridge bereits Anfang 1800 in Gesprächen mit Wordsworth so geäußert haben. Sonst hätte der Letztere bei seiner Unkenntniß Lessings nicht schon in diesem Jahre (in der Vorrede zu der zweiten Auflage der „Lyrischen Balladen") behaupten können, die Deutschen seien den Engländern mit dem Beweis zuvorgekommen, daß Shakspere nicht bloß ein wildes Genie, sondern ein großer Künstler gewesen: ein Satz, welchen Coleridge später (1818) fälschlich auf sein Verhältniß zu A. W. Schlegel bezog und übel nahm (Canterb. Mag. I, 121). Lessing aber war auf jenes Resultat dadurch gekommen, daß er im Gegensatz zu den Klassicisten die Form stets auf das Grundmotiv, das Mannigfache stets auf die Einheit bezog. Für Coleridge und durch ihn für ganz England war hiemit eine Hebung, wenn nicht des poetischen Ge-

schmackes selbst, so doch der Geschmacksbegründung angebahnt.

Coleridge vertiefte sich so sehr in seinen neuen Lehrer, daß er beschloß, dessen Leben zu schreiben, theils um mehrfache Reisevorschüsse den Wedgwoods heimzuzahlen, theils „um Gedanken von höchster Wichtigkeit unter einem bessern Namen als meinem eigenen in die Oeffentlichkeit zu bringen" (Cottle S. 428). Dazu fehlten ihm aber in Ratzeburg alle Hilfsmittel. Er bezog also Ende Januar 1799 die nächste Universität, das blühende Göttingen, und studirte mit geringen Unterbrechungen fünf Monate. Ueber den Dichter der „Lenore", der hier vor fünf Jahren gestorben war; auch über den halb englischen Humoristen Lichtenberg, den geistvollen Erklärer Hogarths, der eben im Februar verschied, hat er kein Wort verloren. Dagegen las er alle Streitschriften Lessings, kaufte viele derselben an und machte sich von den übrigen Auszüge. Er trat in Verbindung mit zwei Männern, welche den großen Bibliothekar von Wolfenbüttel noch persönlich gekannt hatten, um ungedrucktes Material zu erlangen. Er machte im Juni einen Abstecher nach Wolfenbüttel, um dort selbst nachzuforschen. Er hegte sogar lange den Plan, Lessings gesammte Werke ins Englische zu übersetzen, worüber die Freunde allerdings mit Recht ungläubig lächelten. Kurz, Lessing wurde ihm für die Theorie der Dichtung, was ihm Bowles für die Praxis gewesen war: der erste zündende Anreger.

Wie bei Bowles fehlt es auch nicht an deutlichen Spuren von Lessings Einfluß. Der Anlaß waren einige Landsleute, welche bald nach Coleridge in Göttingen eintrafen: Clement Carlyon, ein junger Mediziner

aus Cambridge, der durch Dr. Pearces Vermittlung ein Reisestipendium gewonnen hatte und im Alter seine Erinnerungen ausführlich niederschrieb; Charles Parry, der in Göttingen 1799 über die sittenbildende Kraft der antiken Religionen dissertirte und später als Physiolog, Dichter und Vertheidiger der Korngesetze thätig war; endlich dessen Bruder Frederick (nicht William, der Polarfahrer, wie allerorts behauptet wird, welcher damals erst ein Knabe von neun Jahren war). Die Fremde machte sie rasch mit Coleridge befreundet, er las ihre Verse, trug ihnen die seinen vor und lieferte bei dieser Gelegenheit eine Selbstkritik seines Trauerspiels „Osorio" (bei Carlyon I, 143), welche ihn ganz auf dem Standpunkt Lessings zeigt: das Drama setze eine zu lange Geschichte voraus, diese sei trotzdem nicht einmal halb erzählt, und namentlich sei die Entwicklung von Osorios Charakter nirgends verdeutlicht. Es sind lauter Fehler, welche das erste Stück der „Hamburger Dramaturgie" in gleicher Weise rügt. Die unbarmherzige Schärfe, mit welcher Coleridge sein eigenes Werk zerpflückt, ist ebenso bezeichnend für seine bescheidene Lernbegierde, wie für seine Achtung vor Lessing, zu dem er zeitlebens als zu einem „Muster von scharfer, lebhafter, manchmal nergelnder, aber immer beweisender und ehrlicher Kritik" emporschaute (Biog. Lit. Kap. 21).

Bei Lessing blieb er nicht stehen. Das hätte weder seiner eigenen Vielseitigkeit entsprochen, noch der umfassenden Forschungsart, welche in Göttingen gepflegt wurde. Der tonangebende Professor daselbst war Christian Heyne, der Bewunderer Ossians und Lobredner Winckelmanns. Er hatte an Homer gezeigt, wie man einen Dichter nicht bloß an sich, sondern mit all seinen

Vorbedingungen erklären müsse, mit seiner Sprache und Religion, mit der politischen und literarischen Geschichte seines Volkes. Tieck und die beiden Schlegel, die Vorkämpfer der deutschen Romantik, waren bei ihm in die Schule gegangen. Durch seine Vergilausgabe war er auch Coleridge bekannt geworden, als dieser noch in Stowey weilte (Notizb: Bl. 61); vielleicht hatte sein Ruf sogar geholfen, den Lernbeflissenen nach Göttingen zu ziehen. Gegenwärtig las er über Wissenschaft, Verfassung, Verwaltung, Gottesdienst und häusliche Verhältnisse der Griechen, als Einleitung zum Verständniß ihrer Schriftsteller (laut Index Lect.). Zu ihm wanderte Coleridge kurz nach seiner Immatrikulation, welche unter dem 16. Februar 1799 eingetragen ist, um sich einen Bürgschein für die Bibliothek zu holen, und begann nun ein regelrechtes Studium der Grammatik von der ältesten Zeit bis herab zu Lessing. Wie die Ausleihlisten zeigen, borgte er zuerst die Bodmer'schen Proben mittelhochdeutscher Epiker und Minnesinger (21. Febr.), Wachters „Anleitung zur deutschen Sprachkunst" und die Tabellen der altgermanischen Dialekte von Michaelis (27. Febr.). Im April las er die Aufsätze über altdeutsche Zustände im ersten Band der Société des Antiquaires de Cassel; im Mai Hans Sachs: fünf Bände Gedichte, dazu die Lebensbeschreibung von Ranisch. Anfang Juni folgten Fischarts „Reise des Züricher Breytopfs" (von Ring), B. Kindermanns „Teutscher Redner" (1660), die „Biographien deutscher Originaldichter" von Chr. H. Schmid, die „Charakteristik deutscher Dichter" (Barden und Otfrid bis Geßner und Lessing) von L. Meister. Hiemit war Coleridge zu seinem Ausgangspunkte zurückgelangt. Den Schluß machten Schütz

„Ueber Lessings Genie" und „Hausens Lebensbeschreibung" von Klotz, dem Gegner Lessings (15. und 16 Juni). Nebenher liefen Studien über altenglische Literatur (nach Warton) und über Dichter verschiedener Nationen (Nachträge zu Sulzers „Theorie der Schönen Künste"). War Heyne nicht gerade bei der Hand, um den Haftschein zu unterzeichnen, so wandte sich Coleridge an dessen Schwiegersohn Reuß, der über allgemeine Literaturgeschichte vortrug. Es war angestrengte, geordnete Arbeit und ganz autodidaktisch; nur Prof. Tychsen, der Lieblingsschüler Heynes, ein trockener, aber weitausgreifender Interpret der hebräischen Poesie, half ihm die gothische Grammatik und Bibelübersetzung bewältigen. Kein Wunder, daß in unserem Projektenmacher der Gedanke aufstieg, eine erschöpfende Darstellung unserer schönen Literatur in zwei Quartbänden zu verfassen. Wenige Jahrzehnte, und seine kühnsten Träume sollten an derselben Stätte von Gervinus und den Brüdern Grimm verwirklicht werden.

Auch die Grenzen der Germanistik waren ihm noch zu eng. Er hörte Zoologie bei Blumenbach, der die geschichtlich-vergleichende Methode auf dem Gebiete der Anatomie vertrat und die Entwicklungsverwandtschaft aller animalischen Wesen schon so weit behauptete, daß er es daneben für nöthig erachtete, sich gegen die Gleichstellung von Mensch und Thier zu verwahren. Er verschaffte sich Hefte von den Vorlesungen Eichhorns, des Theologen, der die philologische Kritik auf die Bibel anwendete, bald schlichte Volkspoesie, bald berechnete Allegorien herausschälte und bei allem Buchstabenglauben seine Schüler mit rationalistischen Zweifeln füllte. Am bedeutendsten aber waren seine philosophischen Studien.

Auf der Tagesordnung stand in Göttingen, wie damals bereits auf allen deutschen Universitäten, Kant. Einer der jüngsten, vielseitigsten und anregendsten Professoren, Bouterwek, trug gerade unter ungeheurem Zulauf eine Logik und Aesthetik vor, welche wesentlich kantisch war. Außerdem lasen zwei Docenten über die „Kritik der reinen Vernunft" und die „Kritik der Urtheilskraft", der eine fünf, der andere vier Stunden die Woche: hinreichende Beweise, wie sehr die neue Lehre auch in der Studentenschaft gährte. Und was für eine Lehre! Der alte Wahn der Metaphysik von einer Erkennbarkeit der Dinge gründlich zerstört und durch eine kritische Prüfung der Schranken des menschlichen Verstandes ersetzt. Die Ethik neu begründet auf die mit fast überstrenger Hoheit hingestellten Begriffe der Pflicht und des guten Willens. Die Welt des Uebersinnlichen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, in dem Augenblick, da sie aufhört, erkennbar zu sein, als praktisch nothwendiger Vernunftglaube zur Vollendung alles höheren Menschendaseins gefordert. Zwischen den Gesetzen der Natur und der Sittlichkeit endlich ein Gebiet, wo beide sich versöhnen, wo sie sich in Harmonie darstellen: das Reich des Zweckmäßigen und Schönen! Für einen Mann von philosophischem Interesse war es schlechterdings unmöglich, einem so viel berufenen und tief umwälzenden System auszuweichen. Coleridge hatte schon in Cambridge mit Neugierde davon gehört (Not. Lect. II, 273). Er hatte sich dann ernstlich vorgenommen, den „großen Metaphysiker" in dessen eigenem Lande zu studiren — die bloße Bezeichnung verräth, wie wenig er damals noch in dessen Geist eingedrungen war; denn Kant hatte doch geglaubt, aller Metaphysik den

Garaus zu machen. Was standen ihm auch in England für Hilfsmittel zu Gebote? Zwei deutsche Doktoren, Nitzsch und Willich, hatten trockene Auszüge mitgetheilt (1796 und 1798), welche mehr mit Scheere und Kleister als mit freiem Verständniß gearbeitet waren. Mündliche Anleitung, um ihm auch nur die schwierige Terminologie des ungelenken Königsbergers zu erklären, fehlte ganz und gar. Um so eifriger benützte er jetzt die Gelegenheit. Eine junge Göttingerin war einmal höchlichst erstaunt über das Wissen, welches er von diesen philosophischen Büchern mit sieben Siegeln vor ihr entfaltete: sie war doch eine Deutsche und verstand sie nicht! Willig ergab er sich in einen Gedankengang, dem er innerlich bereits selbst nahe gekommen war, um sich nie mehr ganz davon loszumachen.

Die Seite, von der er Kant zuerst packte, war, wie es scheint, die kunstkritische. Begreiflich; denn auf diesem Gebiete hatte er sich ja selbst in der jüngsten Zeit am meisten beschäftigt. Eine Aeußerung über das Schöne und Erhabene, die er im Mai 1799 that (bei Carlyon S. 51), erweist sich bei näherem Zusehen bereits als kantisch. Er wußte von den sensualistischen Ansichten, welche seine Landsleute über diese Begriffe aufgestellt hatten, suchte sie aber durch rationelle, durch „kritische" zu ersetzen. Namentlich richtete er sich gegen Burke, der das Schöne mit dem Angenehmen, das Erhabene mit dem Schrecklichen und Schmerzlichen — erfreulich durch Thätigkeitsäußerung — verquickt hatte (1757). Coleridge glaubte, das Erhabene sei nicht mit dem Schrecklichen verwandt, sondern mit dem Schönen; es wirke nicht auf die körperliche Lebenskraft, sondern auf die Seelenthätigkeit, und zwar nicht reizend, sondern hemmend.

Offenbar schwebte ihm die „Kritik der Urtheilskraft", 1. Theil, 2. Buch vor. Kant stellt hier ebenfalls das Erhabene mit dem Schönen zusammen; er beschreibt das Wohlgefallen, welches wir an Beiden finden, und führt es nicht auf einen Sinnenreiz, sondern auf die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit des Gegenstandes zurück, welche beim Erhabenen quantitativer, beim Schönen qualitativer Art sei; er bestimmt endlich das Erhabene ausdrücklich als „das, was über alle Vergleichung erhaben ist" (§ 25). War aber Coleridge soweit eingedrungen, so muß er auch den Begriff der Zweckmäßigkeit gemeistert haben, welcher nach Kant dem Geschmacksurtheil bei aller Subjektivität doch einen Anspruch auf allgemeine Giltigkeit giebt; den Begriff der übersinnlichen Einheit in der Mannigfaltigkeit eines wirklichen Dinges. Hiemit gewann seine alte platonische Auffassung von der Ganzheit im Kunstwerk abermals an Klarheit: Kant ergänzte sie nach der abstrakten Seite, wie sie Lessing bereits nach der geschichtlichen ergänzt hatte.

Ueber der Arbeit vergaß Coleridge nicht der Geselligkeit. Er verkehrte viel im Hause Blumenbachs, disputirte manchmal mit Eichhorn, fand aber die Professoren im Allgemeinen so „hochgelahrt" und in ihre „akademischen Beschäftigungen vergraben", daß mit ihnen nichts anzufangen war (Cottle S. 255). In der That ist es ergötzlich, zu sehen, wie sich Blumenbach in seinen Briefen (an Sömmering) fast ausschließlich für Knochen interessirt, wie er in „kindische, ausgelassene Freude" geräth über eine sechsfingrige Hand, die er zum Geschenk bekam, wie er mit zärtlicher Fürsorge des dreibeinigen Bockes gedenkt, der in seinem Hofe gefüttert wurde! Um so mehr hielt sich Coleridge an die Studenten. Er

schrieb sich in ihre Stammbücher. Er sah ihren Aufzügen und Aufläufen zu. Er ging auf die Kneipe und sang wohl auch kräftig mit, wenn die Bierstimmen anhuben: „Ein freies Leben führen wir". Da er keine Kirche besuchte, predigte er selbst über Pitt, dessen diplomatische Klugheit er hartnäckig verurtheilte, über Giordano Bruno, dessen Lehre von der Weltseele ihm gerade in seinen platonischen Kram paßte, und über Spinoza, dessen System er jetzt, harmlos genug, in den Satz faßte: „Jedes Ding hat ein Leben für sich, und wir alle sind ein Leben." Es war ein Treiben voll ernsten Fleißes und kräftiger Lustigkeit.

Um auch deutsche Landbevölkerung und Gebirgsnatur zu sehen, unternahm er am 11. Mai mit seinen englischen Freunden und dem Sohne Blumenbachs einen achttägigen Pfingstausflug in den Harz. Ueber St. Andreasberg ging es auf den Brocken und dann in weitem Umkreis über Elbingerode, Blankenburg, Harzburg, Goslar — das die Wordsworths bereits im Februar wieder mit England vertauscht hatten — nach Göttingen zurück. Er trug eine kurze Jacke von grobem Stoff; er lebte Tage lang von Erdäpfeln und Pfannkuchen und schlief Nachts auf einem Bündel Stroh, wenn es die schlechten Dorfwirthshäuser erheischten; denn er wollte so gut die unteren Stände kennen lernen, wie die gebildeten, die alltäglichen Dinge wie die ewigen. In Hessendreisch sah er zu, wie man das Bier braute: es war so schlecht als die Bauern arm und die Zeiten kriegerisch. Er ging in Rudolfhausen durch die großen Meiereien, welche dem Amtmann von Staatswegen zur Verfügung standen, und entnahm aus ihrer musterhaften Einrichtung, daß der Landadel für die Hebung der Boden-

wirthschaft doch seine Vortheile hat. Er gab Acht, wie hart die Leute auf dem Felde arbeiteten, wie fröhlich sie aber trotzdem am Feiertag nach der Fiedel um den Maibaum tanzten oder nach der ausgestopften Taube schossen. Kam er in katholische Gegenden, so machte er sich über die Dorfkinder, welche, nur mit zerlumpten Hemden und Amuletten bekleidet, doch gesund und fett herumliefen, nicht weniger seine Gedanken, als über das schöne Bild der zwölf Apostel von Lukas Cranach, das in der Domkirche zu Goslar neben einem Altar des altheidnischen Götzen Kroto hing. An der Grenze einer Enclave von Hessen-Kassel fand er eine große Wegtafel mit der Aufschrift Pays neutre, als Warnung für den Fall, daß die Franzosen eindringen sollten, und konnte seinem Gott nicht genug danken, daß ihm dieser eine Insel zum Vaterlande gegeben. Sein Franzosenhaß stieg noch in Blankenburg, als ihm der Wirth erzählte, wie der unglückliche Ludwig XVIII. durch einundzwanzig Monate hier gelebt hatte: sehr religiös; häusliches Gebet an jedem Tag und öffentliches drei Mal die Woche; dazu eine französische Maitresse, deren Gatte mitgekommen war und ihr den größten Respekt erwies; dazu noch zarte Beziehungen zu der Tochter einer Wäscherin; ein Haushalt von achtunddreißig Personen, worunter acht Herzoge; zwei Mal die Woche bekamen die Armen die Suppe von achtzig Pfund Rindfleisch, nachdem sich der hohe Flüchtling darin gebadet hatte; das Geld für all diesen Aufwand kam über Hamburg, also von Pitt, und solches Vertrauen hatte der König auf das bis zu Thränen gerührte Volk, daß er nur in kugelfesten Kutschen ausfuhr. Coleridge begriff, daß ihn ein deutscher Bursch, der ihn für einen Spion hielt, drohend

anfuhr: „Ich will sterben für meinen König und mein Land; aber was für französisches Gelichter seid ihr?" — Freundliche Natureindrücke mischten sich dazwischen, fruchtbare Fluren und felsige Berge, fein schattirte Lüfte, „sandige" Dämmerlichter und elfische Nebelbildungen. Die Wälder schienen ihm sogar schöner, die Hügel mannigfacher, die Bauernhäuser individueller und äußerstes Elend seltener als in England; freilich ging ihm andererseits das ab, was seiner Heimath den parkähnlichen Charakter giebt: das Wasser, das üppige Grün, die Hecken, die stattlichen Einzelhäuser. Alles das führen uns die Briefe, die er nach Hause schrieb (gedruckt im New Monthly Mag. XLV) mit einer Leibhaftigkeit vor, daß wir nicht bloß die Dinge, sondern auch ihr Leben und inneres Zusammenweben durchschauen. Er lernte Deutschland wirklich verstehen.

Hiemit ging ihm auch erst das rechte Licht auf für die deutsche Poesie. Eine Reihe Gedichte hat er während dieser Monate oder kurz darauf ins Englische übertragen. Es sind anspruchslose Stilübungen. Coleridge ließ sie wohl nur aus Rücksicht auf Honorar oder Freundschaft drucken, theils in der Morning Post (seit August 1799), theils in der „Jährlichen Anthologie", welche Southey und Cottle 1800 nach dem Muster der deutschen Musenalmanache gründeten, theils auch erst 1817 in den „Sibyllinischen Blättern". Er selbst nannte dies „das Pult ausleeren" und hat es oft sogar verabsäumt, die Vorlage zu bezeichnen. Doch waren auch diese Späne nicht ohne Werth für seine Entwicklungsgeschichte: sie zeugen für die Fülle und Innigkeit seiner Anempfindung, es sind Vorläufer seiner klassischen Uebersetzung des „Wallenstein".

Vor Allem theilte er, ohne mit den Schriften der deutschen Romantiker vertraut zu sein, deren Vorliebe für das Mittelalterliche und Volksthümliche. Aus dem ersten christlich-hochdeutschen Epos, aus Otfrieds Evangelienbuch, übertrug er jene Stelle, wo die Gottesmutter ihren neugeborenen Sohn stillt und herzt. Was ihn daran fesselte, war sicher die Verbindung naiver, warmer Menschlichkeit mit Schauern des Ueberirdischen, wie er sie selbst oft hervorgezaubert hatte. Das Fragment reiht sich direkt an die Schlafscene in „Christabel", wiederholt sogar den Schlußvers fast Wort für Wort: „Sie schützte ihn vor der feuchten und kalten Luft." Noch eine Weile ging ihm das Motiv nach. Kaum hatte er es in einer lateinischen Strophe (Dormi Jesu, mater ridet) wiedergefunden — sie stand in einem kleinen katholischen Dorfwirthshaus unter einem Marienbild — so würdigte er diese gleichfalls einer Uebersetzung. Er malte das Bild selbstständig aus in einem „Weihnachtslied" mit idyllischen Schäferzuthaten und politischen Ausfällen auf Herodestyrannen. Er übertrug es endlich auf seine eigene Frau und den kleinen Berkeley, glaubte im Traume zu sehen, wie sie das Kind küßt, welches mehr als ein Kind ist, „bewegte Gegenwart des lieben Vaters", und erwachte mit Thränen auf den lachenden Augen („Der Tagtraum"). Was in „Christabel" dämonisch gefärbt war, wird jetzt kindlich. Aehnlich tändelt er mit eigener Liebe in einer Nachahmung der uralten Reime, welche „Minnesangs Frühling" eröffnen („Gegenseitige Leidenschaft"), und eines „Westphälischen Liedes", das er einem Bauern ablauschte. Am besten aber zeigte sich die unbewußte Uebereinstimmung mit unseren Romantikern darin, daß er von dem Volksliede „Wenn

ich ein Vöglein wär'", welches alsbald auch in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommen wurde, den Eingang zu einem Sehnsuchtsgedicht an seine Frau borgte. Der Titel lautet bezeichnender Weise „Etwas kindisch, doch sehr natürlich."

Was moderne Kunstlyrik angeht, traf er eine eigenthümliche Auswahl. Vorwiegend hielt er sich an das Pathos Klopstocks. Er begann einen „Mahomed" in Hexametern, welche augenscheinlich dem „Messias" nachgebildet sind, wie gleich der Anfangsvers verräth: „Sing, meine Seele, das Lied, die Flucht und die Rückkehr Mahomeds". Von Stolbergs Gedichten übertrug er „Tells Geburtsort", das „Lied eines deutschen Knaben" und einen Theil der Hymne „Die Erde", die beiden letzteren ebenfalls in hölzernen Hexametern, wie sie damals auch Southey drechselte, bis es sich schließlich zeigte, daß das Englische mit seinen vielen einsilbigen Wörtern dazu noch ungeeigneter ist als das Deutsche. Er überarbeitete ferner die klopstockisirende Ode „Chamouni vor Sonnenaufgang" von derselben Friederike Brun, deren „Sieben Hügel" auch Wordsworth die Idee zu „Wir sind sieben" gegeben haben soll; allerdings ist Coleridge sehr frei zu Werke gegangen und hat namentlich mancherlei Erinnerungen an seine Harzreise eingefügt. Nächst der Schule Klopstocks beeinflußte ihn am meisten Lessing und zwar auf dem Felde der leichten, komischen Lyrik. Bisher hatte Coleridge, wenn er humoristisch sein wollte; groteske Diabolik, rhetorische Caricatur und behagliches Ausmalen geliebt, Pinsel breit und Leinwand breit. Das Epigramm mit seiner feinen Spitze und etwas nüchternen Knappheit begegnete nur in etlichen Lücken-

büßern im „Wächter", und da ihm diese wegen ihrer persönlichen Anspielungen viel Verdruß machten, sogar die Erbschaft einer Großmutter (?) geraubt haben sollen, hatte er die Gattung für immer verredet. Jetzt nahm er sie wieder auf und lieferte eine lange Reihe von gereimten Sprüchen (bei Pickering II, 161—178), welche sich bei näherem Zusehen fast alle auf Lessing zurückführen lassen, wie er selbst gegen Cottle (S. 287) andeutete. Aus derselben Quelle floß die anakreontische Tändelei „Namen" (II, 305), während das franzosenfeindliche Sinngedicht „Aus einem altdeutschen Dichter" von Wernicke, einem Hauptvorläufer Lessings, herrührt. Die modernen Dichter behandelte Coleridge auffallend stiefmütterlich. Goethe flößte ihm durch seine Lyrik Achtung ein, aber nicht mehr. Von Schiller, seinem einstigen Idol, übersetzte er nur die Distichen auf den Hexameter und Pentameter und den „Besuch der Götter". Endlich gefiel ihm aus Matthisson das Gemälde eines altmilesischen Tempels, hoch über dem Meer, umgeben von Myrthenhainen, beschrieben in Catullischen Elfsilblern; er hat es in demselben Versmaß ins Englische gebracht. Mit Vorliebe hielt er sich also an solche Werke, über die sich das Urtheil schon gesetzt hatte. Ihm war es schon mehr um ruhiges Verständniß als um wetteiferndes Mitschaffen zu thun. Der Theoretiker siegte über den Praktiker.

Was er in Deutschland Originelles dichtete, ist gering an Umfang und eintönig an Gehalt: lauter Sehnsucht nach Weib, Kind und Vaterland. Manchmal klingen zwar noch prächtige Motive aus den „Lyrischen Balladen" nach, z. B. in den „Versen verfaßt in einem Concertsaal": Erinnerung an Romancengenuß mit

der Geliebten, wie in der „Dunklen Dame"; ein verunglückter Schiffer, der todt herumschwimmt, wie im „Alten Matrosen"; Mitternachtwind und Krähen des Hahnes aus „Christabel". Auch neue Anschauung floß ihm zu; namentlich schrieb er in das Album zu Elbingerode eine poetische Schilderung des Brockens, des weiten, hügeligen Waldlandes, das er vom Gipfel aus übersah, der sonnigen Mooslager zwischen den Föhren, und eines „altromant'schen Gaisbocks, der seinen weißen Bart bedächtig wiegte." Aber die Theile wollten nicht mehr zusammenstimmen, Coleridge fühlte sich vereinsamt und außer seinem Element, er sah kein Heil mehr als in der Rückkehr über den Kanal, um so mehr, als sein zweitgeborener Sohn Berkeley inzwischen gestorben war (10. Februar 1799) und die vereinsamte Mutter des Trostes bedurfte.

Der 24. Juni ward endlich für den Aufbruch von Göttingen bestimmt. Er feierte noch einen Abschiedsabend bei Professor Blumenbach; dann wanderte er abermals über den Brocken nach Blankenburg und Wolfenbüttel. Am 30. Juni war er in Braunschweig, besuchte die dortigen Gelehrten, sah das mineralogische Museum und hörte heftige Angriffe auf Kant: „Was soll das heißen": rief Professor Bernhard von Zimmermann, der greise Naturforscher, Reisende und Franzosenhasser, „zuerst sagen, daß das Dasein Gottes nicht bewiesen werden kann, und dann sagen, daß gerade diese Unmöglichkeit der beste Beweis dafür ist?" Aber Coleridge war schier krank vor Heimweh; er hatte weder Lust, noch Sammlung mehr, um über Kant zu streiten; er wollte nur mehr zurück in die Heimath. Am 20. August 1799 ist er wieder im ersehnten Westengland nachweisbar. Kaum

zehn Monate war er weg gewesen und hatte doch in dieser kurzen Zeit mehr gelernt als während der vier Jahre in Cambridge. Er hat auch seinen deutschen Lehrern, besonders Blumenbach und Eichhorn, wiederholt Dank und freundlichen Nachruf gezollt. Mit gutem Gewissen konnte er vor seine Angehörigen und Wohlthäter hintreten. Um seine Studien noch weiter zu treiben, hatte er für dreißig Pfund „metaphysische Bücher" mitgebracht. Und nicht bloß in philosophischer Hinsicht war er auf neue Gedanken gekommen, sondern auch in politischer. Er hatte das hl. römische Reich deutscher Nation in der tiefsten Erniedrigung, am Vorabend der Auflösung gesehen: von Frankreich geschlagen, im Innern „gepeinigt von einer elenden und boshaften Brut von Adeligen und Duodezfürsten", das Volk tüchtig, aber geknechtet und hülflos. In Göttingen kamen ihm manchmal ernste Zweifel, ob die Menschheit wirklich zu höherer Weisheit und Güte vorwärtsschreite, oder ob sie sich vielleicht stets nur im Kreise bewege. Um so verklärter erschien ihm in der Entfernung und nach dem glänzenden Siege bei Abukir das vielgeschmähte England. „Du Königin, du auserlesene Göttlichkeit auf Erden", rief er auf der Höhe des Brockens aus:

„Mein liebes England! Wie mein Blick voll Sehnsucht
Nach Westen schweift, um in den Wolkenbänken
Dein Sandgestade und die hohen, weißen
Strandklippen zu erspähen!"

Ein Jahr zuvor hatte er die tyrannische, verdorbene Insel zum Untergang verurtheilt. Jetzt konnte er mit Wordsworth sagen: „Wir haben gelernt, England zu schätzen." Als gefestigter, obwohl nicht als blinder Patriot kehrte er zurück. Er war ein für englische Be-

griffe ziemlich gemäßigter Conservativer geworden, und die Verhältnisse fügten es, daß gerade diese Frucht der deutschen Reise zuerst literarisch zu Tage trat.

Coleridge mußte daran denken, die neuerworbenen Kenntnisse zu verwerthen. Auf kurze Zeit nur pilgerte er nach Stowey, dann mit Sara und Southey zu den Verwandten nach Ottery, wo die Freude des Wiedersehens alle früheren Verdrießlichkeiten zeitweilig übertünchte. Am 27. November 1799 aber traf er (über Bristol) wieder in London in der Redaktionsstube der Morning Post ein, um aus einem gelegentlichen Mitarbeiter ein ständiger zu werden. Das Blatt war im Aufblühen; es diente der Regirung, doch mit einer gewissen Freisinnigkeit. Stuart bot sehr günstige Bedingungen, und sogar das erreichte Coleridge, daß ihm in politischen Dingen vertragsmäßig volle Unabhängigkeit zugesichert wurde. So steuerte er durch einige Monate Gedichte und Leitartikel bei, welche man als vorsichtige Studien über den Anschluß an die Torys bezeichnen kann.

In den Gedichten, die er bei dieser Gelegenheit neu schrieb, nahm er die gewohnten Formen der burlesken Satire und der Ode wieder auf; aber der Inhalt ist sehr zahm geworden. Wie leidenschaftlich hatte er in den „Gedanken des Teufels" Pitt und die Heuchelei der herrschenden Stände gegeißelt! Jetzt, in einem angeblichen Briefe „Talleyrands an Lord Grenville", begnügte er sich, abermals in launigen Knittelversen, den Phrasenstil der beiden Minister zu verspotten. Mit welcher Elementargewalt war er in „Frankreich" für die Freiheit der Schweiz eingetreten! Jetzt pries er es in der „Ode an Georgiana, Herzogin von Devonshire" — wieder in freien rhythmischen Ge-

sätzen — schon als etwas Außerordentliches, daß diese hochgeborene Dame die That des Tell mit einer Strophe beehrt hatte. Daher schwand auch die Kraft des Stils, im Briefe wuchert breite Rederei, in der Ode eine ärmliche Wiederholungssucht — die politische Dichtung von Coleridge hat hiemit überhaupt ihr Ende erreicht.

Aehnlich unterscheiden sich die Leitartikel (abgedruckt in den „Essays on his own times") von den einstigen Brandreden im „Wächter". Damals predigte er das Naturrecht, jetzt hingegen Achtung für die gewordenen Besitzverhältnisse, daher auch für die tonangebende Stellung von Adel („jener Aussatzflecken Adel" 1794) und Hof. Dort verglich er die französische Revolution mit der puritanischen nur auf ihren Anfang hin; hier weissagt er ihr denselben Ausgang: die Wiederkehr der Bourbonen. Er liefert eine Charakteristik Pitts und schildert ihn als einen Staatsmann, der nicht gewachsen, sondern gemacht sei; nicht als ein Genie mit Gemüth und Einbildungskraft, sondern als ein nüchternes Talent; nicht als einen tiefen Denker wie Burke, sondern als einen oberflächlichen Rechenkünstler. Aber je heftiger er Burkes Person angreift, desto maßvoller handelt er über die Sache, über die Fortführung des Krieges gegen Frankreich. Ein Zufall verräth uns überdies, daß er bereits sehr viel für die Regierungspolitik zu sagen wußte. Er saß am 17. Februar als Berichterstatter im Unterhaus, Pitt sprach fließend wie immer, eine Stunde und länger, immer mehr Worte, Worte. Coleridge nickte ein, fand aber bei der Rückkehr Stuart so begierig auf den Inhalt, daß er ihm in der Verlegenheit eine Ersatzrede für Pitt improvisirte. Der Eifer, mit welchem hier der Krieg vertheidigt wird, kann nicht bloß erdichtet sein: „Man

sagt uns, die Minister seien gleichgiltig gegen den Frieden, unempfindlich gegen das Elend, feindlich gegen die menschliche Freiheit; persönlicher Ehrgeiz sei ihre Triebfeder, zweihundert Millionen hätten sie vergeudet. Meine Herren, lassen sich die Leute wirklich durch Worte ohne Sinn regieren? Dies Land gewiß nicht. Es weiß, daß es diesem Kriege sein Emporkommen dankt, seine Verfassung, Alles was im öffentlichen und häuslichen Leben schön oder nützlich ist, die Majestät der Gesetze, die Freiheit des Gottesdienstes, die Heiligkeit des Herdes." Burke, der unlängst verstorbene, lebte in Coleridge wieder auf. Konnte sich der Dichter von „Feuer, Hungersnoth und Gemetzel" stärker widersprechen? Und auch die Form der Darstellung hat er geändert. Statt flammender Begeisterung führt er logischen Feinsinn ins Treffen. Er gefällt sich jetzt in haarscharfen Unterscheidungen, z. B. zwischen Napoleon als Hersteller der Ordnung und als Usurpator. Er will kein Schlagwort mehr gebrauchen, ohne dessen Bedeutung klar zu stellen; so entstand namentlich eine Definition von „Jakobiner", in welcher die Abneigung gegen die Gleichmacher und ungeduldigen Neuerer mit wissenschaftlicher Schärfe präcisirt wird. Den Halt, den er im Innern verloren, suchte er durch Systematik zu ersetzen. Die Gepflogenheit, die er an Burke stets am höchsten pries, nach Maßgabe von Prinzipien zu politisiren, sollte bis zur philosophischen Gründlichkeit gesteigert werden, damit sich sein neuer Torysmus dahinter verschanzen konnte.

Diese Artikel erregten bedeutendes Aufsehen; theils weil sie mit einem starken Umschwung der öffentlichen Meinung übereinstimmten, theils wegen ihres individuellen, denkhaften und doch leicht faßlichen Stils. Ihre Wirkung

überdauerte den Frieden von Amiens (März 1802) und soll nach dem Zeugniß von Fox in erster Linie dazu beigetragen haben, daß der Krieg gegen Napoleon alsbald wieder aufgenommen wurde, diesmal mit fast einmüthiger Begeisterung der Nation. Besonders das Blatt, welches die Charakteristik Pitts enthielt, blieb Wochen lang in Nachfrage. Ein ähnlicher Aufsatz über Napoleon war als Gegenstück versprochen, durfte aber nicht gebracht werden, weil der französische Geschäftsträger im Namen seiner Regirung Einsprache erhob. Zahlreiche Briefe erkundigten sich, wer der hochbegabte Reporter der Pittrede war, und auch die Abonnenten wuchsen stetig, woran allerdings erfahrungsmäßig der Krieg die Hauptursache war. Stuart war stolz auf seinen Mitarbeiter und trug ihn auf den Händen. Er hatte ihm ein Zimmer am Strand gemiethet (Buckinghamstreet 21), um ihm Redaktion und Parlament möglichst nahe zu rücken. Er bestritt alle seine persönlichen Bedürfnisse, damit ihm nur die Sorge für die öffentlichen bleibe. Er wollte ihn sogar zu seinem Geschäftstheilnehmer machen, was für Coleridge eine jährliche Einnahme von ungefähr zweitausend Pfund bedeutet hätte, wofern dieser nur regelmäßig drei bis vier Stunden im Tag zu arbeiten vermöchte (Gentleman's Mag. 1838). Aber Coleridge hatte kein Commando über seine Feder. Er hielt Stuart über die laufenden Ereignisse die schönsten Reden, ohne sie niederzuschreiben. Die Gedanken wälzten sich in ihm wie Traumgebilde, reich, groß, glänzend, um dann zu verschwinden ohne andere Spur als nervöse Ermattung. Er war ganz Stimmungsmensch. Er verachtete den Geschäftseifer Stuarts, dem er wohl Kenntniß vieler Menschen, aber wenig Menschenkenntniß nachsagte, und

entgegnete auf seinen Antrag, er würde das Landleben und das müßige Lesen alter Folianten nicht aufgeben für zweitausend Mal zweitausend Pfund — überhaupt sei mehr Geld als 350 Pfund im Jahre nur vom Uebel (an Poole, März 1800). Dieselbe unbekümmerte Hingabe an seinen Genius, welche ihm in der Stunde der Ergriffenheit Schwingen lieh, machte ihn unfähig zu gleichmäßigem Erwerb und dürfte die Geduld seiner Frau, welche um diese Zeit in London auf Besuch war (Lamb, 2. Jan. 1800), auf manche harte Probe gestellt haben. Nichts schildert dies stete Bedürfniß nach einem Gemüthsrausch besser als der Satz, mit welchem er selbst sein Unvermögen entschuldigte: „Das Leben ohne Enthusiasmus wäre ein so plattes Ding, daß ich im Augenblick, wo er mich verläßt, bei all meinen Gedanken eine Art Magengefühl habe wie nach den angenehmen Wirkungen einer Dosis Opium" (Jan. 1800, bei Cottle S. 430). Schon im März 1800 verließ er daher die Zimmer Stuarts und zog zu Lamb, dem leicht versöhnten Freunde. Im April brach er die regelmäßige Mitarbeiterschaft vollends ab und sandte in den nächsten Jahren nur noch hie und da einen vereinzelten Beitrag, bis das Blatt 1802 in Folge des Friedens plötzlich einging.

Die politische Thätigkeit war für eine Weile erschöpft, dafür vollbrachte jetzt Coleridge die Hauptleistung, welche in poetischer Hinsicht aus seiner deutschen Reise hervorging: die Uebersetzung des „Wallenstein". Er war weit entfernt von Trägheit; nur wollte er sich die Arbeit von Fall zu Fall selbst bestimmen. Sechs Wochen, von Anfang März an, saß er darüber, mit krampfhaftem Fleiß, in einen Schlafrock von fünf Groschen Werth gehüllt, in welchem er selbst wie ein Seni aussah, mit

niemand verkehrend als mit Lamb, und dann waren „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" fertig: nach Umfang und Art eine bewundernswerthe Kraftentfaltung. Wenn immer Coleridge Bedeutendes schuf, geschah es ruckweis, eruptiv, mit der plötzlichen Aufwallung eines Trunkenen.

Der Anstoß zum Werk war ein sehr zufälliger. Um zu verdienen, ließ Schiller das Manuskript durch seinen heimischen Verleger (Cotta) einem englischen (Bell) behufs Uebersetzung anbieten, noch bevor er es selbst für den Druck im Reinen hatte (3. Sept. 1798); denn seit den Kassenerfolgen Kotzebues riß man sich in London um deutsche Dramen. Schiller hätte zwar von einem anderen Verleger (Miller), der sich bereits anläßlich der Uebersetzungen von „Fiesko" und „Don Carlos" bewährt hatte, ein ebenso einträgliches Angebot gehabt; weil aber dieser forderte, daß die englische Ausgabe vierzehn Tage vor der deutschen erscheinen sollte, siegte der noch unerprobte Bell. Es war eine Rücksichtnahme gegen Cotta, welche Schiller bald bereuen sollte. Bell erhielt im Nov. 1799 eine Abschrift, die der Dichter selbst (am 30. September) beglaubigt hatte. Langes Schweigen. Plötzlich erfährt Schiller (4. Sept. 1800), daß in London eine Uebersetzung von dem ihm ganz unbekannten Coleridge und bei einem ganz fremden Verleger (Longman) erschienen sei; die „Piccolomini" Anfang April, „Wallensteins Tod" im Juni — das Original wurde von Cotta ebenfalls im Juni ausgegeben. Schiller läßt auf die „üble Post" hin sofort bei Coleridge anfragen, woher er die Handschrift habe. Coleridge bekam sie von Longman mit der eigenhändigen Sanktion des Autors. Longman kaufte sie arglos von Bell. Bell aber erklärte sich für

zahlungsunfähig, und es dauerte zwei Jahre, bis es gelang, ihn zur Erlegung der ausbedungenen sechzig Pfund zu vermögen. Auskunft über den ganzen Handel giebt Schillers Briefwechsel mit Cotta (Stuttgart 1876). Ein gemeines Buchhändlergeschäft hatte also Coleridge die Arbeit zugeführt; er aber führte sie aus mit einer Hingebung und Kunst, wie sie noch keiner seiner Landsleute auf diesem Gebiete bethätigt hatte.

Das Uebersetzen aus dem Deutschen wurde damals in London fabriksmäßig betrieben. Mönch-Lewis, Benjamin Thompson, Mrs. Inchbald und Mrs. Plumptre — alle verschollen, wie sie es verdienten — waren die Hauptlieferanten. Sie machten sich an gute und schlechte Stücke, wie es die Regisseure und Leihbibliotheken bestellten; sie verwässerten und verballhornten alle. Außerhalb dieser Zunft fand sich wenigstens redliches Bemühen, aber selten das nöthige Geschick. Von prosaischen Stücken waren bisher nur die „Räuber" von Lord Tytler und „Götz" von Walter Scott so übertragen worden, daß der markige Adel des Originals erhalten blieb; von poetischen keines. W. Taylors „Iphigenie" (1792) war kräftig, aber klappernd ausgefallen; die verschiedenen Gestalten, in welchen 1796 die „Lenore" auftrat, sind eigentlich als archaisirende oder frömmelnde Umdichtungen zu bezeichnen; „Don Carlos" erschien vollends in ungebundener Rede. Während schon Coleridge am „Wallenstein" saß, versuchte sich Holcroft an Goethes „Hermann und Dorothea" mit einer altjüngferlichen Zimperlichkeit, welche bei seinen revolutionären und atheistischen Ansichten doppelt auffallen muß: Hermann darf nicht „die Brust und die Schultern" der Geliebten zu umarmen begehren, sondern nur „jene schöne

Gestalt"; dem Apotheker ist aus Anstandsgründen die Pfeife weggenommen, und der Wirth zum goldenen Löwen muß sich gegen seine Gäste durchaus höflicher gebärden. All diese Leute änderten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, im höheren Sinne zu nationalisiren.

Coleridge übersetzte vor Allem treu. Allerdings darf man, um dies bestätigt zu finden, seine Arbeit nicht mit dem landläufigen Texte der Trilogie vergleichen. Die Version, welche Schiller geschickt hatte, deckte sich mit keiner der vielen anderen, wie jetzt aus deren Zusammenstellung in der historisch-kritischen Schillerausgabe Band XII bequem zu ersehen ist. Ihr Wortlaut hält im Allgemeinen die Mitte zwischen der Fassung, welche Schiller ursprünglich dem Druck zu Grunde legte, und den Aenderungen, die er selbst allmählich daran vornahm; die letzteren waren ihm zur Zeit offenbar noch nicht alle eingefallen oder einleuchtend. Außerdem stimmt Vieles zu einer Abschrift, welche Schiller der Berliner Hofbühne zur Verfügung stellte (Herrigs Archiv XII): Kürzungen; Umschreibung der Bedientenscenen in Prosa; ausführlichere Bühnenanweisungen, namentlich bei den astrologischen Ceremonien und bei dem Gelage; auch einige Zuthaten im Text, welche auf theatralische Wirkung berechnet sind, z. B. die Episode mit der Weinflasche, welche einer der Läufer beim Gastmahl zu beseitigen sucht. Die Sceneneintheilung endlich ist dieselbe wie in einer zweiten Berliner Bühnenhandschrift (hrsg. von Maltzahn 1861). Schiller hat also die für England bestimmte Version mit sorgfältiger Auswahl — ganz eigenartige Lesarten scheinen nicht vorzukommen — und zugleich im Hinblick auf eine Aufführung zusammengestellt. Nach dem Berichte Freiligraths, der sie 1861 durch

einen Aufruf im Athenäum wieder zum Vorschein brachte [1]), hat der Dichter sogar noch die Abschrift selbst durchgelesen, die Versehen des Kopisten berichtigt und in den „Piccolomini" auch gelegentlich ein Wort getilgt. Diese Vorlage hat Coleridge übersetzt und zwar mit solcher Treue, daß wir sie, eklektisch wie sie ist, mit Hilfe der übrigen Versionen im Falle des Verlustes aus dem englischen Texte durchweg reconstruiren könnten. Und nicht bloß den Sinn der Worte hat er verdolmetscht, sondern auch ihre Schönheit und Kraft. Er bewahrte die edle Pracht des Stils. Er gestattete dem Blankvers keine größeren Freiheiten als Schiller; nur daß am Schluß der Scenen die Reime wegfielen und für einen Jambus öfters ein Trochäus eintrat. Wo er nicht im Stande war, die poetische Form des Originals völlig festzuhalten, wie bei Theklas Gesang, gestand er es offen in einer Anmerkung. Das Vorspiel im Lager ließ er lieber ganz aus: die kurzen Reimpaare bereiteten ihm ebensoviel Schwierigkeiten als der breite Humor, und prosaisch wollte er nicht werden. Was er schrieb, wurde nicht bloß dem Verstande, sondern auch der Phantasie Schillers gerecht. Nimmer hätte er sich so innig anempfinden können, wäre er nicht vorher mit offenen Augen in Dichters Lande gegangen.

Eine Reihe sprachlicher Mißverständnisse, welche Coleridge passirt sind, darf man ihm nicht stark zur Last legen (vgl. die Vorrede zu dem verbesserten Abdruck in

[1]) Wenigstens die „Piccolomini" und „Wallensteins Tod". Das Vorspiel im Lager war schon damals nicht mehr aufzutreiben. Die Kopie der „Piccolomini" ist seitdem aus dem Besitz des Dr. Gillman, Highgate, in den von Alexander W. Gillman Chalmers Park, Hill Road, Croydon, übergegangen.

Bohn's Standard Library). Manches beruht wohl nur auf Zerstreutheit, z. B. wenn er „Herr Bruder" mit „Hier, Bruder" verwechselte. Am wenigsten sind dem Engländer einige falsche Deutungen von Eigennamen übel zu nehmen: Riesengebirge — huge mountains, Taboriten — minstrels (Tamburinschläger). Der Geist des Ganzen ist festgehalten: einzelne Verstöße gegen die äußere Correctheit wollen daneben wenig besagen. Schiller durfte mit Coleridge zufrieden sein und war es auch in hohem Grade, bis ihn ein reisender Engländer auf derlei „lächerliche Mißverständnisse" aufmerksam machte (Crabb Robinsons Tagebuch I, 114). Dann erst beklagte sich Schiller über „die schändlichsten Uebersetzungsfehler in den Piccolomini" (an Cotta, 6. Febr. 1801) — ein Wort, welches man der schon bedenklich wachsenden Nervosität des kränkelnden Dramatikers zu gute halten muß.

Andererseits band sich Coleridge doch nicht so sklavisch an das Original, daß er seine nationale und individuelle Empfindung ganz unterdrückt hätte. Er wollte den „Wallenstein" nicht bloß wahrheitsgemäß in englische Worte kleiden, sondern ihn lebendig in der englischen Literatur einbürgern, suchte ihn daher seiner neuen Umgebung organisch anzupassen. Die Treue des Philologen genügte ihm nicht: sein Ziel war die Treue des Künstlers. Er nahm Rücksicht auf die Sitten seiner Landsleute, ließ Complimente aus, verwandelte Küsse in Umarmungen, Umarmungen in Händeschütteln. Er trug dem Freiheitssinn seines Volkes Rechnung, indem er manchen Vers der Verachtung hinzufügte über those minions of court favour, those court harpies, welche dance .to every tune of every minister. Pathetische

Tiraden sind manchmal gemäßigt worden; z. B. „die Eingeweide schaudernd aufzurühren" heißt bei Coleridge make thy flesh shudder. Dafür sind oft klärende Uebergänge, spannende Ausrufe, nachdrückliche Wiederholungen und Umschreibungen eingeschaltet, abstrakte Ausdrücke durch anschauliche, wo möglich durch Sprüchwörter verdrängt, schwer ausladende Sätze in lebhaft abgebrochene Conversation aufgelöst. Mehrmals ist sogar eine Wendung getroffen, welche man, ohne Schiller zu nahe zu treten, passender nennen muß. So in der Scene, wo Max nach den Handschuhen der Geliebten greift: die Gräfin Terzky nimmt sie rasch zu sich und wird dafür von dem ärgerlichen Liebhaber „ungütige Tante" gescholten — you unkind lady heißt es bei Coleridge. „Sie werden sich an Manches noch gewöhnen, schöner Freund" fährt sie bei Schiller fort — im Englischen aber: you have still many new habits to acquire, young friend. Zu diesen mehr verstandesmäßigen Zuthaten gesellen sich nicht wenige, welche der poetischen Verschönerung dienen. Octavio Picolomini beschreibt seinem Sohne das rege Treiben im Feldlager — Coleridge malt sofort den Lärm der Waffen und Rosse noch weiter aus. Max antwortet mit sehnsüchtigem Rückblick auf die Landschaft des Friedens, die er eben durchreist hat — Coleridge läßt ihn seinen Traum noch länger und entzückter ausschwärmen. Bald wird ein Vergleich mitten in einer Rede eingereiht, bald eine Scene mit einer originellen Sentenz, wie zum Ersatz für den weggefallenen Schlußreim, abgerundet. Die wichtigste Neuerung aber enthält der Auftritt, wo sich das Liebespaar zum ersten Male voll ausspricht: Max vertheidigt bei Schiller das Vertrauen auf die Sterne,

als Verliebter sieht er sich gerne von göttlichen Einflüssen umwoben, er klagt, daß „die alten Fabelwesen nicht mehr sind" — hier nun fährt Coleridge mit wehmüthiger Erinnerung an seine eigenen platonischen Landschaftsgedichte selbstständig fort:

„Die edlen Menschenformen alten Glaubens,
Die Kraft, die Schönheit und die Majestät,
Die auf dem Waldberg und im Thalgrund hausten,
Im Hain, am stillen Strom, am lauten Bach,
In Schluchten und in Wassertiefen, alle
Sind sie verschwunden, leben nimmermehr
Im Gottesdienste der Vernunft".

Man kann es vom Standpunkte der Engländer begreifen, daß sie sich gewöhnt haben, den „Wallenstein" von Coleridge stolz über den Schiller'schen zu setzen. Schwerer zu erklären ist es, warum sie sich zwei Jahrzehnte Zeit gelassen haben, dies Urtheil zu schöpfen. Für den Anfang fiel das Werk todt von der Presse. Der Uebersetzer selbst gab das erste Beispiel der Gleichgiltigkeit. Als er die Arbeit unternahm, hatte er in aufwallender Begeisterung dem Publikum auch einen Essay über Schiller versprochen; davon nahm er bereits im Vorwort zum ersten Theil Abstand. Dem zweiten Theile setzte er sogar halben Tadel voran: „Wallenstein" mit seinen breiten Reden könne nicht mit „Othello" oder „Lear", sondern höchstens mit „Richard II." oder „Heinrich VI." verglichen werden. In gleichzeitigen Briefen schalt er rückhaltslos über das „schleppende, langweilige, schwerfällige Stück". Ueberanstrengung mag beigetragen haben, ihm den Genuß zu verderben. Auch war er zu sehr befangen in der Erwartung, noch etwas Großartigeres als die „Räuber" zu finden, über welche

ihm „Wallenstein" doch nur in der Verfeinerung der Technik, in der weisen Berechnung der Scenenfolge (K. Paul's Godwin II, 8) und in einzelnen Situationen hinauszugehen schien. Nicht zum mindesten endlich verleidete ihm wohl sein wachsender Napoleonhaß den Charakter des Helden, der ja ebenfalls mit idealistischer Spiegelfechterei die höchste Gewalt an sich reißen will. Noch unfreundlicher verhielt sich das Publikum. Das deutsche Theater, mit den Revolutionsideen eingedrungen, sollte gerade mit den Revolutionsideen wieder hinausgeworfen werden. Die Antijacobin Review machte es zur Mode, darüber zu lachen, und zur patriotischen Pflicht, darüber zu schimpfen. Von einer Aufführung des „Wallenstein" war keine Rede. Die Recensenten zeterten: Wallensteins ungeordneter Stolz sei abstoßend, sein versuchter Hochverrath ruchlos, das ganze Drama voll langweiliger Extravaganz und Verrücktheit, die Uebersetzung matt, ohne Harmonie und Eleganz (Monthly Rev. und Brit. Critic.) So weit kann die Verquickung von Poesie und Politik führen! Es ist bezeichnend für den damaligen Stand der öffentlichen Meinung, daß Coleridge sogar die halb lobende Aeußerung der Monthly Review, er sei noch immer bei weitem der vernünftigste Kämpe des deutschen Theaters, in einem geharnischten Eingesandt von sich abwehrte: „Der bloße Umstand, daß ich ein Manuskriptdrama übersetzte, ist noch nicht einmal ein Beweis, daß ich dies eine Stück bewunderte, geschweige daß ich im allgemeinen ein Verehrer der Stücke in jener Sprache bin". Das Buch, wie fast jedes, welches Coleridge herausgab, war auf lange Zeit hinaus ein trauriger Mißerfolg. Die Exemplare wurden Ladenhüter und nach einigen Jahren vom Verleger als

Makulatur verschleudert, obwohl Coleridge rieth, sie zu behalten, bis das Fieber des Antijakobinismus vorüber sei. Wenige hatten künstlerische Ruhe und Selbstständigkeit genug, um das Drama zu würdigen: Southey zog es allen andern Dichtungen Schillers vor (Leben II, 139), Wordsworth und Campbell haben daraus geschöpft (Blackw. Mag. XIV, 377), Walter Scott entlehnte ihm manches Motiv, z. B. das astrologische Beiwerk in „Kenilworth". Diese Kreise behielten „Wallenstein" im Gedächtniß und verhalfen ihm nach dem Sturz Napoleons allmählich zur Geltung. Walter Scott war der erste, so viel ich sehe, der die Uebersetzung noch über das Original pries. Die Citate, welche er in seine Romane herübernahm, bewirkten gegen Anfang der Zwanziger Jahre, daß sich die Menge wieder um das Buch kümmerte. Jetzt wurde es zu erhöhten Preisen gekauft. Das London Magazine erklärte es 1824 für die einzige erträgliche Uebersetzung aus dem Deutschen. „Wäre Wallenstein ein englisches Original gewesen", schrieb das Blackwood Magazine 1823, „er hätte Wunder wirken können; aber wir waren in unserer gesunkensten Zeit zu stolz, uns von einer fremden Fackel entflammen zu lassen". Heute ist Coleridge in England die anerkannte Autorität für den „Wallenstein", ungefähr wie bei uns Schlegel und Tieck für Shakspere.

Nicht minder eifrig als vor der Oeffentlichkeit bemühte sich Coleridge im Freundeskreise und in der Gesellschaft mitzutheilen, was er auf der Reise gelernt hatte.

Am vertrautesten war er nach wie vor mit Lamb, der sich eben auch vom Dichten abkehrte und dafür immer tiefer in die elisabethinischen Dramatiker hinein-

las. Tag und Nacht drängte ihn nun Coleridge, darüber zu schreiben. Er empfahl ihn dem Herausgeber der Morning Post. Er wandte ihm sein neues kunstkritisches Wissen mit einer Sorgfalt zu, „wie ein Gärtner seine junge Tulpe pflegt" (Lamb, 17. März 1800). Wenige Monate später (26. August) machte sich Lamb bereits über die bisher landläufige Behauptung lustig, Shakspere sei ein originelles, aber ungeordnetes Genie gewesen. Es liegt auf der Hand, woher diese verbesserte Einsicht stammte; um so mehr, als Coleridge um dieselbe Zeit für die Morning Post „eine Art Dramaturgie" der Londoner Theater plante (Cottle S. 431).

Lessing für Lamb, Kant für Godwin. Der Verfasser der „Politischen Gerechtigkeit", jetzt auch als edelmüthig überspannter Roman- und Zeitungsschreiber bekannt, war der ruhige, schweigsame Mittelpunkt einer literarischen Plauderstube. Da verkehrte Horne Took, der greise, doch immer noch rührige, etymologisirende Pamphletist, den einst Coleridge in der Getreidehalle zu Bristol als Märtyrer des Republikanismus verherrlicht hatte. Da war wieder Mackintosh, der sich eben durch gewandte Vorlesungen über das Gesetz der Natur und Nationen das Lob Pitts erwarb, während Coleridge über sein advokatenmäßiges Nützlichkeitsprogramm wetterte und spöttelte. Da stellten sich namentlich verschiedene Blaustrümpfe ein, für welche Godwin als schrecklicher Verfechter der freien Liebe einen besonderen Reiz hatte. Coleridge ging hin, weil Godwin trotz seiner anarchistischen Wildheit im Grunde eine gute Haut war, und hielt vor dieser gemischten Gemeinde seine ersten Kantpredigten. Nicht ohne Erfolg. Godwin gab auf sein Zureden den Atheismus auf und trat in

ein persönliches Verhältniß zu dem Prinzip alles dessen, was in der Welt „groß, schön oder geheimnißvoll ist, ohne eitle Versuche, zu beweisen und zu definiren" (K. Paul I, 358). Es ist die Ansicht Kants, welcher ja ebenfalls einen Gott, ein allerrealstes Wesen lehrt, dessen persönliches Dasein aber nicht mit wissenschaftlicher Sicherheit zu erweisen sei. Nicht weniger Eindruck muß Coleridge auf die Damen gemacht haben, denn als er schon London verlassen hatte, kamen sie noch Tag für Tag die hohen Treppen zu Lamb emporgeklettert, um nach seiner Adresse zu fragen. Auch mancherlei andere Freunde, die er in London gewann, bekamen je nach ihrer Beschäftigung von Kant zu hören; so scheint er den Malern Purkis und Howard dessen Definition vom Erhabenen entwickelt zu haben. Eine interessante Kulturübertragung von Deutschland nach England war hiemit lebendig und nachdrücklich eingeleitet.

Ende April 1800, als der „Wallenstein" fertig war, sah Coleridge in London nicht mehr seines Bleibens. Die Wiesen wurden grün, er hatte das Stadtleben wieder gründlich satt und empfand zugleich das Bedürfniß, die in Deutschland begonnenen Studien mit Hilfe der mitgebrachten Bücher zu vollenden. In den ersten Maitagen finden wir ihn hoch im Nordwesten am lieblichen See von Grasmere, auf einem Besuch bei seinem „Gott Wordsworth", wie der zurückbleibende Charles eifersüchtig witzelte. Er sah die zauberhafte Schönheit des Seedistriktes, die südliche Ueppigkeit der Thäler, die nordische Wildniß auf den Bergen, die träumerischen Wasseraugen, die behäbigen Bauernhöfe, die kernigen Landleute. Wie viel herrlicher noch war diese Natur als Stowey! Dazu die poetische Gesellschaft von Mr. und Miß Wordsworth

— Coleridge war sofort bereit zu bleiben. Er fuhr noch einmal nach Bristol und Stowey, um sich zu vergewissern, daß dort die Miethverhältnisse unmöglich geworden; Poole plante überdies eine Reise nach dem Continent. Nebenher ging ein Besuch in Liverpool, wo Coleridge mit dem Bankier und Geschichtsschreiber Roscoe vertraut war. Dann packte er mit Weib und Kind zusammen und zog Wordsworth nach an die Seen.

Fast zwei Jahre fruchtbaren Lernens und Wirkens lagen hinter ihm. Im neuen Aufenthalte sollte sich dies fortsetzen, ja steigern. Von der Landluft hoffte Coleridge Stärkung seiner Gesundheit, vom Familienleben heitere Anregung zur Poesie. Leider sollte das Gegentheil eintreten, gerade in der Zeit und an dem Orte, wo er sich die schönste Zukunft erhoffte.

VI. Kapitel.

An den Seen. Krank und unstet.

(Sommer 1800 bis Herbst 1810.)

Reality's dark dream!
(Dejection.)

An den Seen schienen sich zuerst alle Hoffnungen zu erfüllen. Noch nördlicher als Grasmere, einen leichten, angenehmen Tagemarsch von den Wordsworths entfernt, fand sich für Coleridge ein geeignetes Haus, das neue Heim für seine Familie, so lange er lebte. Es hieß Greta Hall und steht heute noch, in eine Damenschule verwandelt, am Westende des Städtchens Keswick auf einem baumreichen Hügel, den der Greta umarmt, der Abfluß des Sees von Keswick in den von Bassenthwaite. Da waren noch größere Wasserspiegel als bei Grasmere, ein Kranz von mächtigeren Bergen, eine reichere Thalentwicklung und zugleich städtische Bequemlichkeit näher zur Hand. Das Haus war neugebaut und geräumig, eigentlich zwei Häuser unter einem Dach, von welchen der Besitzer, Mr. Jackson, das kleinere bewohnte. Darin lag ein weiterer Vortheil, denn Jackson trat sofort in ein herzliches Verhältniß zu seinen Miethern. Er hatte sich vom gewöhnlichen Fuhrmann durch harte Arbeit und

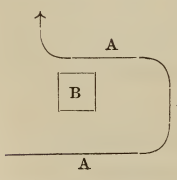
redliche Sparsamkeit zum wohlhabenden Mann emporgerungen, war frugal gegen sich, aber desto freigebiger gegen Andere, liebte Bücher und verehrte die Schriftsteller. Er nahm Coleridge für die Hälfte der Summe zu sich, die ein Anderer bot. Er hatte eine gute alte Haushälterin, Mrs. Wilson, bei welcher Mrs. Coleridge, der kleine Hartley und der noch kleinere Derwent (geb. am 14. September 1800) prächtig aufgehoben waren. Jackson stand sogar Pathe für Hartley, als die Kinder 1802 endlich getauft wurden, und bedachte ihn bei seinem Ableben (1809) mit einem Legat. Der Dichter konnte ruhig in seinem Studirzimmer sitzen, eigene Bücher und beliebig viele aus Jacksons Hausbibliothek um sich gestreut, eine alte Orgel neben sich, vor dem Fenster eine entzückende Aussicht auf das parkartige Vorland, auf die fernen Bergcoulissen und auf Lüfte von berühmter Wolkenfülle, so daß es ihm vorkam, „als ob Himmel und Erde ein ewiges Zwiegespräch hielten" (Cottle S. 440). Doch hören wir, wie er selbst wenige Tage nach seiner Ankunft in einem Brief an den Landschaftsmaler Samuel Purkis (in Brentford bei London) seine herrliche Umgebung beschrieb. Das Original liegt auf dem Britischen Museum (Addit. 27457) und ist bisher ungedruckt.

Greta Hall, Keswick,
Cumberland.

„Lieber Purkis,

Ich schreibe Ihnen vom Dachboden von Greta Hall, einem Pachthäuschen im Besitze von S. T. Coleridge Esq., Freiherr, Dichter und Philosoph im Nebel. Dies Greta Hall ist ein Haus auf einer kleinen Anhöhe, ein Stückchen außerhalb Keswick in der Grafschaft Cumber-

land. Ja, mein lieber Herr, hier bin ich, Skiddaw im Rücken, zur Rechten den See von Bassenthwaite mit seinem majestätischen Gehäuse von Bergen, alle in den einfachsten Linien, schief aufragend über der Fahne dieser elenden Feder. Ich sehe die Sonne untergehen — mein Gott! Welch ein Anblick! Rechts vor mir ist ein großes Lager von Einzelbergen, jeder geformt wie ein Riesenzelt; und zur Linken — aber viel näher, als der See von Bassenthwaite auf der Rechten — ist der See von Keswick mit seinen Inseln und weißen Segeln und strahlenden Abendlichtern, gekrönt von grünen Wiesen. Die drei übrigen Seiten hingegen sind eingerahmt von den phantastischsten Bergen, die je ein Erdbeben im Spaß emporwarf; so phantastisch, als hätte sich die Natur selbst in die Krämpfe gelacht, in welchen sie entstanden sind. Knapp hinter mir, am Fuß des Skiddaw, fließt der Greta — ich höre deutlich sein Rauschen; dann biegt er sich fast in einem Halbkreis herum und fängt jetzt gerade vor mir die purpurnen Lichter der zerstreuten Wolken —



A A A ist der Fluß und B mein Haus.

Bisher war ich jämmerlich unwohl und genieße jetzt den göttlichen Ort, wo ich mich niedergelassen habe, mit den freudigen, wonnezitternden Nerven der Genesung. Ich kam vergangene Woche hier an, nachdem ich vierzehn Tage in Grasmere gelegen. In Liverpool verkehrte ich sehr viel mit Roscoe, einem Mann vom bezauberndsten Wesen — wofern nämlich offener Kopf, Liebenswürdigkeit, Einfachheit, Heiterkeit, vereinigt in einem Schriftsteller, der zugleich

ein guter Gatte und ausgezeichneter Vater von neun Kindern ist, irgend jemandem Anspruch auf solches Lob geben können.

Sara Coleridge ist wohl, sie erwartet ihre Niederkunft in den ersten Wochen September. Hartley ist ganz Gesundheit und Entzücken — er ist ein Elf, der auf einem Espenblatte tanzt — unermüdlich in Freude, vom Morgen bis zum Abend unentwegt freudig.

Und wie kommen Sie vorwärts? und Ihre liebe Frau? und Ihre Kleinen? Wahrhaftig, es ist nur eine überflüssige Formsache von mir, zu sagen, mit welch aufrichtigem Jubel ich Ihnen die rechte Hand der Gastfreundschaft entgegenstrecken würde, wenn Zufall oder Wahl Sie hieher führen würde! Ich wollte, ich wüßte den Zauber, der Sie zwingen könnte! Wir haben hier angenehme Bekanntschaft, und ich werde freien Zutritt zu der reichen Bibliothek des Sir Alfred Lawson bekommen — doch werden Sie sich wohl vorstellen, daß ich Stowey nicht ohne Trauer verließ, und daß ich jetzt noch an meine Trennung von Poole nicht ohne Schmerz denken kann. Jetzt, während ich schaue, ist dort, über der hellen Sonne auf dem Bergesgipfel, ein dunkler Wolkenstreif — und so, lieber Purkis, ist mir jener Gedanke.

Ich habe sehr bedauert, daß mich meine Verpflichtungen in London verhinderten, die Bekanntschaft des Mr. Howard recht zu pflegen. Ich war von ihm außerordentlich eingenommen, und jetzt, wie damals, kommt mir oft der Wunsch, die geistige Wohlthat zu erproben, welche ein Dichter und ein Maler einander erweisen könnten, wenn sie lange beisammen wären. Grüßen Sie mir ihn wärmstens, wenn Sie ihn sehen, und sagen Sie: wenn er, müde der Stadt oder abgespannt von

Arbeit, geneigt wäre, eine Weile zu sehen, wie die Natur unser Gefühl zu befriedigen und zugleich zu verblüffen vermag, so habe ich einen einfachen Tisch und ein ruhiges Zimmer zu seiner Verfügung, so lange er nur bei mir bleiben will. Kurz, es würde mich sehr freuen, ihn zu sehen. Könnten Sie nicht zusammen herkommen? Zum Henker — stehen Sie nicht unschlüssig, sondern kommen Sie — meine Frau will mich nicht auf dem Dachboden lassen — ich muß gehen und ihr einen Koffer auspacken — sie kann sich nicht niederbeugen — Dank meinem jüngsten Versuch über Bevölkerung.

Gott segne Sie und

S. T. Coleridge."

Dienstag, 29. Juli 1800.

Aus jeder Zeile spricht Lebenslust, die an Uebermuth grenzt; Coleridge war wieder in seinem Element. Das Unwohlsein hielt er nur für vorübergehend. Er wollte jetzt die glückliche Stimmung auch dichterisch ausnützen und machte sich vor Allem an den zweiten Gesang von „Christabel"; denn Wordsworth wünschte die Ballade vollendet, um sie im zweiten Bande der „Lyrischen Balladen" mitzutheilen. Aber die Muse wollte ihm nicht mehr gehorchen. Er machte „manchen Spazirgang in den Bergen und Wolken; er hörte den Wind oft vom Skiddaw blasen, „so laut als Wind nur sein kann" — vergebens. Erst als er einmal bei einer Einladung ungewöhnlich eifrig das Glas geschwungen, wurden seine Nerven aufgerüttelt, und die gewünschten Verse stellten sich ein, reichlich und mächtig, obwohl, wie bereits gezeigt wurde, nicht ganz mit der früheren

märchenhaften Luftigkeit. Dann waren seine Kräfte wieder erschöpft, die Ballade blieb Fragment und daher noch ungedruckt. Eine Saite in dem Geiste des Dichters hatte nachgelassen, und zwar aus Ursachen, welche bereits in Stowey hervorgetreten waren. Dieselbe Naturfreude, welche seine schönsten Gedichte beseelt, verführte ihn zu ungezügeltem Herumschweifen in Wind und Wetter, dadurch wurde seine ererbte Anlage zu Rheumatismen ausgebildet, und diese bekämpfte er immer gewohnheitsmäßiger mit dem quacksalberischen Gegengift, welches ihm die dichterischen Träume in pathologische verwandelte.

Das eine Unglück zog, wie gewöhnlich, ein zweites nach sich, das ebenfalls nicht ungemeldet kam. Mrs. Coleridge litt unter der Unthätigkeit ihres Mannes am meisten und verstand sie am wenigsten. Sie war eine vortreffliche Hausfrau, eine liebevolle Mutter, eine herzensgute Seele, aber einen Stimmungsmenschen wußte sie nicht zu behandeln. Früh vertauschte sie die heitere Frische der Jugend mit einer matronenhaften Aengstlichkeit. Sie war stets aufgelegt zu bangen und zu klagen, so daß ihr Southey den Spitznamen Thisbe aufbrachte. Jede Stunde machte sie sich mit wohlgemeinten Winken fühlbar, ungefähr in diesem Stil (Stuart im Gentleman's Mag. 1838, S. 75): Die Kuh will kälbern — die Kuh frißt nicht — die Kuh ist wohl krank — wir werden die Kuh verlieren — wie schlecht wir daran sind — Southey verdient so viel und nur mein Gatte mit seinem überlegenen Talent rührt sich nicht u. dgl. So rückte sie ihm mit einem Mückenschwarm prosaischer Sorgen zu Leibe. Er aber hielt es fast für sündhaft, an das gemeine Geld zu denken, bevor ihn die äußerste Noth zwang, und dann holte er es von der nächsten

besten Quelle, namentlich von den Wedgwoods. Zureden hatte auf ihn keine andere Wirkung, als daß er um so mehr Zeit mit Pläneschmieden vergeudete, daß er mißmuthig wurde und sich fragte, ob dies wirklich die Frau sei, von welcher er in Deutschland mit so verklärender Sehnsucht geträumt hatte? Es ist das alte Problem der Dichter- und Künstlerehe.

Vielleicht wäre er sich dessen, was er bei ihr vermißte, nicht so bewußt geworden, wenn ihm nicht eben eine andere Frau mit schwärmerischem Dichterinteresse geschmeichelt hätte. Das war Mrs. Robinson, auch Perdita genannt, eine der literarischen Damen, welche bei Godwin verkehrten. Mit sechzehn Jahren, anmuthig und hochbegabt, war sie an einen reichen Amerikaner verheirathet worden, dem sie nach kurzem Luxusleben in den Schuldenthurm folgte. Von Garrick für die Bühne ausgebildet, hatte sie das Unglück, in der Rolle der Perdita dem Prinzen von Wales zu gefallen — schmähliche Verlassenheit war der Lohn. Dann war sie als Dichterin aufgetreten, hatte Petrarca nachgeahmt, Werther beklagt und als vielbesingende, vielbesungene Laura Mathilde den Mittelpunkt einer gegenseitigen Lobesgesellschaft gebildet, bis ihr ein grausamer Satiriker das Spiel verdarb. Jetzt war sie arm, kränklich, über vierzig Jahre alt, aber immer noch voll geistigen Schwunges, redigirte den belletristischen Theil der Morning Post und übersetzte daneben den frommen Klopstock. Mitleid gewann ihr das Herz von Coleridge um so leichter, als er den verrufenen Prinzen seit langem tief verachtete (Pickering I, 187). Er brauchte nicht den Pharisäer zu spielen. Offen suchte er sie zu trösten und aufzurichten

in den Versen „An ein unglückliches Weib im Theater“:

„Du hast erfahren Trug und Thorheit,
Du hast gefühlt der Sünde Weh;
Mit traurig sinnigem Gemüthe
Und innerlich gefestigt geh!“

Das Gedicht entstand noch in London und erschien bereits 1800 (in der „Jährl. Anthologie“). Auch aus der Ferne erkundigte er sich nach ihrem Befinden: „Wie geht es Mrs. Robinson?“ schrieb er im Mai an Godwin; „empfiehl mich ihr auf das Freundlichste und Achtungsvollste“. Seine Theilnahme war vielleicht die letzte Freude, welche sie erlebte. Sie dankte ihm in einer Ode mit einer fieberhaften Ueberschwänglichkeit, welche daran mahnt, daß sie ebenfalls zum Opium gegriffen hatte: „Göttlicher Geist, mit dir will ich wandern . . . will schauen deinen Sonnenpalast und deine Höhlen von Eis“, heißt es da, augenscheinlich im Hinblick auf „Kubla Khan“; wie die Geliebte in diesem Traumgedichte wollte sie eine wonnige Weise singen „von dir, dem herrlichen, abstrusen Lieblingskind der Musen“. Gezeichnet „Sappho“. Als sie der Arzt im Spätsommer auf das Land schickte, ging sie nach Keswick und rief in einer zweiten Ode alle guten Einflüsse der Elemente auf den neugeborenen Derwent herab: der Name des Kindes — Derwent Water heißt ja der See von Keswick — und „Frost um Mitternacht“ lenkten diesmal ihre Gedanken. Sie zeigte im höchsten Grade jene leichte, phantastische Anempfindung, welche Coleridge so gerne bei seiner Frau gesehen hätte. Früh an einem Sonntag Morgen plünderte er den Garten seines Miethsherrn, um der zartfühlenden Patientin einen Blumenstrauß zu

bringen: ein Vergehen gegen das dritte und achte Gebot zugleich, wie er selbst in launigen Versen bemerkte (Pickering II, 338). Und Sara hatte doch schon mit Miß Wordsworth geeifert! —

Was ihm Mrs. Robinson gewesen, wurde ihm erst völlig klar, als sie wieder abreiste (November 1800). Er weinte ihr die Elegie „Ein fremder Minstrel" nach und feierte sie als „eine Frau mit süßem Sang, mit sanftem blauem Auge". Wenige Wochen später, am 26. Dezember, starb sie. Die genannte Elegie erschien 1801 als Beilage zu ihren Memoiren. Einige Jahre später wurden ihre nachgelassenen Gedichte herausgegeben, und u. A. spendete auch Coleridge ein zweites Klagelied, dessen Titel bereits verräth, als was er sich nach ihrem Verluste fühlte: „Der verrückte Mönch" (Macmillan's Coleridge II, 362—4).

Seit zehn Jahren war sein Gemüthszustand aus einer Erregung in die andere gestiegen. Immer deutlicher trat jetzt Abspannung ein. Zwischen ihm und seiner Frau gab es keinen Streit, keine Unzartheit, kein bitteres Wort; aber die Liebe verebbte zu pflichtgemäßem Mitgefühl. Zwei Gedichte bezeichnen den Uebergang: „Die Nachtscene" und „Das Gemälde". Beide handeln von enttäuschter Leidenschaft bei dauernder Treue. Er, im Innern resignirt, athmete auf, wie befreit von einer inneren Qual, und war dabei tief unglücklich, daß die Luftschlösser in Sand zerfielen „und träge Schlangen auf den flachen Trümmern hin sich schleppten". Er suchte sich aus eigener Kraft emporzurütteln — „doch nimmer bist du groß", rief er sich selbst zu, „als durch den Ansturm großer Leidenschaft".

Ebenso kühl wurde er gegen die politischen Ereig-

nisse des Tages, gegen den lang ersehnten Sturz Pitts (Februar 1801), gegen den eifrig vertretenen Friedensschluß mit Frankreich (März 1802). Als Fox, sein früherer Liebling, eine Versöhnungsreise nach Paris machte, nannte ihn Coleridge in der Morning Post (2. November 1802) einen mehr gallisch als englisch gesinnten Jakobiner, was sogar der milde Lamb mißbilligte und bedauerte. Er betrachtete das Treiben der Völker und Parteien nur mehr „mit dem Aug' des Eremiten", wie es in der gleichzeitigen „Ode auf die Ruhe" heißt; als einen „wirren, blutig trügerischen Schacher, zu dumm für eine Thräne, zu schlecht für einen Lacher".

Selbst die Freuden, die er an Kindern und Freunden erlebte, vermochten den Alp nicht zu bannen. Hartley entwickelte ein frühreifes, märchenhaftes Denken, unterschied bereits mit fünf Jahren zwischen „wirklichem Hartley, Schatten-Hartley, Bild-Hartley, Spiegel-Hartley, Echo-Hartley und Fang-mich-Hartley", lebte in wundersamen Träumen und wurde von Wordsworth bewundernd angesungen. Derwent gedieh zusehends und lief gar possirlich in einem gelben Röckchen herum, das ihm den Spitznamen „stumpfiger Kanarie" einbrachte. Am 21. Dezember 1802 kam auch ein Töchterchen, Sara, zur Welt: es ist bedeutsam, daß ihre Geburt nicht mehr vom Vater, sondern von der Mutter in die Familienbibel eingetragen wurde, daß sie nach der Mutter getauft wurde, und daß sie während ihrer ganzen Kindheit eine Art Scheu vor dem Vater mit einer unbedingten Hingebung an die Mutter verband. Wordsworth vermehrte den Freundeskreis, indem er 1802 seine milde Frau heimführte. Lloyd zog in die Nähe. Southey übersiedelte 1803 mit Frau und Töchterchen zu seinem

Schwager Coleridge und füllte fortan Greta Hall mit Arbeitsfreudigkeit. Lieber Besuch kam des Weges: im Sommer 1801 der ehrenfeste Dichter Rogers; ein Jahr darauf die Geschwister Lamb, um sich trotz ihres eingefleischten Londonerthums in Gebirgsromantik zu berauschen; 1803 William Hazlitt, stolzer und düsterer als einst in Shrewsbury, aber noch immer voll Ehrfurcht für große Männer, besonders für Coleridge, den er jetzt malte; mehrmals auch der Quäker Thomas Clarkson, der unermüdliche Apostel der Sklavenbefreiung, mit seiner hochgebildeten Frau. Die Brüder Wedgwood zeigten bei jedem Anlaß ihre alte Freigebigkeit. In gesundem Zustand hätte sich Coleridge glücklich fühlen müssen. Aber die Gicht wuchs ihm über den Kopf. Bald schwollen ihm die Finger, bald die Zehen; dann fuhr ihm die Krankheit in das Auge oder in den Magen. Ein Mr. Edmondson, von dem er eine Masse medicinischer Bücher borgte, bestärkte ihn noch im Gebrauch des Opiums: es half, aber nur für den Augenblick als Betäubungsmittel; es mußte daher immer wieder und stärker genommen werden, bis seine Natur unheilbar daran gewöhnt war. Seine Nerven geriethen jetzt in ein beständiges Zittern, wie Espenlaub. Bei Nacht quälten ihn, der sich doch ohne Schuld wußte, die fürchterlichsten Träume; er schilderte sie selbst in den Versen: „Schmerzen des Schlafes“: ein elegisches Gegenstück zu „Kubla Khan“! Bei Tag war dafür seine Einbildungskraft träge. Sie lag abgebrannt „wie ein kalter Docht auf dem Ring eines Messingleuchters, ohne auch nur durch einen Talggeruch zu verrathen, daß sie einst in Flamme gekleidet war“ (an Godwin, 25. März 1801). Mit ohnmächtigem Wetteifer mußte

er sehen, zu welcher Vollendung es Wordsworth im zweiten Bande der „Lyrischen Balladen" gebracht. „Wenn ich sterbe", schrieb er in demselben Briefe an Godwin, „und die Buchhändler wollen etwas für eine Beschreibung meines Lebens geben, so sage: Wordsworth stieg auf ihn herunter wie das γνῶθι σεαντόν vom Himmel, und zeigte ihm erst, was wahre Dichtung wäre." Seine Feder wurde unfruchtbar, Monate lang erschwang er sich zu keinem Briefe (Cottle S. 466), und wenn ihm auch vereinzelt ein Ton von Lustigkeit noch entrann, wie in der „Ode an den Regen", so klingt zugleich die traurige Gleichgültigkeit eines Alltagslebens heraus. Im Jahre 1803 wurde eine dritte Auflage seiner Gedichte nöthig — die Revision wurde unbesehen Lamb überlassen. Sein Gesicht, geformt, um zu blühen, wurde bleich. Den einen Tag verbrachte er in schwerer Betäubung, den anderen in kindischen Spielen, als wohnten zwei grundverschiedene Menschen in ihm — so scheinen ihn wenigstens Wordsworths „Strophen, geschrieben in mein Taschenexemplar von Thomsons Schloß der Trägheit" zu schildern. Coleridge war ein gebrochener Mensch — mit dreißig Jahren!

Der ergreifendste Ausdruck dieser ausdrucksarmen Stimmung ist die Ode „Niedergeschlagenheit" (April 1802). Wie in „Frankreich" beginnt Coleridge mit den mächtigen Erscheinungen der Natur: mit den Winden, den Wolken, dem Monde, der als ruhiger Kahn durch das Firmament schwimmt; nur ist ihr freundliches Spiel zum dräuenden Sturm angeschwollen. Abermals verweilt er wehmüthig auf dem Entzücken, welches ihm einst die Landschaft einflößte, dort in der Erwartung gesellschaftlicher Freiheit, hier im Gefühl der Gesundheit;

doch scheint es mehr ein Echo von Schillers Dithyrambus auf die Freude als ein Ton aus seiner eigenen Brust, wenn er jetzt die Freude in trunkener Weltumarmung feiert, als eine Mitgift des Himmels an reine Seelen, als eine innere Kraft, ohne welche alle äußere Schönheit für uns kalt bleibt. Am Schluß entsagt er dem weiteren Hoffen auf Naturfreude, wie in „Frankreich" dem auf Völkerfreiheit. Er ist vom Unglück zu Boden gebeugt, jede Heimsuchung lähmt mehr und mehr seine schöpferische Gestaltungskraft, in den Winden gellen ihm Teufel, in den Wolken sieht er Kriegerschaaren mit klaffenden Wunden, dazwischen in stillen Pausen hört er das Wimmern eines verirrten Kindes — leb' wohl, Wonne, bleib dem glücklicheren Freunde treu und zeige ihm alle Dinge von Pol zu Pol in einem höheren Leben! Dieser Freund — in späteren Ausgaben heißt es dafür „Dame" — ist ohne Zweifel Wordsworth; seine frohe, lebendige Beobachtungsweise hat abermals merklich auf Coleridge gewirkt, denn die Vorstellung des Himmelskahnes war bereits in Wordsworths „Peter Bell", das Motiv des verirrten Mädchens in dessen „Lucy Gray" vorgebildet. Umgekehrt ist die Ode auch wieder für Wordsworth eine Quelle von Anregung geworden. Er hat den Grundgedanken, den Gegensatz zwischen der Allfreude in der Außenwelt und der Freudlosigkeit des alternden Dichters, in der Ode „Andeutungen der Unsterblichkeit" (1803—6) wieder aufgenommen und so behandelt, daß auf die Klage von Coleridge eine tröstliche, ermunternde Antwort herausspringt. Zugleich hat er den Eingang aus dem „Verrückten Mönch" und den berühmten Schlußvers — „Gedanken, die zu tief oft sind für Thränen" — mit wörtlichem Anklang aus der „Ode auf die Ruhe"

geborgt. Coleridge war noch im Verfall eine Gluth, welche zündete. Seine „Niedergeschlagenheit" hat bis auf Shelleys „Verse, geschrieben in Niedergeschlagenheit bei Neapel" Funken hinüber geworfen: süße Verzweiflung Angesichts einer herrlichen Landschaft, ein tiefer Kummer ohne Namen, Vergleich mit dem müden Kinde, das sich in den Tod weint.

Die nächsten Jahre, 1803, 1804, 1805, haben kein nennenswerthes Gedicht mehr gezeitigt. „Niedergeschlagenheit" ist ein schwungvolles Grablied, das Coleridge seiner eigenen Phantasie nachsang.

Erleichterung suchte er zunächst in der Philosophie, wie er in der genannten Ode selbst sagt:

„Durch abstruses Forschen abzustreifen
Von meinem Wesen meine Wesenheit,
Ward meine einzige Glückseligkeit."

Aehnlich hatte er bereits ein Jahr vorher in einem Brief an Godwin vom 25. März 1801 offen erklärt, er fühle sich nur mehr für Werke der strengen Logik tauglich. Er betrachtete jetzt die Berge mit dem „trockenen Auge des Geometers": wie fremd war ihm die Mathematik in der Jugend gewesen! Von der Poesie, welche zu traurig geworden, war sein Geist fortan der Spekulation zugekehrt, gerade wegen der absorbirenden Anstrengung, welche diese erheischte.

Die Kernfrage für Coleridge, wie für alle Philosophie, war es immer, wie sich Geist und Außenwelt vereinbaren lassen. Bisher waren seine bestgemeinten Versuche ohne rechtes Ergebniß geblieben. Entweder hatte er mit Plato, Plotinus, Berkeley das Reale als Ausgeburt des Idealen erklärt; oder er ließ sich ein mit dem Materialismus des Hartley, mit dem körperlichen,

realen Pantheismus des Spinoza, mit der mystischen Selbstentäußerung des Jakob Böhme. Er war nur zu einem Verhältniß der Unterordnung gelangt, das sich nach beiden Richtungen unhaltbar zeigte. Ein Verhältniß der Gleichstellung mußte gefunden werden, und dies bot ihm Kant. In Keswick erst begann Coleridge dessen Schriften regelrecht zu studiren (Biog. Lit. Kap. 9). Zur Einführung diente ihm ein Oktavbändchen von zwei oder drei Bogen unter dem Titel „Kants Logik", der Raubdruck eines Vorleseheftes. Er fand es höchst überzeugend und hatte nichts daran auszusetzen, als daß immer noch zwei Drittel des Büchleins „dem alten Zopf angepaßt waren" — so schrieb er später eigenhändig in die rechtmäßige Ausgabe der Kantischen „Logik" von 1800 (auf dem Brit. Mus.). Von solchen mehr populären Darstellungen rückte er vor zu den Vorreden der systematischen Werke und endlich zu diesen selbst (Not. Lect. II, 274). Da fiel „der alte Gegensatz von Worten und Dingen" von seinen Augen: die Worte wurden ihm selbst „Dinge, und zwar lebendige Dinge"; beide verwuchsen ihm zu einer organischen Einheit gleich den Theilen einer Pflanze (an Godwin, 22. September 1800). Kant offenbarte ihm die Zwischenglieder, durch welche die sinnliche Empfindung umgebildet wird zur Vorstellung: es sind die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit und jene allgemeinen Denkformen des Verstandes, welche im Jargon der Schule Kategorien heißen. Sie bildeten für Coleridge die Brücke zwischen Geist und Außenwelt; denn von der letzteren mit kantischer Skeptik ganz zu abstrahiren, hat unser Dichter nie vermocht.

Alsbald wollte Coleridge für diese „neue Welt der geistigen Formen" auch die gesammte Grundlage erforschen

(Davy an Poole, 1. Mai 1803). Er plante einen Quartband von 600 Seiten, betitelt „Organum vere Organum", eine Zusammenfassung aller möglichen Arten des wahren, wahrscheinlichen und falschen Denkens sammt genauer Analyse ihres Wesens und ihrer Verwendbarkeit (an Godwin, 4. Juni 1803). Das Werk sollte wohl das „Organum" Bacons und die dogmatische Philosophie überhaupt durch eine kritische im Sinne Kants ersetzen. Einen Monat später sah das Unternehmen noch riesenhafter aus: das ganze menschliche Wissen sollte in eine Bibliotheca Britannica von acht Bänden gedrängt werden, und zwar nicht in der bisherigen Unmethode als großes Sammelsurium mit alphabetischer Reihenfolge, sondern sachlich eingetheilt und mit erschöpfender Gründlichkeit auf die letzten Prinzipien zurückgeführt. Geschrieben wurden allerdings nur einige Briefe an Freunde, welche mitarbeiten sollten, speciell an Southey. Coleridge übernahm sich jetzt mit Kant, wie vorher mit Plotinus. Und trotz dieser trunkenen Hingebung konnte er sich nicht enthalten, seine alten pantheistischen Ansichten in den neuen Lehrer nach Möglichkeit hineinzutragen. Er zweifelte namentlich, ob sich Kant das „Ding an sich" wirklich ohne jegliche Form gedacht habe, und legte etwas von der höchsten Realität des Plato, von einer unpersönlichen Gottheit hinein, welche Kant nur deshalb nicht offen bekannt hätte, um dem Martyrium eines Giordano Bruno und Wolff zu entgehen (Biog. Lit. Kap. 9); während doch Kant thatsächlich gerade dadurch die stärkste Schutzwehr für den persönlichen Gottesglauben des Christenthums aufzurichten glaubte, daß er uns von diesem „Ding an sich" jede Erkenntniß absprach. Das Mißverständniß zeigt, wie sehr Coleridge geneigt war, mit der Phantasie zu

denken statt mit dem Verstand. Es kam ihm weniger auf sachliche Begründung an als darauf, seine concreten Ideen harmonisch weiter zu entwickeln. Mit der Strenge seiner Logik war es nicht weit her. Deshalb war er auch durch Widerspruch leicht aus dem Sattel zu heben: „Er ist reich in einem Monolog", sagte Frau von Staël, als sie ihn ein Dutzend Jahre später kennen lernte, „aber arm in einem Dialog." In seine Gedichte hatte er Philosophie gemengt; jetzt, als Philosoph, kam ihm oft der Dichter in die Quere.

Derlei Spekulationen beschäftigten ihn so stark, daß er die geschichtliche Methode Lessings darüber vernachlässigte. Er gab es auf, den Hamburger Dramaturgen zu übersetzen oder sein Leben zu schreiben. Am ehesten wandelte er noch in dessen Bahnen, wenn er sich im Juli 1803 nach dem Erscheinen von Godwins Buch über Chaucer vornahm, diesen Vater der englischen Kunstpoesie durch Vergleichung mit seinen Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern zu kritisiren. Ausgeführt hat er natürlich auch dies Vorhaben nicht: es gelang ihm nur zu gut, sich aus Kant träumerische, passive Weltvergessenheit zu holen.

Damit war aber mancher Freund und in gesunden Stunden er selbst nicht zufrieden. Die Philosophie erwies sich nur als ein Mittel der Erleichterung, nicht der Heilung. Von Zeit zu Zeit wurde es daher mit einem Ortswechsel versucht. Er ging im November 1801 für einige Monate nach London, wo ihn die Gicht sofort weniger plagte und der Reiz der Gesellschaft seine Stimmung auffrischte. Die Männer, mit welchen er da hauptsächlich verkehrte, waren Poole, aus Stowey nach London übersiedelt, um die Erhebungen über das Armenwesen für das Parlament

zu überwachen; John Stoddart, ein junger, stilgewandter Jurist, der 1803 zum Advokaten des Königs in Malta ernannt wurde und später die Times zu ihrer Weltberühmtheit emporschrieb; Basil Montagu, auch ein schriftstellernder Advokat, eine Autorität in Bankerottfragen, zugleich ein Anhänger des Godwin'schen Communismus, dem er seine Stellung geopfert hätte, wäre nicht Mackintosh warnend dazwischen getreten; besonders endlich Humphry Davy, ein guter Freund von Cottle, der gelehrteste Schüler von Beddoes, der große Chemiker, der eben die Wirkungen des Lustgases erforschte — auch Coleridge mußte es einathmen — und zugleich stets bereit war, über den allgemeinen Zusammenhang der Naturgesetze zu philosophiren. War ihm doch sogar ein gottesfürchtiges Gebet auf den Spinozismus entflossen! — Im Januar 1802 erschien Coleridge abermals in diesem Kreis und bot einem Verleger einen Essay über Jeremy Taylor an, den er natürlich nie vollendete. Auch im Frühjahr 1803 finden wir ihn in einem Salon der Hauptstadt neben dem Oberon-Uebersetzer Sotheby und dem noch unberühmten Balladensammler Walter Scott, immer willig, „Christabel" vorzutragen und die Erinnerung an seinen jugendlichen Radikalismus abzuschwächen. Nebenher liefen mehrere Abstecher nach Bristol und nach Gunville, wo die Brüder Wedgwood wohnten. Im November und Dezember 1802 schlenderte er mit Thomas Wedgwood durch Wales und Devonshire, voll liebenswürdiger Heiterkeit, um die Schwermuth, an der sein Wohlthäter krankte, zu verscheuchen. Aber so oft er von diesen Ausflügen nach Keswick zurückkehrte, waren die guten Wirkungen für Körper und Geist wieder bald verflogen. Noch mehr verdarb er sich, als er im August 1803

mit den Wordsworths nach Schottland fuhr: das Wetter war abscheulich und verursachte ihm in der offenen Kutsche die heftigsten Rheumatismen, so daß er nach vierzehn Tagen am Loch Lomond allein umkehren mußte. Immer deutlicher ward es ihm, daß er unter dem feuchten Himmel Englands nirgends mehr volle Genesung zu hoffen hatte.

Er faßte daher schon im Januar 1801 den Gedanken, die Sonne des Südens aufzusuchen, dem Opium durch eine Traubenkur entgegen zu arbeiten und unter leichtlebigen Leuten sich zu verjüngen. Jeder weitere Krankheitsanfall brachte ihn darauf zurück. Bald wollte er mit Thomas Wedgwood nach Sicilien oder den kanarischen Inseln segeln, bald als einsamer Tourist Frankreich und Italien durchstreifen. Endlich entschloß er sich und verließ Keswick am 20. Dezember 1803, um nach Madeira zu gehen. Traurig schied er von den Seinen und war doch froh, „los" zu werden; denn mehr, als es in Wirklichkeit der Fall war, glaubte er seiner Frau zur Last zu fallen. Gesund und erwerbskräftig wollte er nach dem Winter wiederkehren.

Coleridge hatte all das Mißgeschick des Odysseus, nur ohne dessen Klugheit. Am nächsten Tage begegnete ihm schon das erste Hinderniß. In Nebel und Regen war er nach Grasmere gewandert, um von Wordsworth Abschied zu nehmen. Kaum angelangt, schwollen ihm die Glieder, der Magen verweigerte seinen Dienst, vierzehn Tage mußte er das Zimmer hüten, bis ihm trockenes Frostwetter das Weitergehen erlaubte. Wordsworth hatte tiefes Mitleid und drängte ihm hundert Pfund Reisegeld auf.

Am 20. Januar 1804 zog er fürbaß nach Liver-

pool, wo er bei seinen alten unitarischen Freunden eine ganze Woche sich aufhalten, pflegen und hören ließ. Auch in London, wo er bei Poole wohnte, blieb er zwei Monate, schrieb fröhliche Briefe, erlaubte Northcote, den berühmten Schüler des Reynolds, ihn zu malen, litt daneben an geschwollenen Händen und betäubten Sinnen, bis der Winter glücklich vorüber war. Der Augenblick siegte bei ihm über alle Zukunftsgedanken. Er trug einen Dämon in sich herum, der seine schönsten und redlichsten Vorsätze zu Schanden machte. Erst Anfang April schiffte er sich ein und zwar nach Malta, wohin ihn Stoddart dringend einlud. Wie lernbegierig war er vor fünf Jahren nach Deutschland gefahren! Jetzt verließ er die Heimath müde und erholungsbedürftig.

Fast anderthalb Jahre, vom 8. April 1804 bis 27. September 1805, verlebte er in Malta. Der Hauptzweck blieb unerreicht. In der ersten Zeit trat zwar eine Besserung seines Befindens ein. Aber kaum war der erste Reiz des Luftwechsels vorüber, so drückten der eintönig blaue Himmel und die Sommerhitze nur noch ärger auf seine Nerven. Menschliche Aufheiterung war auch nicht viel vorhanden. Obwohl er italienisch lernte, gewann er weder zum Lande, noch zu den Leuten ein herzliches Verhältniß, wie einst in Ratzeburg und Göttingen. Sein erster Eindruck bei der Landung war nur der, daß Alles seltsam, sehr seltsam sei, und dieser Eindruck erhielt sich bis zur Abreise. Die Landschaft mit ihren grellen Lichtern, den scharfen Umrissen, der glänzenden Ueppigkeit ohne Wald und Dämmerwolken war ihm zu stimmungslos. Die Sandsteine, aus welchen die Befestigungen, die geradwinkligen Straßen und deren Pflaster hergestellt sind, beleidigten sein Auge durch ihre

grelle, ewig neue Farbe: Romantiker lieben Patina. Die Eingeborenen, so rührig ihr Benehmen, so plastisch ihre Gestalten waren, konnten ihn doch nur vorübergehend interessiren; denn nach außen entbehrten sie der Reinlichkeit, im Innern waren sie durch das schmählich verzerrte Cölibat der Ordensritter entsittlicht und überdies durch ihr schlechtes, halb arabisches Italienisch dem Verkehr entrückt. Die englische Colonie bestand fast ausschließlich aus Lungenkranken, welche Coleridge mitleidig dem Untergang verfallen sah, aus Kaufleuten, denen er zu ehrlich und wohlwollend war, und aus Soldaten. Stoddart war, wie es scheint, vergraben in Amtsgeschäfte. Kein Volkslied, kein Stimmungsbildchen flog Coleridge zu. So klammerte er sich noch mehr an das Opium, an auswärtige Politik und abstrakte Philosophie.

Malta, wie kein anderer Ort, war geeignet, ihm das blutige Spiel der Diplomatik nahe zu legen. Die Insel galt für den Schlüssel zu Aegypten und dem Orient. Sie war zuerst von Napoleon, dann von den Engländern genommen worden. Den Letzteren wurde sie um so wichtiger, je mehr Italien zu einer französischen Provinz herabsank. Sie sollte gemäß dem Frieden von Amiens dem Ritterorden zurückgestellt werden. Aber der Union-Jack wollte aus dem Hafen von Valetta nicht verschwinden, weil der erste Consul in Paris nach Süd und Nord immer gefährlichere Eroberungsgelüste verrieth. Sie wurde insofern der Anlaß zur Erneuerung des Krieges (Mai 1803). Selbst die radikale Partei Englands, welche einst den Kampf gegen die Republik auf das Lebhafteste verdammt hatte, stand in diesem Punkte zur Regirung. Wo gab es auch einen schlimmeren Feind der Freiheit als den neugekrönten Soldatenkaiser?

Coleridge fand sich plötzlich auf dem Zankapfel der beiden Reiche und mußte sich für die Sachlage eingehend interessiren. An Stoddart hatte er einen wohlunterrichteten Lehrer. Ueberdies wurde er dem Gouverneur vorgestellt, dem Admiral Sir Alexander Ball, der die Insel nicht bloß erobert, sondern auch gegen Feind und Freund behauptet hatte und den tüchtigen Schriftsteller alsbald zu seinem Sekretär erhob. Sir Ball war ein tapferer Seebär. Aus einem stolzen Rivalen Nelsons war er dessen Lebensretter und „rechter Arm" geworden. Er hatte in der Schlacht am Nil das französische Admiralsschiff in die Luft gesprengt. Bei den Seinen und bei den Maltesern war er verehrt wie ein Vater. Er bezeigte Coleridge Hochachtung, hielt aber auch seinen Tadel nicht zurück, als dieser einmal mit unfruchtbarem Scharfsinn darlegte, wie sich „ungeordnete Stoffmassen" von „einer Masse ungeordneten Stoffes" unterscheiden. Er ließ den Dichter Recht sprechen, übertrug ihm Kornankäufe in Sizilien, wollte ihn sogar nach Morea schicken, um Ochsen einzuhandeln, und füllte ihm allmählich den Kopf mit prosaischer Politik. Coleridge beschrieb dafür, kaum daß er gestorben war, sein Leben und Wirken mit der Wärme eines „demüthigen, dankbaren Freundes" (im „Freund", dritter Ruheplatz).

Die übrigen Stunden widmete Coleridge kantischen Spekulationen. Mitten zwischen Orangerien und Pfefferbäumen, altehrwürdigen Thürmen und schußbereiten Fregatten vergrub er sich in die mitgebrachten Bücher. Da er mit niemand darüber reden konnte, gewöhnte er sich, seine Zweifel, Einwürfe und Lobsprüche auf den Rand zu schreiben; eine Gewohnheit, welche sich mit zunehmendem Alter immer mehr ausbildete. Zahlreiche

Bände dieser Art sind aus seinem Nachlaß in das Britische Museum gewandert (vgl. Helen Zimmern in Macmillan's Mag. 1882) und bieten willkommene Fingerzeige für seine weitere Entwicklung.

Zunächst ist hervorzuheben, daß Coleridge auch Gegner von Kant las, ohne sich jedoch irre machen zu lassen. Was er am 19. Dezember 1804 in Herders „Kalligone", die schärfste und vielfach treffende Streitschrift gegen Kants Aesthetik, kritzelte, ist dafür besonders charakteristisch. Er bedauerte, daß Herder, der in der Hauptsache auf dem gesunden, empirischen Standpunkt Lockes geblieben war, die allgemein menschlichen Denkformen hartnäckig mit dem individuellen Geisteseigenthum zusammenwerfe. Er zürnte über Herders maßlose Begeisterung für die Griechen, deren Unwissenheit, Grausamkeit und Frauenverachtung aller Wahrheit zuwider vertuscht würden. Er nannte das ganze Buch eine Kette von krassen Mißverständnissen, das abscheulichste Werk, daß er von Herder gelesen, einen geschminkten Nebel, den Stich einer grünschillernden Fleischfliege und noch Aergeres. Auch den „Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur" von J. N. Tetens (Leipzig 1777) machte er es zum Vorwurf, daß der Verfasser zwischen Sinneneindrücken und Sinnesconstruktion, d. h. zwischen Empfindungen und Vorstellungen, nicht in der Weise der kantischen Erkenntnißlehre unterschied: als wäre die „Kritik der Reinen Vernunft" nicht erst 1787 erschienen! Coleridge schwärmte für Kant bis zur Ungerechtigkeit gegen Andere.

Auch in den Fragen der Religion, der privaten und der öffentlichen Sittlichkeit schloß er sich an den gefeierten Königsberger.

Im September 1800 hatte er Godwin seine Unschlüssigkeit geklagt, ob er den kleinen Hartley gläubig oder „ohne feierliche Lügen" erziehen solle. Er war damals noch im Schwanken; sein Wunsch, Glauben und Wissen zu vereinbaren, war noch nicht erfüllt, weil er ein und dasselbe Ding zugleich glauben und wissen wollte, während doch offenbar die subjektive Ueberzeugung sofort verschwindet, wenn eine objektive eintritt. Kant lehrte ihn jetzt vollauf glauben, indem er die Grenzen des menschlichen Wissens bestimmte: wo die objektive Ueberzeugung aufhört, da kann und muß die subjektive einsetzen. Das Mittel hiezu ist die Sonderung von Verstand und Vernunft: mit jenem beurtheilen wir die Welt der Erscheinungen, mit dieser erfassen wir die Ideen von Freiheit, Unsterblichkeit und Gott, welche an sich weder zu erweisen, noch abzuläugnen, für ein sittliches Leben aber praktisch nothwendig sind. Vernunft (reason) war fortan das Zauberwort, mit welchem Coleridge die Geheimnisse der Religion beschwor, und zwar, so weit ich sehe, durchaus im Sinne Kants, nicht, wie John Stuart Mill behauptet hat, mit der vageren Gefühlsseligkeit Jacobis. Auf diese Vernunft, nicht auf eine äußere Autorität, begründete er das Christenthum und hielt Wunder und Weissagungen für wahr, weil er glaubte, nicht umgekehrt. Nach Maßgabe dieser Vernunft hob er wieder mit einheitlicher Seele die Hände zum Himmel und betete, nicht um direkte Hilfeleistung, sondern um innere Gnade und Kraft (Cottle S. 339, vgl. Kants Religion innerh. der Grenzen der rein. Vernunft II. B. 1. Abth.). Aus dieser Vernunft, in überstrengem Gegensatz zu Nutzen und Vergnügen, leitete er die Gesetze der Sittlichkeit ab und lehrte unumwunden den kate-

gorischen Imperativ Kants: das Gute müssen wir aus reinem Pflichtgefühl und entgegen unserer Neigung vollbringen; Pflichterfüllung mit Vergnügen, mit voller Harmonie zwischen allen Theilen der menschlichen Natur, wäre nicht menschliche, sondern himmlische Glückseligkeit (Gillman S. 177). Und auch das Verhältniß des Staates zum einzelnen Bürger soll durch die Vernunft bestimmt werden, frei von jeglichem Eigennutz; nicht bloß der Genuß, sondern die Sicherheit gleicher Gesetze bildet den Kern wahrer politischer Freiheit; die constitutionelle Monarchie ist daher der absoluten unbedingt vorzuziehen: so ungefähr lautet eine weitere Anmerkung von Coleridge zu Tetens (II, 784), welche mit Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" (II, 1, § 49) schwerlich aus Zufall übereinstimmt. Versöhnt mit der Kirche und der Verfassung, worin er erzogen worden, kehrte Coleridge von Malta zurück. Er konnte kaum mehr begreifen, wie er einst zu Hartley und den Unitariern geschworen. Die Zeit seiner Abweichung vom trinitarischen Christenthum verkürzte sich in seinem Gedächtniß auf sechzehn Monate. Der von Orthodoxen aller Art viel verlästerte Kant hatte seine Bekehrung vollendet.

Die Heimreise war noch reicher an Verzögerung und Verlegenheit als die Hinfahrt. Zuerst wurde Coleridge trotz seiner zunehmenden Kränklichkeit von Sir Ball lange nicht entlassen, weil kein Nachfolger zur Stelle war. Als er endlich frei wurde, schlug er den Landweg über Italien ein, bestieg den Aetna und den Vesuv, hielt sich geraume Zeit in Neapel auf, wo er den Sieg und Tod Nelsons bei Trafalgar erfuhr, und spielte bei einer Musterung von Truppen der Alliirten den patriotischen Zuschauer: in den russischen Regimentern

fand er ein Gesicht wie das andere, in den englischen jedes individuell. Anfang 1806 war er in Rom und schwelgte im Anblick der Kunstschätze, noch mehr aber im Verkehr mit lebenden Künstlern und Kunstfreunden. Er lernte den amerikanischen Maler Allston kennen, der ihn durch seine heroischen Landschaften und sein farbensattes Bild Amor und Psyche so entzückte, daß er ihn porträtiren durfte; den italienischen Kritiker Migliarini, dem er über Dante zuhörte und dafür Shakspere erklärte; den deutschen Romantiker Tieck, mit dem er über Shaksperes unechte Dramen verhandelte; den französischen Cardinal Fesch, der bei der Krönung Napoleons assistirt hatte; den preußischen Gesandten Wilhelm Baron Humboldt, der ein großes Haus hielt, Thorwaldsen, Josef Koch, Angelica Kaufmann, Rauch und viele andere Berühmtheiten bei sich sah, zugleich selbst als Aesthetiker und Sprachphilosoph geschätzt war und gerade eine Elegie über Rom schrieb. Auch kümmerte sich Coleridge um das päpstliche Ceremoniell, um die Einrichtung der Propaganda, um den Aberglauben des Volkes und entfaltete überhaupt ein gesundes, fröhliches Interesse nach allen Seiten, wie es nach den ebenso kläglichen als spärlichen Briefen aus Malta Niemand erwartet hätte. So ging es bis in den Sommer hinein. Plötzlich erfuhr Humboldt, daß Coleridge von Napoleon geächtet sei: die Artikel in der Morning Post waren auch in Paris nicht unbemerkt geblieben! Der Haftbefehl war schon ausgeschickt, der Papst bereits angewiesen, alle Engländer in Rom binnen anderthalb Tagen auszuliefern. Der gute alte Pius VII. war selbst in größter Bedrängniß, hatte aber doch den Muth und die Menschenliebe, den Anglikaner zu retten. Er sandte ihm in der Morgenfrühe einen Benediktiner, dazu

einen Paß und einen Wagen, in welchem Coleridge, der ehemalige Gegner aller Priesterabzeichen, als Kaplan des Cardinals Fesch verkleidet, davonjagte (Tagebuch der Caroline Fox). Bei Nacht und Nebel kam er nach Genua. Dort fand er am Strande zufällig einen amerikanischen Kapitän und übte an ihm seinen alten Redezauber mit solchem Erfolge, daß ihn dieser als Steward auf das Schiff nahm, mit Jacke, Kniehosen und einem Korb Gemüse ausrüstete und auf die offene See schmuggelte. Während der Fahrt näherte sich noch einmal die Gefahr in Gestalt eines französischen Kriegsschiffes. Coleridge mußte alle seine römischen Aufzeichnungen über Bord werfen. Fünfundfünfzig Tage dauerte die Fahrt nach England. Mit leeren Händen, vermehrten Gliederschmerzen, ärgerem Trübsinn und halb ergrautem Haar betrat er im August 1806 nach dritthalbjähriger Abwesenheit wieder den heimathlichen Boden. Lamb nannte ihn einen „lädirten Erzengel".

Hier erwarteten ihn neue Mißverhältnisse. Thomas Wedgwood war in der Zwischenzeit gestorben. Sein Bruder wünschte, daß ihm Coleridge einen Nachruf widme; dieser empfand es selbst als eine Pflicht der Dankbarkeit; aber nie und nimmer kam ihm die geeignete Stimmung. Die freigebigsten Gönner gingen ihm hiemit verloren. Andere Freunde fanden, daß er doch etwas zu orthodox geworden sei. Die Regirung ließ ihn wohl über die Sachlage im Mittelmeer befragen, antwortete aber auf sein begründetes Verlangen nach kräftigeren Maßregeln mit einer beleidigenden Abweisung (E. Meteyard S. 326). Am peinlichsten endlich war ihm der Gedanke an die arme, sorgenvolle Frau. Wochen lang wagte er ihre Briefe nicht zu öffnen, viel minder,

ihr zu schreiben. Enttäuschungen, Willensschwäche und Gewissenhaftigkeit verbanden sich, um ihn in einen Zustand der Zerknirschung zu versetzen, der an Feigheit grenzte.

Langsam und in Furcht vor dem Wiedersehen zog er nach dem Norden. In Grasmere war Wordsworth gerade im Begriff, die poetische Geschichte der eigenen Jugendentwicklung, „Das Vorspiel", zu vollenden. Sie ist Coleridge zugeeignet, sie wurde ihm vom Dichter mit freudigem Stolze vorgelesen, sie schildert einen thätigen, festen Geist, der in innerer Eintracht zu hohen Zielen emporlebt: kein Wunder, daß Coleridge in Verse des Glückwünschens und Selbstbedauerns ausbrach (Pickering II, 224 ff.), daß ihm seine Jugend verloren und sein Mannesalter fruchtlos schien, daß er sein Ringen und Leiden in eine „Grablose Grabschrift" zusammenfaßte (Pickering II, 204). — In Keswick kam er sich fast wie ein Fremder vor. Wohl waren ihm die Kinderchen viel versprechend herangewachsen. Für den frühreifen Hartley konnte er schon an höheren Unterricht denken, stellte ihm auch eigenhändig ein neuartiges griechisches Elementarbuch — Grammatik und Lexikon verbunden — zusammen, denn die Sprache des Homer sollte seinem Sohne früher und besser geläufig werden, als die des Vergil. Aber die heiße Liebe, die er einst seiner Frau entgegengetragen, erschien ihm jetzt als ein Luftschloß. „Abschied von der Liebe" und einige andere kleine Gedichte, welche um diese Zeit entstanden, sind Zeugen für die ebenso rücksichtsvolle, als energielose Resignation seines Herzens. Es giebt eine Anekdote (W. Collier's Tagebuch), wonach er eines Tages in großer Aufregung, mit Thränen in

den Augen, einen Arzt aufsuchte und klagte, seine Frau sei geisteskrank geworden; denn sie zwinge ihn am kältesten Morgen, selbst wenn die Eiszapfen vom Hausdach hängen, im Nachthemd aufzustehen und Feuer zu machen, bevor sie mit den Kindern sich anziehe! Vergebens suchte er an der kleinen Sara einen Ersatz zu gewinnen; das Mädchen hing ängstlich an der Mutter. Er fand eine junge Dame von der geistigen Antheilnahme, die er bei Mrs. Coleridge vermißte — vielleicht Mrs. Clarkson? — und nahm mit ihr seine alten Spazirgänge wieder auf. Aber Klatsch und Eifersucht zwangen ihn bald, die Freundin zu meiden. Lieber und länger als bei den Seinen weilte er bei Wordsworth, der ihn begriff. Menschlichkeit hatte er genug, nur zu wenig Männlichkeit.

Das Jahr 1807 verging in unstetem Suchen nach Hülfe und Beschäftigung. Es hatte noch nicht begonnen, als Coleridge schon wieder Keswick verließ, diesmal begleitet von Hartley; die Frau mit den beiden andern Kindern ließ er nach einigen Monaten nachkommen. Zuerst zog er nach Coleorton zu Sir George Beaumont, einem greisen Kunstliebhaber, der selbst Landschaften malte und mit Wordsworth innig befreundet war. Dann nach London zu den Montagus, um seinem achtjährigen Söhnchen den Tower und die Theater zu zeigen — Hartley schrieb sofort selbst ein Trauerspiel und ärgerte sich, daß es der Vater auf die leichte Achsel nahm (Derwent's Leben von Hartley). Dann nach Bristol, wo Cottle die Fülle seiner Pläne und die Gottseligkeit seiner Rede bewunderte, und nach Stowey, wo Poole über seine Verschleppungssucht staunte (an J. Wedgwood, 27. Juni). Er lag wieder auf den

Quantock Hills, hörte die Bäche rauschen, sah die Stätten, wo ihm Phantasie und Familienglück einst so herrlich geblüht hatten, und schrieb hoffnungsarme „Liebeserinnerungen". Er hätte auch die Verwandten in Ottery gern besucht, wenn dort nicht Krankheit geherrscht hätte; Bruder George litt so heftig an der Gicht — Familienübel! — daß er seine Privatschule aufgeben mußte. Etwas später, im Juli, finden wir den Dichter in einem befreundeten Hause in Bridgewater, wo ihm ein unerwarteter Glückstrahl lächelte: ein reicher junger Mann trat ihm entgegen, Thomas Dequincey, später bekannt als Essayist, Opiumesser und mehr interessanter als verläßlicher Memoirenschreiber, ein hochbegabter Träumer, wie Coleridge selbst, dem er schon seit Jahren begeistert nachforschte. Von ihm empfing der Dichter manche erhebende Huldigung und im November durch Cottles Vermittlung auch ein anonymes Geschenk von 300 Pfund. Aber das hieß doch nur einen Nagel in eine morsche Wand schlagen. Er mußte sich selbst wieder zu würdigen Leistungen emporraffen. Er bat daher Dequincey, seine Familie nach Keswick zurückzugeleiten, ging nach London und ließ sich von Stuart für dessen neues Blatt, den „Courier", anwerben (im Dezember). Am Strand in der Nähe der Redaktion wurde ihm ein unbequemes Zimmer über drei Treppen zur Verfügung gestellt, eine nachlässige alte Wittwe sollte ihn bedienen, der Lärm und Ruß der Großstadt umfing ihn, Napoleon war zu bekämpfen, ohne daß auf dem Continent noch ein Bundesgenosse das Schlachtfeld behauptete: ebenfalls eine unbefriedigende Stellung. Der Courier bekam, wie es scheint, nichts

als einige Verse. Eine congeniale Aufgabe war erst zu entdecken.

Davy entdeckte sie. Er forderte Coleridge schon unmittelbar nach der Rückkehr von Malta auf, seine kunstkritischen Neuerungen nicht mehr bloß in Privatgesellschaft, sondern in öffentlichen Vorträgen zu enthüllen. Gelegenheit bot das Königliche Philosophische Institut, eine Gesellschaft, welche 1799 gegründet wurde, um die Lage der Armen materiell zu bessern, und welche zu diesem Behufe die hervorragendsten Gelehrten zu populären Vorlesungen heranzog. Da lehrte Davy selbst jeden Samstag Morgen, umgeben von seiner gewaltigen Volta'ischen Batterie, und auf seine Anregung wurde auch Coleridge eingeladen. Dieser willigte ein (Lamb, 5. Dezember 1806), schritt aber erst Anfang Februar 1808 auf erneutes Andrängen von Davy zur Ausführung. Fünf Kurse zu je fünf Vorlesungen wurden angekündigt. Shakspere, Spenser, Milton, Dryden Pope und die modernen Dichter sollten behandelt werden, und zwar „als Beispiele zu den allgemeinen Grundsätzen der Poesie". Das Honorar betrug 140 Pfund. Das war ein Weg, um Talent, Beutel und Ehre aus dem Wirrsal zu befreien.

Leider betrat ihn Coleridge nicht sofort mit rechtem Ernste. Körperliche und geistige Störungen hielten ihn ab. Es kam vor, daß er ohne Absage zu Hause blieb, während in Albemarle Street eine lange Reihe vornehmer Kutschen anfuhr und wißbegierige Fußgänger stundenweit durch Schnee und Nebel dahereilten. Nach halbstündigem Warten mußte man ihn krank melden, wie 1794, als er für Southey über den Untergang Roms lesen sollte. Das erste Mal hörten es die Leute mit aufrichtigem

Bedauern und gingen willig auseinander. Das zweite Mal ärgerten sie sich, und nach einer dritten Enttäuschung blieben die meisten aus. Statt wöchentlich zwei Stunden zu geben, wie er versprochen, verzettelte er seine achtzehn Vorträge auf mehr als vier Monate, bis zum 13. Juni 1808, brach dann plötzlich aus Gesundheitsrücksichten ab und reiste nach dem Norden zurück. Auch verlegte er, wenn er las, nicht immer die gehörige Mühe auf die Vorbereitung, ließ sich gehen, ohne durch besondere Begeisterung für die Abweichungen vom Thema zu entschädigen, und machte mit seinen entzündeten Lippen, dem verblaßten Gesichte, den krampfhaften Bewegungen, dem manirirten Tonfall fast einen unheimlichen Eindruck. Wenn man ihn gelegentlich in anregender Gesellschaft traf, hatte sein Gespräch die alte Anziehungskraft; nur die Regelmäßigkeit des Arbeitens und Vortragens war ihm versagt. „Trotz seines erhabenen Genies", urtheilte Davy, „seiner erleuchteten Weltanschauung, seines empfänglichen Herzens wird er dem Mangel an Ordnung, Zielsicherheit und Regelmäßigkeit zum Opfer fallen."

Der Inhalt bestand „durchaus aus deutschen Lehrsätzen, wenn auch mit eigenen Beispielen erläutert und für englische Zuhörer umgeformt." So berichtet Henry Crabb Robinson (Not. Lect. I, 324), ein junger Jurist, ein Verehrer Wordsworths, ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, der vor Kurzem aus Weimar zurückgekehrt war und jetzt durch Mrs. Clarkson an Coleridge empfohlen wurde. Sein Ausspruch wird bestätigt durch die Detailaufzeichnungen in seinen Briefen und Tagebüchern — die einzige Quelle, welche uns

wenigstens von einigen dieser Vorträge ein deutliches Bild giebt.

Darnach sprach Coleridge am zweiten Tage (5. Februar) über den weihevollen Ursprung des Dramas aus der griechischen Mythologie und aus der christlichen Humanität. Die Thatsachen sind meist aus den literarhistorischen Werken von Warton und Malone entlehnt, die Auffassung aber mahnt deutlich an Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte" (13. Buch): es ist das Eigenthümliche Herders, wie aller vielseitigen Geister, daß sie auch ihren erbitterten Gegnern zu lernen geben. Er handelte ferner über die Allgemeinheit, welche der poetischen Charakterzeichnung innewohnen soll, und über die Universalität Shaksperes; Kants „Kritik der Urtheilkraft" (II, § 53) und das 69. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" können ihm dabei vorgeschwebt haben.

An einem andern Tage (7. Mai) sprach er über Erziehung: das Kind gewinnt Sittlichkeit eher durch Gefühle als durch klare Beweggründe, eher durch liebevolle Anregung zu eigenem Denken als durch Dispute. Auch muß zum richtigen Wissen noch Uebung und Gewohnheit hinzutreten, um rüstige Selbstbeherrschung zu erzielen. Diese Erziehungslehren konnten ihm leicht selbst einfallen, sie sind durch Erlebnisse erläutert, und doch ist es nicht überflüssig zu erwähnen, daß sie bereits in Kants „Metaphysik der Sitten" ausgesprochen waren.

In der nächsten Vorlesung leitete er die Erfindung der freien Künste aus den nothwendigen Bedürfnissen des Urmenschen ab und zwar mit so engem Anschluß an Herders „Kalligone" (II. Theil), daß sich Robinsons Aufzeichnung fast wie eine Inhaltsangabe zum ersten Kapitel ausnimmt. Er unterschied ferner in der Art

Kants (Kritik der Urtheilk. I, § 53) zwischen Poesie und Beredsamkeit: diese treibt zu speziellen Handlungen an, während jene einen allgemeinen Impuls, eine Gesammtidee darbietet. Er bezeichnete endlich als die wesentliche Eigenschaft des poetischen Genies das Naive und definirte es geradeso wie Kant in der Anmerkung zur letztgenannten Stelle: Ausbruch der natürlichen Aufrichtigkeit gegen die zur zweiten Natur gewordene Verstellungskunst.

Am 14. Mai ging er zu Shakspere über: hohes sittliches Gefühl sei aus dessen Dramen zu gewinnen, eben wegen ihrer oft indecenten, aber nie verderbten Naivität. Richardson ist bei allem Moralisiren vulgär und „nur interessant"; aber Shakspere ist immer harmonisch und erhebt. Der Gedanke, wenn auch nicht die Anwendung auf Shakspere und Richardson, stammt aus der Abhandlung Schillers „Ueber Naive und Sentimentalische Dichtung" (Hist. Krit. Ausg. XI, 438 und 449 f.). Es wäre auch seltsam, wenn Coleridge diese epochemachende Schrift übersehen hätte, welche am meisten beitrug, die Kunstkritik Kants weiter zu bilden zu der der Romantiker. Andere Bemerkungen über Shakspere, über seine freie Art, von der Natur zu borgen, die Charaktere selbst beizustellen und so trotz der äußeren Unwahrscheinlichkeit der Fabel innerlich wahre Kunstwerke herzustellen, stimmen in der Hauptsache zu Stück 93 f. und 19 der „Hamburgischen Dramaturgie". Lessings Entdeckung, daß Shakspere nicht bloß ein großes Genie, sondern auch ein ebenso großer Künstler gewesen, wurde hiebei zum ersten Mal in England öffentlich vorgetragen. Coleridge ging mit begreiflichem Nationalstolz noch darüber hinaus. Er wollte an Shakspere keine

menschliche Schwäche mehr sehen, erklärte daher den „abstoßenden" Charakter der Lady Anna in Richard III. schlechtweg für eine fremde Einschaltung und stellte die Dramen des Elisabethiners wegen ihrer vollständigen Durchdringung von Leidenschaft und Sittlichkeit über die Chortragödien der Griechen: als ob diese beiden Gattungen nicht durch die Verschiedenheit ihrer Ziele über derlei Vergleiche überhaupt erhaben wären! Er trieb Lessings ohnehin schon etwas einseitige Geringschätzung der tragédie so weit, daß er Voltaire einen „elenden Scribenten" nannte. Aus derselben Schule, in welcher die romantische Kunstkritik in Deutschland wurzelte, zog sie also auch in England Nahrung.

Um diesen Ansichten auch sofort zum Durchdringen zu verhelfen, hätte Coleridge seine Darstellung sorgsamer, zusammenhängender und erschöpfender gestalten müssen. Er bot aber nur eine Reihe geistreicher Fragmente, welche mehr verblüfften als überzeugten. Auf die modernen Dichter kam er wohl gar nicht mehr zu sprechen; dagegen ließ er sich Stunden lang über Nelson und Ball aus. Er selbst war sich des geringen Erfolges bewußt und räumte daher das Feld. Doch nahm er, kaum an die Seen zurückgekehrt, seine Lehrthätigkeit wieder auf, um sie in Form einer Zeitschrift durchzuführen — trotz der üblen Erfahrung, die er mit dem „Wächter" gemacht!

„Der Freund" sollte eine moralische Wochenschrift sein, bestimmt, die neuen Kunsttheorien durch ausführliche Darlegung der moralischen Grundlagen zu erweisen, durch Beispiele aus allen westeuropäischen Literaturen zu verdeutlichen und zur sittlichen Erziehung der Menschheit zu verwerthen. Eifrig nahm Coleridge die Hauptmuster dieser weitverbreiteten Gattung, Addison, Johnson

und Mackenzie, wieder zur Hand, um ihnen die volksthümliche Mittheilung philosophischer Gedanken abzugucken. Er wollte einerseits noch philosophischer sein und nicht bloß Lebensklugheit, sondern transcendentale Kritik vortragen. Andererseits empfand er auch das Bedürfniß, desto mehr Mühe auf einen lesbaren Stil zu verwenden, die gemessene Glätte jener hausbackenen Moralisten durch wärmere Farben, Vergleiche und Figuren zu ersetzen, kurz, die lehrhafte Prosa des siebzehnten Jahrhunderts, eines Milton und Jeremy Taylor, zu erneuern. Leitartikel, Tagesneuigkeiten, Recensionen und was sonst den „Wächter" beschwert hatte, fielen dafür weg. In der ersten Dezemberwoche 1808, über ein Jahr, nachdem Coleridge den Plan gefaßt hatte (Cottle S. 306), versandte er die gedruckten Ankündigungen; sie sind von Grasmere datirt, wo er bei Wordsworth wohnte. Im Januar 1809 sollte die erste Nummer erscheinen.

Am 1. Juli 1809 erschien sie. Populär war sie nicht, und ebensowenig die folgenden. Coleridge hatte wieder einmal zu viel angestrebt. Die Gründlichkeit, mit der er seinem Gegenstand zu Leibe ging, verführte ihn zu einer grausamen Breite. Er griff so weit zurück, schweifte zu so vielen Nebenfragen ab und ließ die Hauptsache so lange warten, daß alle Spannung verflog. Er schwelgte in abstrakten Ausdrücken. Er baute verschlungene Perioden, um den mannigfachsten Einwendungen zuvorzukommen. Die Absätze sind so verklausulirt, daß man oft mit Mühe die Spitze herausfindet, und die Anordnung der Kapitel entbehrt der Uebersichtlichkeit. Nie hatte Coleridge eine so schwerfällige Prosa geschrieben als gerade hier, wo er die lesbarste schreiben wollte; und leider wurde er sie nie mehr los. Er muthete

seinen wortkargen Landsleuten dieselbe Unverdrossenheit des Denkens um des Denkens willen zu, die er sich in trüben Zeiten angeeignet hatte. Der Uebelstand blieb ihm zwar nicht verborgen; dafür sorgten schon seine Freunde und Abnehmer. Er begann daher zur Abwechslung rein unterhaltende Kapitel einzuschalten, Parabeln aus jüdischen Erbauungsschriften, einige Gedichte von Wordsworth und sich selbst, Briefe, die er einst aus Deutschland geschrieben, Erinnerungen an Admiral Sir Ball, der eben (am 25. Okt. 1809) verschieden war u. dgl. Aber sie sind mit den lehrhaften Abschnitten nicht verschmolzen, sondern nur da und dort eingestreut, wie Rosinen in Zwieback. Es fehlt durchaus an zielgerechter Direktheit und Rundung, so daß es bei aller Logik im Einzelnen schwer wird, den Inhalt des Ganzen anzugeben.

Umständliche Rüstungen gehen der Ausfahrt voran. Zuerst verbreitet sich der Verfasser über die Nothwendigkeit, nach absoluten Prinzipien — ein Lieblingsausdruck — zu urtheilen, und zwar nicht bloß nach denen des Kopfes, sondern auch des Herzens. Er verficht das Recht des Gefühls und der theoretisch „dunklen" Ideen von Freiheit, Unsterblichkeit und Gott, weil sie „zur sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes unentbehrlich sind": Kants praktische Postulate. Er verficht das Recht der Phantasie und bezeichnet es mit Kant als Vorzug des Genies gegenüber dem bloßen Talent, daß jenes den „kindlichen Sinn des Staunens", die Naivetät, mit hinübernimmt in die reife Männlichkeit. Er nimmt dabei Anlaß, den Kern der kantischen Erkenntnißlehre aufzudecken: wir erkennen durch die Sinnlichkeit, welche die Eindrücke von außen aufnimmt, und durch den Verstand, der dieselben „nach festen inneren Regeln" — Kants Kategorien —

verarbeitet. Außerdem haben wir noch die Vernunft: diese unterscheidet das menschliche Denken vom thierischen, sie ist das Vermögen zu eigentlichen Prinzipien und Ideen. — Hier erwartet man, daß sich der Verfasser endlich zur Kunstkritik wende. Vergeblich. Die Weltereignisse kreuzten seine Gedanken. Europa rang mit Napoleon, die guten Nachrichten aus Spanien und Tirol mischten sich ergreifend mit den schlimmen von Wagram und Walcheren, und Coleridge, immer mimosenhaft empfindlich gegen jeden Windhauch der Zeit, ließ sich zu einer politischen Abschweifung verlocken. Er suchte zu beweisen, daß das Erkenntnißvermögen des Menschen zu einer Wissenschaft des Gemeinwohls, zu einer „Metapolitik", wie sie besonders Rousseau angestrebt, nicht ausreicht; denn die Ungleichheit des Eigenthums ist vom Standpunkt der reinen Vernunft nicht zu rechtfertigen und doch Angesichts der Ungleichheit der Individuen nothwendig, ja die Grundlage des Staatswesens. Er verlangte, daß die Politik, innere sowohl als äußere, auf die Sittlichkeit begründet werde. Das Volk soll gehorchen, aber mit Rücksicht behandelt und mit ehrlicher Liebe zu höherer Bildung erzogen werden. Die Revolutionäre sind zu bekämpfen, aber deshalb soll man nicht, wie es Burke gethan, die Willkür der Adeligen und Reichen beschönigen, die Bastille vertheidigen, von den Emigranten ein Schmeichelbild entwerfen. Weder die starren Absolutisten sind ihm recht, noch die blinden Jakobiner; weder der „Schüttelfrost" eines Hobbes, noch das „heiße Fieber" eines Rousseau; seine Ideale liegen auch auf diesem Gebiete nicht im achtzehnten Jahrhundert, sondern im siebzehnten, bei Hampden, Milton und Sidney. Nicht weniger als im inneren Treiben sollen die Völker im

gegenseitigen Verkehr das Gewissen sich zur Richtschnur nehmen. Als Beispiel wählte Coleridge die Beschießung, welche die Engländer kürzlich an Kopenhagen ohne vorhergehende Kriegserklärung verübt hatten; er bedauerte, daß ein englischer Staatsmann bei diesem Anlaß die Moral aus der Diplomatik einfach hinauswerfen wollte, ohne jedoch — und hierin zeigt sich trotz aller Philosophie der Tory-Parteimann — die Maßregel selbst zu mißbilligen.

Hiemit erklärte Coleridge am 15. März 1810 auf Seite 323 die Einleitung für abgeschlossen. Siebenundzwanzig Nummern waren bereits erschienen; aber zu seiner Hauptaufgabe war er noch nicht gekommen. Er hatte die Kunstkritik nur zweimal leise gestreift: einmal um an Dr. Johnsons Begriffsbestimmung des Sinngedichts darzuthun, daß man die Gesetze einer dichterischen Gattung nicht aus ihrem Gebrauch, sondern aus ihrer Bestimmung herleiten soll. Das zweite Mal richtete er sich gegen die herrschenden Recensenten, speziell gegen die der Edinburgh Review, welche seit ihrer Gründung (1802) die „Seeschule" mit Tadel und Spott überschüttete: er geißelte ihre geistreiche Parteilichkeit und empfahl ihnen, ebenfalls Vernunft und Gewissen zu Rathe zu ziehen. Mehr zu schreiben hatte er nicht mehr Gelegenheit. Die Abonnenten ließen ihn im Stich. Schweigend sprachen sie dem Unternehmen das Urtheil. Neunzig von hundert waren schon bei der vierten Nummer abgefallen. Nicht bloß der trockene Inhalt und die dornige Form hatten sie abgestoßen, sondern auch das unregelmäßige Erscheinen des Blattes. Coleridge war nämlich, trotz der beim „Wächter" gemachten Erklärungen, sein eigener Verleger geworden; er kaufte sogar selbst das Papier und die Lettern, weil er glaubte, Southey werde von seinem

Drucker betrogen; und da jeder Bogen einer Stempeltaxe von fünf Pence unterlag, hätte er ein ansehnliches Kapital gebraucht, um den erforderlichen Stock rechtzeitig einzulegen. So kam es, daß die dritte Nummer statt am 15. Juli erst am 10. August, die vierte erst am 7. September ausgegeben wurde. Auch später, als er schon Freundeshilfe gefunden, traten noch öfters kleine Verzögerungen ein. Denn Grasmere bot zwar den Vortheil persönlichen Verkehrs mit den Wordworths, mit Dequincey, der treulich und immer hilfsbereit nachgezogen war, mit John Wilson, dem späteren Dichter, Essayisten und Moralprofessor in Edinburg, mit Bischof Watson, der, wenn nicht als Theologe, so doch als Landwirth und Politiker sehr eifrig war u. A. Dafür lag es aber neunzehn englische Meilen vom nächsten Postamt (Kendal) und achtundzwanzig von der Druckerei (Penrith). Bei solcher Unklugheit der Redaktion und Administration mußte das Ergebniß trotz vieler Mühe und Nachtwachen ein arges Defizit sein.

Doch darf man deshalb die geschichtliche Bedeutung des „Freund" nicht geringschätzen. Er war einer der ersten Vorkämpfer gegen die bloß nützliche, bloß verständige Moral, welche in der Rococozeit vorherrschte. Er empfahl nicht bloß Klugheit, sondern Weisheit; nicht bloß wörtliche Wahrheit, sondern Wahrhaftigkeit; nicht bloß Legalität, sondern Rechtlichkeit. Er ist ein Preisgesang auf die lange vernachlässigten dumpferen Gemüthskräfte, auf die „geheimnißvolle Mutter des Gewissens", auf die kantische Vernunft in romantischer Ausdeutung, „die beste und heiligste Gabe des Himmels, das Pfand der Einheit mit dem Geber". Gerade in der poetischen Unbestimmtheit der Ausdrücke treten die neueren Stimmungen, welche

sich an Kant anschlossen, charakteristisch zu Tage. Die Romantik war nicht bloß eine Bewegung der schönen Literatur, sie dehnte ihr Programm auch auf das Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit aus. Und dabei glaubte sie nicht, etwas Neues aufzustellen, sondern nur das Gute vergangener Zeiten wieder zur Geltung zu bringen. Coleridge suchte dies durch zahlreiche Motto zu den einzelnen Kapiteln des „Freund" anzudeuten. Seine jetzigen Ansichten sollten bereits bei den Lehrern seiner eigenen Jugend und früherer Jahrhunderte vorgebildet erscheinen: die Sonderung von Verstand und Vernunft beim hl. Paulus; die Ideen, welche wir nach Kant durch die Vernunft, abgesehen von aller Erfahrung, besitzen, in den „ewigen Wahrheiten" des Plato und Descartes; die Forderung conservativer Politik in dem Ausspruch des Spinoza „Animi libertas, seu fortitudo, privata virtus est, at imperii virtus securitas. In einer Hinsicht wäre es richtiger und gerechter gewesen, wenn er Kant citirt hätte. Aber es kam Coleridge nicht so sehr auf die Herkunft seiner Lehren und auf die Begründung jeder einzelnen an, als vielmehr auf deren universellen Zusammenhang. In seiner eigenen Entwicklung hatte er sich, gleich Goethe, von seinem poetischen Hauptberuf zu den verschiedensten Fächern abgezweigt; so ging sein Streben auch in der Erziehung der Völker auf Totalität. Bei aller Gottesfurcht hatte er etwas von dem titanischen Drange, der soeben im ersten Theil des „Faust" — vollendet 1807 — am gewaltigsten symbolisirt wurde.

Zu diesem Drama, oder richtiger Mysterium, trat er auch in ein direktes Verhältniß. Er las es, während er noch den „Freund" schrieb, beschloß es zu übersetzen und machte sich nach dem Erscheinen von Mme. de Staëls Buch „Ueber Deutschland" in der That an die Arbeit,

bis der kleine Lamb am 26. August 1814 dazwischen fuhr: „Wie kannst Du die Sprache von Katzenaffen übersetzen? Pfui über solche Phantasterei!“ Inzwischen brach er im „Freund“ eine Gelegenheit vom Zaun, um in einer Anmerkung wenigstens die Scene abzuschildern, wo Faust die Bibelübersetzung beginnt und durch den Teufel unterbrochen wird. Eine Reihe Züge, die alterthümliche Studirstube, die mitternächtliche Lampe, das Heraustreten des Teufels aus der Wand, das Ungenügen am bloßen „Wort“, welches der Evangelist Johannes an den Anfang setzt, sind so genau herübergenommen, daß die Abhängigkeit bereits von englischer Seite bemerkt wurde (Edinb. Rev. LXI, 147). Aber gerade in diesem Punkte der größten Annäherung wird auch die Verschiedenheit mit welcher der Deutsche und der Engländer die Probleme der Revolutionszeit erfaßten, am greifbarsten. An die Stelle des Naturforschers, in welchem sich Goethe spiegelte, hat Coleridge ohne Umstände Luther gesetzt, der Auftritt spielt auf der Wartburg, und dem Teufel fliegt das Tintenfaß an den Kopf. Jener vertraute auf die angeborene Güte des Menschen und dessen dunklen Drang; dieser stand auf dem Boden der Kirche, die er nur reformirt wünschte. Jener war zum urwüchsigen Heidenthum zurückgekehrt, dieser mit angelsächsischer Gefühlszartheit bei dem Christenthum geblieben. Jener war im innersten Kern ein Humanist, dieser mehr ein Protestant, der sich mit der freien Forschung abfand, indem er die freie Bibelforschung zugab. Jener predigte einfach „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“; dieser wollte zugleich beten. Dazu stimmen die Ausstellungen, welche Coleridge mündlich gegen Goethe vorbrachte: es fehle ihm an „sittlichem Leben, Religion und Begeisterung“; sein Me-

phistopheles sei überhaupt kein Charakter und Faust nur ein elender, weil er in so herzloser Weise den Untergang Gretchens verschulde: „lieber als beschränkt gut, will er schrankenlos besser sein" (Robinson I, 305, 388, 395). Aehnlich zogen auch seine Freunde Wordsworth, Southey, Lamb, Dequincey gegen den Faustdichter los, und Robinson hatte Mühe, ihnen das symbolische Wesen der Goethe'schen Gestalten zu verdeutlichen. Coleridge sprach sogar davon, dem deutschen Faust einen eigenen gegenüber zu stellen. Michael Scott, der alte Zauberer in Walter Scotts „Gesang des letzten Minstrel", sollte mit dem modernen Durste nach unbeschränktem Wissen und Können ausgestattet werden, den Versuchungen eines humoristischen Teufels verfallen und ein liebendes Mädchen zu verführen trachten. Aber ihre Tugend hält Stand, die Zuversicht auf Rettung durch Gottes Gnade dämmert in ihr auf und verhilft ihr zu schließlichem Triumph (Tischgespräch vom 16. Februar 1833). Mit Recht stieß sich Robinson (20. August 1812) an der moralisirenden Trivialität des Entwurfes, der Richardsons Pamela mit magisch-philosophischen Zuthaten aufgewärmt hätte. Mit Recht erwartete er sich von Coleridge keine Ausführung: „er würde sich in Träumen verlieren!" Die Prometheus-Idee unbefangen zu erfassen war in England erst Byron und Shelley vorbehalten.

Ein praktisches Gegenstück zu dem durchaus theoretischen „Freund" sind die acht offenen Briefe über den spanischen Aufstand, welche Coleridge gleichzeitig (7. Dezember 1809 bis 20. Januar 1810) im „Courier" herausgab; denn auch hier handelt es sich um den Vorrang der „Vernunft" über den bloßen „Verstand", der entfesselten Gemüthskräfte über die klügste Berechnung.

Das Kriegsglück am Ebro hatte sich Napoleon zugekehrt. Die englischen Hilfstruppen mußten zurück an die Küste. Daheim fragte bereits mancher Cottonfabrikant, mürbe gemacht durch die Continentalsperre, ob selbst im Falle des Sieges ein gutes Geschäft zu hoffen wäre, und die Liberalen weissagten jedem, der dem Eroberer weiteren Widerstand leisten wollte, sicheres Verderben. Da trat Coleridge hervor und kämpfte für conservative Freiheit, wie es um dieselbe Zeit auch Wordsworth in seinen Sonetten auf Hofer und Toussaint L'Ouverture, Southey in der eben gegründeten Quarterly Review that. Nachdrücklich verwies er auf die mächtigen Triebfedern des Ehr- und Rechtsgefühls, auf die wunderbare Zähigkeit, mit welcher unsere Phantasie an der alten Sitte hängt, auf den heiligen Instinkt, zu welchem die Königstreue im Laufe der Jahrhunderte heranwächst. Er zeigte an dem Beispiel des niederländischen Aufstandes gegen Philipp II., um wie viel eine derart begeisterte Nation den erprobtesten Feldherrn und geschultesten Armeen überlegen ist, wie viel sie für die äußeren Güter, die sie opfert, an inneren gewinnt. Solches Politisiren nach sittlichen Prinzipien schien ihm den Geist echter Weissagung zu entfalten, und bekanntlich gab ihm der Erfolg Recht. Unwillkürlich denkt man an die wenig älteren „Reden an die deutsche Nation" von Fichte (1807), welche unser Volk zu ähnlichem Widerstand gegen den Eroberer aufriefen. Allerdings stand Coleridge die klare, furchtbare Energie Fichtes nicht zu Gebote; dafür zeichnet sich jedoch der Engländer durch eine Betonung des Instinktiven aus, welche bei uns erst durch die geschichtlichen Arbeiten der Romantiker aufkam.

Auch ein kunstkritischer Aufsatz gehörte hieher. Es

ist der Eingang eines „Essay über den Geschmack" (1810). Er beschäftigt sich mit der Grundfrage der kantischen und jeder wissenschaftlichen Schönheitslehre: wie kann ein Geschmacksurtheil, welches ja immer auf Lust- und Unlustgefühle bezogen wird, daher subjektiv ist, zugleich auf allgemeine Giltigkeit Anspruch erheben? Die Lösung wird, wie in der „Kritik der Urtheilskraft" (1. Buch 2. Moment), gefunden durch strenge Unterscheidung des Angenehmen und Schönen. Jenes gefällt uns unmittelbar durch Sinneseindrücke. Dieses hingegen wird uns vermittelt durch „verstandesmäßige Wahrnehmung der äußeren Anordnung", d. h. um mit Kant zu reden, durch die Vorstellung von der formalen Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes; und insofern unterliegt es der philosophischen Kritik. Ein Zeichen, daß Coleridge, kaum daß der „Freund" zu Grabe getragen war, schon wieder den Plan aufnahm, ein grundlegendes Werk über Aesthetik zu schreiben.

Endlich überzeugte er sich von der Unmöglichkeit, den Aufenthalt an den geliebten Seen fortzusetzen. Durch übermäßigen Gebrauch von Opium half er sich wohl momentan über die Gichtschmerzen hinweg, sein Aussehen wurde von flüchtigen Beobachtern als gesund und rüstig geschildert, dafür zeigte aber sein Gehirn Spuren einer bedenklichen Reizung. Er machte nicht bloß ungeheuerliche Pläne, sondern bildete sich auch ein, sie schon fast ausgeführt zu haben. So bot er dem Drucker des „Freund" 1809 eine große griechische Grammatik und ein griechisch-englisches Wörterbuch zur Herausgabe an — der Brief liegt in der Forster Sammlung zu South Kensington — welche beide doch nur in einem kurzen Entwurfe für den Hausgebrauch Hartleys existirten.

Triebartig barg er sein zeitweiliges Nichtsthun hinter weitaussehendem Wichtigthun, welches dann gerne in übertriebene Selbstquälerei umschlug. Den einen Tag sorglos wie eine Lilie auf dem Felde, konnte er am nächsten in eine Schwermuth versinken, in welcher er selbst an Wordsworth verzweifelte. Und doch ging es noch verhältnißmäßig gut, so lang er im Hause dieses theilnehmenden Freundes blieb. Als er aber am Ende des Sommers 1810 nach Keswick zurückkehrte, wurde dem Faß der Boden eingedrückt. Southey, gewöhnt an scharfes Recensiren, hielt ihm alle Fehler seiner Zeitschrift vor, tadelte seine „haarspalterische Deutschthümelei" (Robinson I, 325) und war überhaupt mehr Schwager als Freund. Mrs. Coleridge war in beständigem Jammer: Southey erwarb sich eben als Mitarbeiter der neu gegründeten (conservativen) Quarterly Review mehr als je; Jeffrey, der Herausgeber der (liberalen) Edinburgh Review, sprach vor und gab Coleridge, der ihm „Christabel" vortrug, freundliche Worte; die verschiedensten Zeitschriften standen dem Gatten offen, die Verleger waren willig, alle Wege zum Verdienen eben, und dabei ging er in seltsamer Unthätigkeit herum! Andererseits war er in beständiger Zerknirschung und wagte ihr nicht einmal vom Untergang des „Freund" zu erzählen. Auf beiden Seiten war viel guter Wille und wenig Selbstbeherrschung. Er hatte neben den Lichtseiten auch alle die Schattenseiten eines romantischen Phantasiemenschen, namentlich jene selbstlose Anempfindung, welche der Willenskraft das Mark entzieht. Sie hinwiederum klagte einer Freundin (M. Betham, Frasers Mag. 1878), wie sehr sie sich Gewalt anthun müsse, ein aufgeräumtes Gesicht zu zeigen; denn sie wisse „aus trauriger Erfahrung, daß ihn eine

Erörterung oder auch nur ein besorgter Blick von dannen treiben würde". Die Trennung war innerlich schon lange fertig, bevor sie sich äußerlich vollzog. „Die schärfste Qual von allen" betitelt sich eine Elegie des Dichters aus dieser Zeit; und worin besteht sie? In „Freundlichkeit, nachäffend die verschwundne Liebe". Als der Winter herannahte, verließ Coleridge die Seen „aus Gesundheitsrücksichten" — keine Lüge! — um nie mehr zurückzukehren. Wordsworth gab ihm Recht, Southey nicht.

Die Beziehungen zu seiner Familie blieben freundlich, obwohl schwach. Eine legale Scheidung trat nicht ein, nur eine stets verlängerte Abwesenheit. Coleridge überließ den Seinen nach wie vor die ganze Stiftung der Wedgwoods und war tief bekümmert, als Josiah Wedgwood 1811 seine Hälfte zurückzog, weil er selbst eine zahlreiche Familie habe und der Dichter die Verpflichtung zu literarischen Arbeiten nicht erfülle. Mrs. Coleridge sah sich zwar zum Theil auf die Unterstützung Southeys angewiesen; doch war dies bei den vielen Geschäften, die sie wegen der dauernden Krankheit seiner Frau im Hause verrichtete, keineswegs ein Almosen. Ihre Briefe behielten den alten Ton; der Gatte hatte oft nicht den Muth, sie zu öffnen: er vermochte ja doch nicht zu helfen! Die Erziehung der Kinder wurde nicht vernachlässigt. Der Schullehrer von Ambleside betrachtete es als eine Ehre, sie in seinem Hause unterrichten zu dürfen, und nahm keine Bezahlung an. Hartley kam 1814 in das Alter, auf die Universität geschickt zu werden; sofort schossen die Freunde die Mittel zusammen. Etwas später, als es sich in gleicher Weise um Derwent handelte, fand sich der Vater bereits wieder in besseren Verhältnissen und bestritt die Kosten selbst. Außerdem versicherte er

sein Leben für tausend Pfund. Allmählich machte die Zeit ihre mildernde Kraft fühlbar, die Frau besuchte den Gatten 1822, und die Beiden feierten ein Fest der Versöhnung, wenn auch nicht der Wiedervereinigung.

Einsamer stand er jetzt da, als wenn er sich nie vermählt hätte. Er war ärmer als die Zurückbleibenden. Er brachte sich jetzt, wo er glaubte, betete und ein zufriedener Bürger war, in einen schlimmeren Ruf als in der Jugend, wo er sich gegen Kirche und König empörte. Gerade während er die Vernunft im Sinne Kants verherrlichte, verrieth er am wenigsten Vernunft im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wußte er am wenigsten sein Thun und Denken dem Verstande unterzuordnen. Im praktischen Leben war er ungeschickt und schwach im höchsten Grade. Aber deshalb war er es nicht auch im literarischen. So weit reicht die Einheit von Mensch und Schriftsteller nicht, daß das persönliche Treiben durchaus auf der Höhe des öffentlichen Wirkens zu stehen braucht; und umgekehrt. Es wäre das natürliche Verhältniß, aber die unbefangen eindringenden Dichter- und Künstlerbiographien zeigen es nur zu häufig nicht verwirklicht. Coleridge war allem Anschein nach ein verlorener Mann, als er plötzlich in eine neue Periode fruchtbaren Schaffens trat. Dem Dämon der Unstetigkeit hatte er nichts mehr zu opfern, die häuslichen Sorgen und Freuden waren von ihm abgefallen, von den Naturschönheiten der Seen und Berge war er verbannt: um so ungetheilter ergab er sich der Philosophie des Schönen.

VII. Kapitel.

In Hammersmith und Calne. Ästhetische Hauptleistungen.

(Herbst 1810 bis Frühjahr 1816.)

Faith asks her daily bread,
And Fancy must be fed.
(The two Founts.)

Gute Menschen nahmen sich des Heimathlosen an und walteten über fünf Jahre als seine Schutzgeister. John Morgan war der einzige Sohn eines vermöglichen Weinhändlers in Bristol, ein edler Mensch, geistig nicht hervorragend, aber wohl belesen, bescheiden und allgemein geachtet. Er öffnete Coleridge sein Haus in Hammersmith — damals noch ein ruhiger Vorort von London — und ließ ihn nicht mehr fort, so lang er selbst zu leben hatte. Mrs. Morgan that in ihrer Art noch mehr. Unterstützt von ihrer Schwester Charlotte behandelte sie den Patienten mit jener verständigen, resoluten Liebe, welche einschneidet, ohne weh zu thun. Vor allem legte sie Hand auf die Opiumflasche, und wenn Coleridge klagte, er müsse sterben, so entgegnete sie kurz: besser sterben als so weiter leben! Dafür ließ sie ihm die freundlichste Pflege angedeihen, gewöhnte ihn an Ordnung und Pünktlichkeit, legte ihm

passende Bücher auf den Tisch, hörte seinen Gesprächen theilnehmend zu und lud ihm anregende Gäste ins Haus. Mit der Gesundheit stellte sich auch seine Arbeitskraft wieder ein, die Phantasie verlangte nach neuer Nahrung, die Gedanken rundeten sich zu bedeutenden Werken.

Die Politik beschäftigte in den Tagen der Continentalsperre und des russischen Feldzugs naturgemäß die Gesellschaft am meisten. Auch Coloridge kam ihr nicht aus. Er schrieb für den Courier und die Morning Post. Er predigte Kreuzzüge gegen Napoleon und prophezeite bereits am 23. Mai 1811, der Sohn des Eroberers werde als Flüchtling leben und in der Verbannung sterben. Aber das that er nur nebenbei und um zu verdienen. Sein Hauptinteresse war dauernd der Aesthetik zugekehrt. An Leuten, mit welchen er darüber reden konnte, war kein Mangel. Wir treffen ihn häufig bei Godwin, für dessen Kinderbibliothek — wie war der alte Revolutionär zahm geworden! — er Geßners „Ersten Seefahrer" umdichten wollte; bei Allston, den er aus Rom herlockte und als einen neuen Titian verehrte; bei Lamb, der eben mit seiner Schwester die Dramen Shaksperes für Kinder nacherzählt hatte und sich jetzt in einen Shakspererkritiker verwandelte; bei Collier, dessen Sohn John Payne später als Shakspereforscher bekannt wurde; bei Hazlitt, der eben sein unglückliches Malen aufgab und im Januar 1812 eine höchst fruchtbare Thätigkeit als Vorleser über englische Philosophie und Literatur begann; endlich bei Crabb Robinson. Der letztgenannte wurde für ihn besonders wichtig: Robinson war in den deutschen Romantikern nach allen Richtungen belesen, hatte viele ihrer Werke mitgebracht und war für ihn, wie zwanzig Jahre später für Carlyle, auf diesem weiten

Gebiete ein Wegweiser. Er und der junge Collier machten zugleich von dem Bedeutendsten, was Coleridge sagte, Aufzeichnungen, welche uns für dessen nächste Entwicklungsstufen als Markſteine dienen.

In den letzten zwölf Jahren waren seine kunstkritischen Lehrer Lessing, Kant, Schiller und Herder gewesen. Jetzt traten die drei letzteren ganz zurück, und auch Lessing wirkte nur noch selten nach; so wenn Coleridge (23. Dezember 1810) an dem Scheusal Richard III. „die vorwiegenden Verstandeskräfte" betonte, um die sittlich bedenkliche Gestalt poetisch zu rechtfertigen (vgl. Hamb. Dramt. St. 79). Er wollte nicht mehr vor sich selbst fliehen, brauchte daher auch nicht mehr die Lethe der trockenen Logik. Er lebte wieder auf und verlangte nach Aposteln der Phantasie. Sehr erwünscht kamen ihm da gewisse Schriften deutscher Romantiker und Kantschüler, welche der dichterischen Phantasie einen Rang hoch über dem Verstande einräumten. Die Lehre Kants und Schillers, wonach das Genie die Regeln nicht empfängt, sondern giebt, vermittelte den Uebergang.

Beim ersten Schritte schwebte ihm Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" (1804) vor, ein Buch geistreich bis zur Bizarrerie und heute über Gebühr vergessen. Coleridge zeigte sich in den nächsten Jahren für den Humoristen von Baireuth sehr eingenommen. „Gerne würde ich fast irgend eines meiner Bücher, nur die philosophischen ausgenommen, mit der Auswahl aus J. P. Richter vertauschen," schrieb er im Dezember 1813 in einem noch ungedruckten Brief an Robinson, der eben einige Proben übersetzt hatte. Auch in die „Biographia Literaria" nahm er manches witzige Wort herüber, z. B. die Frage, wie der hl. Johannes von Nepomuk zum

Retter in Wassergefahr werden konnte, nachdem er doch selbst durch das Wasser zu Grunde gegangen? (Kap. 3, vgl. Saras Anmerkung 1847.) Daß er schon jetzt mit der „Vorschule" vertraut war, verräth ein Ausspruch, den er am 29. Januar 1811 (bei Robinson) that: die Narren hätten bei Shakspere dieselbe Aufgabe des uninteressirten Zuschauers, wie der Chor in der alten Tragödie; denn gleiches steht bereits bei Jean Paul (I, § 37), und nicht leicht kommen zwei Menschen unabhängig von einander auf einen so eigenthümlichen Einfall. Das war aber nur eine beiläufige Bemerkung. Was Coleridge aus der „Vorschule" hauptsächlich entlehnte, ist der Unterschied zwischen Einbildungskraft oder Phantasie im niedrigeren Sinn (fancy) und Bildungskraft oder künstlerische Phantasie (imagination). Jene bringt die dem Gedächtniß dargebotenen Bilder willkürlich zusammen, diese aber verbindet alle Theile zu einem Ganzen und schafft so eigene Formen. Jene wird, wenn gesteigert, zum Fieber (delirium), diese zur Entzückung (mania; vgl. Vorsch. I, § 5 f. mit Robinson 15. November 1810). Nie hatte Coleridge bisher diesen Unterschied der beiden Wörter berücksicht, welcher fortan der Eckstein seiner Schönheitstheorie war. Hätte er ihn selbstständig gefunden, so würde er den kantischen Begriff der Zweckmäßigkeit zur Abgrenzung benutzt haben: die Bildungskraft gestaltet zweckmäßig, die Einbildungskraft nicht. Da er sie von Jean Paul borgte, mischte sich zugleich dessen Vergötterung der Künstlerphantasie darein.

Einen zweiten Schritt that er nach Anleitung des „Versuchs über die Einbildungskraft" von G. Maaß (1792). Vielleicht hatte sich ihm dieser heute verschollene Psycholog durch eine Vorrede voll Kantbewunderung em-

pfohlen. Jedenfalls hat Coleridge später ganze Absätze daraus übersetzt (Biog. Lit. Kap. 5—7), besonders wo Hartleys mechanische Auffassung des Denkvorganges widerlegt wird. Jetzt (23. Dezember 1810) entlehnte er (aus § 21) ein weiteres Mittel, das Wesen der Einbildungskraft zu bestimmen: sie soll sich von dem Verstand, der „ein mühsames Durchbrechen des Erinnerungsgesetzes" ist, dadurch abheben, daß sie die Erinnerungsbilder auf natürliche Weise wieder auftauchen läßt. Beide zusammen erst ergeben die Bildungskraft. Immer deutlicher bereitet sich die Ansicht vor, daß die Aufgabe, Natur und Geist zu vereinen, eigentlich der Dichterphantasie zufällt.

Die Folge war eine ungeheure Werthschätzung des Genies gegenüber dem Talent. Coleridge häufte auf jenes alle Vorzüge der Bildungskraft. Er pries es im nächsten Jahre (17. Oktober 1811 bei J. P. Collier) fast mit denselben Worten wie Jean Paul (I, § 8, 10, 12) als die Fähigkeit, welche organisches Leben erwachsen läßt, während das Talent nur ein geschickter Mechanismus sei; er verglich jenes mit einem Auge, dieses mit einer Uhr. Mit Wohlgefallen sah er, wie sich seine alte platonische Lehre von der „Totalität" der dichterischen Schöpfung durch deutschen Einfluß klärte und verklärte. Mit diesen Begriffen schmückte er — „begründete" kann man bei so allgemeinen Kriterien nicht wohl sagen — fortan seine Verherrlichung Shaksperes, wie seine absprechenden Urtheile über Southey und Scott, welche ihm zu wenig Philosophisches und Ewiges enthielten. Das Schöne verschwamm ihm wieder mit der höchsten Realität, wie einst im Waisenhaus.

Nachdem er so ein Jahr lang im Freundeskreise docirt hatte, begann er eine zweite Reihe öffentlicher

Vorträge: „Ueber Shakspere und Milton, behufs Erläuterung der Prinzipien der Poesie", wie das Programm besagt. Es war eine geringe Veränderung seiner Lehrmethode. Er „predigte ja immer": die bekannte Antwort Lambs, als ihn Coleridge bei einer Tischgesellschaft zum Zeugen aufrief, ob er ihn je predigen gehört. Auf Widerspruch war er nicht gefaßt. Er duldete ihn nicht einmal von Shakspere. „Titus Andronicus" und gewisse Theile von „Richard III." erklärte er einfach für unecht, weil sie ihm nicht gefielen. Seine Gespräche waren Vorträge: umgekehrt hatten seine Vorträge den Charakter von Gesprächen. Wenn er das Katheder bestieg, legte er zwar oft ein genau ausgearbeitetes Heft vor sich, ohne sich jedoch lange daran zu binden. Er ließ sich lieber von der Stimmung des Augenblicks tragen, von der Sicherheit seines Ideengedächtnisses, von der Lebendigkeit seiner Phantasie, und der warme Beifall der Zuhörer gab ihm Recht. Die Freunde stahlen ihm sogar manchmal die Schriften vom Pulte, weil sie behaupteten, ganz frei rede er am allerbesten. Seine Natur war nicht zum Ueberreden geschaffen, sondern zum Hinreißen. Sie gab, wie sie empfing.

Mancherlei Abschweifungen vom Gegenstande mußte man dabei freilich mit in den Kauf nehmen. Am sechsten Abend z. B. brach er zuerst eine Lanze für das Prügeln in der Schule — toristischer Autoritätssinn siegte über alle Erinnerungen an Boyer. Hierauf empfahl er, musikalischen Takt zu halten, sowohl beim Vortrag von Gedichten, als von Reden, um nun erst mit einer Vergleichung der geistigen Zustände unter Elisabeth und Karl I. auf sein eigentliches Thema, auf Shakspere, zu gelangen. Die Uebergänge waren außerordentlich kühn,

und ein gesuchter Stenograph klagte, daß ihm Coleridge durch stete Ueberraschungen in der Wahl der Worte, im Bau der Sätze, im Zug der Gedanken, die Arbeit unmöglich mache. Trotzdem findet man überall Zusammenhang, wenn man nur den Blick stets über das Detail weg auf die großen Fragen gerichtet hält. Die Phantasie verwirrte ihm oft den Faden des Denkens, ohne ihn jedoch zu zerreißen. Auch äußerlich herrschte diesmal Ordnung, ganz anders als beim ersten Vortragcyclus vor drei Jahren. Vom 18. November an betrat er jeden Montag und Donnerstag pünktlich um halb acht Uhr Abends den großen, schön geschmückten Hörsaal der Philosophischen Gesellschaft — Büsten von Shakspere, Milton, Newton, Locke und Pope standen hinter der Rednerbühne — bis die versprochenen fünfzehn Stunden sämmtlich vorüber waren; nur in der Weihnachtswoche und am 6. Januar 1812 setzte er aus. Am Ende fügte er noch zwei oder drei gratis hinzu und war auf diese Weise so glücklich, das angekündigte Thema zu erschöpfen: ein ganz außerordentlicher Vorgang, an welchem wohl die Morgans das Hauptverdienst hatten.

Der Inhalt der Vorträge ist zum Theile (I, II, VI—IX und XII) wörtlich erhalten, weil sie der junge Collier nachschrieb und 1853 herausgab. Zur Bestätigung und Ergänzung dienen verschiedene Berichte in den damaligen Zeitungen und in Robinsons Tagebuch (Ashes Gesammtabdruck 1883). Von einigen liegt sogar noch das Concept vor. — Coleridge begann mit einem unerschrockenen Angriff auf die parteiische, seichte, rohe Kunstkritik, wie sie zur Blüthezeit der Edinburgh Review herrschte: nur nach philosophischen Grundsätzen sollte man urtheilen, wollte er vorgehen (I. Abend). Dar-

nach stellte er folgende Begriffsbestimmung der Poesie auf: sie besteht in einer Darstellung — nicht bloß Nachahmung — der Natur und der menschlichen Gedanken und Empfindungen, bezogen auf menschliche Gefühle — im Unterschied vom Geschichtschreiber — und zu dem Zwecke, in jedem Theile so viel unmittelbares Vergnügen zu geben, als die Rücksicht auf das Ganze gestattet (II). Diese Definition wendete er auf Shakspere an, zuerst im Allgemeinen (III; Concept in Not. Lect. I, 38—42), dann im Besonderen, indem er von dessen Jugendwerken „Venus und Adonis" und „Lucretia" (IV, vgl. Not. Lect. I, 51—67), von „Verlorner Liebesmüh" (V), „Romeo und Julie" (VI—VIII) und „Richard III." (IX) in großen Schritten zum „Sturm", „Lear" und „Hamlet" aufstieg. Im Wesentlichen suchte er also chronologisch (nach Malone) vorzugehen; aber immer mehr verlockte es ihn, eine stetig aufsteigende Entwicklung der Shakspere'schen Kunst von ihren Anfängen bis zu ihrer höchsten Schönheit zu geben. Es wurde ein Triumphzug zu Ehren des großen Elisabethiners, welchen Johnson, als nüchterner Splitterrichter alten Schlages, in Ketten verherrlichen mußte; Coleridge schalt ihn sogar einmal einen „Kerl". Für Milton blieb schon weniger Zeit und Begeisterung übrig (XVI—XVIII), und die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts wurden gar nicht genannt. Viel entschiedener noch als im Jahre 1808 verkündete Coleridge die Geschmacksansichten der Romantik.

Der Lehrer, dem er sich hierin anschloß, ist durch die ersten acht Vorträge Jean Paul. Die „Vorschule der Aesthetik" (I, § 4) bezeichnet es als die Hauptaufgabe des Dichters, „begrenzte Natur mit der Unendlichkeit der Idee zu umgeben." So findet auch Coleridge

(VII. Abend) das großartigste Ziel der Poesie darin, daß sie „nicht eine deutliche Gestalt, sondern ein starkes Arbeiten des Geistes hervorbringe“, nicht eine bloße Vorstellung, sondern ein „erhabenes Gefühl des Unvorstellbaren“. Als Mittel empfehlen Beide, die Phantasie zwischen Schmerz und Lust, zwischen Tragik und Komik, zwischen möglichst entgegengesetzten Empfindungen und Bildern versöhnend hin- und herschweben zu lassen. Als Vorbedingung verlangen Beide, daß der Dichter mit der Kraft des Mannes nicht bloß die Einfachheit des Kindes verbinde — der Standpunkt Kants und Schillers — sondern auch „die kindliche Ahnung frommer Wunder“ (VIII). Er soll nicht bloß ein Seher, ein Prophet sein — das war er für Coleridge seit zwanzig Jahren — sondern „er hebt sich empor zu der Würde eines Gottes“. Er mag schildern, was er will: unter jeder Maske bewahrt er proteusartig „das ehrfurchtgebietende Wesen der Göttlichkeit“ (III). Kraft dieses „göttlichen Instinkts“, wie sich Jean Paul ausdrückt, ist er zugleich der höchste Philosoph, „er bestimmt, kennt seinen Gegenstand und entbehrt doch“, er giebt uns dadurch „Religion und den Durst der Liebe“ (Vorsch. d. Aesth. I, § 12 f.); oder, um Coleridge zu citiren, er weiß das Räthsel des Weltalls zu lösen und fühlt auch, wo es nicht zu lösen ist, er strebt über das Stückwerk des Irdischen hinaus und enthüllt uns „die unendliche Fortschrittsfähigkeit der menschlichen Natur“ (VIII). Das Schöne, das Wahre und das Gute, alles Ahnungsvolle und Uebersinnliche quirlt vor den Augen dieser Kunstkritiker — oder richtiger Kunstschwärmer — phantastisch durch einander; nur daß Coleridge in Folge seiner Kantstudien einen Schein philosophischer Systematik darüber breitete, sowie

er früher umgekehrt die Syllogismen Kants romantisch ausgedeutet hatte.

Die Verherrlichung Shaksperes wurde durch diese Lehren noch um eine Stufe gesteigert. Er erscheint jetzt nicht bloß als ein großer Künstler, sondern als ein verzückter Mystiker. Seine Dramen, die man bis vor Kurzem nur im Theater herzhaft bewundert hatte, sollten plötzlich zu tiefsinnige Offenbarungen enthalten, um gebührend aufführbar zu sein. Sein Stil wird gegen alle Ausstellungen vertheidigt. Coleridge hatte gegen Wordsworths Ansicht, die Sprache der Bauern sei die der Poesie (Lyr. Ball. 1800), schon 1802 eingewendet, daß der dichterischen Sprache eine gewisse Erhabenheit über die des wirklichen Leben zukomme (Cottle S. 446). Jetzt fordert er mit Jean Paul (I, § 3) ganz bestimmt, daß die Leidenschaft, da sie schon einmal in Versen spricht, auch kräftigere und edlere Worte wählen müsse. Er unternahm es sogar, angeleitet durch die „Vorschule der Aesthetik" (I, § 49 f.), die spitzfindigen Wortspiele in Shaksperes Jugendwerken zu rechtfertigen: sie seien nicht bloß Ausflüsse des Talents, sondern des Genies; sie bestünden nicht in französischer Manier bloß aus einer seltsamen Verbindung von Ausdrücken, sondern von Bildern; sie hätten nicht Modewitz, sondern etwas Dauerndes (VI f.). Wie als Dichter trieb Coleridge auch in der Theorie die Abkehr von der vorsichtigen Verständigkeit des achtzehnten Jahrhunderts am weitesten. Doch hatten seine Ueberschwänglichkeiten wenigstens das Gute, daß sie Einsicht in Shaksperes vollen Werth lehrten.

Dies der Kern der ersten acht Vorträge. Kurz nach dem achten lernte Coleridge durch Robinson ein anderes deutsches Buch ästhetischen Inhalts kennen, welches auf

ihn eine tiefe Wirkung hervorbringen sollte: die „Vorlesungen über Dramatische Literatur und Kunst" von August Wilhelm von Schlegel. Gehalten 1808, gedruckt 1809—11, kamen sie ihm trotz der Continentalsperre schon am 15. Januar 1812 in die Hände. Als er das nächste Mal vor seine Zuhörer trat, erklärte er sich, obwohl, wie es scheint, ohne den Namen Schlegel zu nennen, mit Allem einverstanden, was er in ihm gelesen. Begreiflich: waren doch Beide bei denselben Lehrern in die Schule gegangen. Er hätte das Werk noch höher gepriesen, „wenn ich nicht in diesem Falle gewissermaßen mich selbst beklatschen würde." Mit voller Offenheit drückte er sich alsbald in einem Privatbrief an Robinson aus: „Wären alle Commentare zu Shakspere, welche je von seinen Herausgebern geschrieben wurden, aufgestapelt und angezündet worden, damit bei der Flamme Schlegel seine Vorlesungen hätte schreiben können, so würde die Welt durch die Zerstörung jener Bücher ebenso gewonnen haben, wie durch die Entstehung dieses" (Not. Lect. I, 368). Natürlich blieb Coleridge von einem Autor, den er so hochstellte, nicht unbeeinflußt. Bisher hatte er die Verherrlichung Shaksperes spekulativ betrieben; jetzt lernte er sie durch geschichtliche Parallelen stützen.

Im neunten Vortrag begann also der direkte Einfluß der Schlegel'schen Ansichten. Shakspere wird verglichen mit den antiken Dramatikern: er steht ihnen nicht als Nachahmer gegenüber, sondern als ein Dichter ganz anderer Art. Jene gestalten wie Bildhauer: wenige Charaktere und in abstrakten Zügen, während dieser über den harmonischen Reichthum des Malers verfügt. Er bringt Porträte und weiß uns doch über Zeit und Raum hinauszuheben in die Wolkenregionen der

Phantasie. Jene folgen einer mechanischen Regelmäßigkeit, er aber einer organischen. So hatte Schlegel geschrieben (besonders III. Bd. S. 8, 36, 127, 258), und Coleridge, der Aehnliches längst geahnt hatte, sprach es in seiner freien Art nach. Nur verwendete jener für die Dichtung des Mittelalters und der Renaissance zusammen das Wort „romantisch", während der Engländer, obwohl er dasselbe auch schon bei Jean Paul gefunden haben mußte, noch eine Weile zögerte, seine Lieblingsdichter nach sich selbst zu taufen. Beide entwickelten ferner ihr poetisches Ideal an dem Beispiel des „Sommernachtstraumes". Beide sprachen den Römern die künstlerische Individualität überhaupt ab und wagten dem großen Elisabethiner höchstens Dante und Milton annähernd an die Seite zu setzen. Beide zeigten, daß Shakspere von seiner Zeit viel besser gewürdigt wurde als von den anmaßenden Kritikern der französischen Klassicität — „Affen in Menschengestalt" nannte sie Coleridge. Nur in der Einkleidung und Stilisirung ist er zunächst von Schlegel unabhängig. Wie weit er sich auch in den übrigen Vorträgen dieses Kurses an den neuen Lehrer hielt, ist bei der mangelhaften Ueberlieferung derselben nicht zu bestimmen.

Den Erfolg hatte sich Coleridge zu Anfang nicht groß erwartet. Am 6. November 1811 setzte er noch den Preis der Eintrittskarten von drei Pfund auf zwei herab und bat Robinson in einem gar bescheidenen Brief, den Besitzer der Times (John Walter) zu einer kleinen Ankündigung des Unternehmens zu vermögen. Als ihm dies abgeschlagen wurde, wandte er sich am Morgen des Eröffnungstages noch einmal und fast flehentlich an Robinson, damit dieser durch eine rechtzeitige Notiz die

Aufmerksamkeit des Publikums anlocke. Beide Briefe liegen (bisher ungedruckt) unter den Papieren Robinsons in Dr. Williams's Library, London. Der letztere beginnt mit einer umständlichen Beschreibung seines körperlichen Befindens und spiegelt dann eine übergewissenhafte Besorgniß, wie folgt:

18. November 1811.

„Mein lieber Robinson,

— — — Dies als Abschweifung, und nun zum Geschäft. — Stuart schien sich zu verwundern, daß Walter einen Bericht über den Vortrag in der morgigen Times als eine besondere Gunst hinstellte, obwohl wir in der todten Saison sind. Er sagte ferner, hätte ihn nicht eine Geburtstagseinladung fern gehalten, so würde er selbst zwanzig oder dreißig Zeilen geschrieben und sie Walter mit seiner Hochachtung geschickt haben, überzeugt, daß nur außergewöhnliche Unhöflichkeit gegen ihn die Einschaltung hindern könnte, da der Gegenstand nichts Politisches oder Persönliches enthält. Und um so mehr Unhöflichkeit gegen mich, da ich immer in derselben Haltung wie die Times gedacht und geschrieben habe, da der Hauptredakteur mich manchmal citirt, sehr oft ganz im Geiste von Wordsworths Pamphlet sich ausgesprochen und dreimal meine eigenen Sätze gebracht hat. Ich habe einen einzigen Aufsatz in Prosa, und diesen war ich fest entschlossen an Mr. Walter zu senden, sobald ich nur den Stil ein wenig gefeilt; bloß als einen Beweis meiner hohen Achtung für ein Blatt, das ich nicht nur für die unvergleichlich beste Zeitung halte, welche es in Britannien giebt oder je gegeben hat, sondern für die einzige, welche sich ohne Anmaßung unabhängig oder unparteiisch nennen darf. Ich werde auch meinen

Entschluß sicher ausführen, denn das Compliment war nicht persönlich, sondern für die Times selbst gemeint. Und doch stoße ich mich an dem Gedanken, ein Werk meiner ernstesten Arbeit und innersten Ueberzeugung zu verschachern gegen eine Lobhudelei oder versteckte Annonce, um des Geldes willen — obwohl dies nach meiner Ansicht vollkommene Reinheit ist, verglichen mit einem solchen Vorgehen aus dem Beweggrunde der Eitelkeit. Der Himmel weiß, ich empfinde meine Armuth nie so peinlich, als wenn ich meinen Namen mit einem Trompetenstoß begleitet finde und weiß, daß ich es zuvor wußte!

Meine Armuth und nicht mein Wille erlaubt es — ich bin überzeugt, mein lieber Robinson, Sie werden das Möglichste für mich thun. Schreiben Sie nach der Vorlesung etwa zwanzig Zeilen — bemerken Sie, daß es nicht eine Vorlesung im buchstäblichen Sinne des Wortes war, denn obwohl der Inhalt die Anordnung u. s. w. die klarsten Zeichen langer Vorüberlegung trugen, war doch die Sprache, die Beispiele u. s. w. offenbar die Ausgeburt des Augenblicks — kurz, was Ihnen auffällt. Ein kostbares Rezept für eine Reclame! — O Gott! Verlegenheit, gleich Elend, macht uns zu Bettgenossen mit seltsamen Niederträchtigkeiten, nur daß sich meine Seele zu solcher Gemeinheit nicht hergeben will — zu solchem Geschäft, hätte ich sagen sollen. — Diese Notiz sollte morgen in der Times stehen oder gar nicht. — Ich habe den Aufsatz mitgebracht, und wenn Sie wünschen, will ich ihn Ihnen, ungefeilt wie er ist, bei der Vorlesung geben. Gott segne Sie. S. T. C."

Robinson brachte die gewünschte Anzeige in die Times (abgedruckt bei Ashe S. 42 f.). Die Furcht vor der Gleichgültigkeit des Publikums aber zeigte sich unbegründet.

Die Neuheit der Gedanken — wenigstens für die Engländer — ihr magischer Reiz und vielleicht auch ihre glänzende Einseitigkeit, dazu die formelle Trefflichkeit des gleichgestimmten Redners, nicht zum wenigsten endlich das patriotische Moment in der Verherrlichung des Nationaldichters, welches in jener bewegten Kampfes- und Siegeszeit doppelt wirken mußte: all das half zusammen zu einem ungeahnten Erfolg. Times, Morning Chronicle und Dublin Correspondent beeiferten sich, die folgenden Vorträge zu besprechen. In allen Salons der Hauptstadt war davon die Rede. Am 30. Januar kam sogar Lord Byron, der eben im Begriffe stand, „Childe Harold" herauszugeben; geleitet von Rogers und vermummt stellte er sich in den Hintergrund, „um die neue Kunst der Poesie von diesem reformirten Ketzer zu hören" (Robinson): wohl eine zweischneidige Anspielung auf das, was Coleridge gegen die dörperliche Stiltheorie Wordsworths gesagt hatte. Der letzte Abend (27. Februar) war ein förmliches Fest, der Saal gedrängt voll, die Zuhörer ungemein dankbar und die Einnahme so bedeutend, als benöthigt.

Eine so ergiebige Mine sollte weiter ausgebeutet werden. Am 19. Mai 1812 begann Coleridge wieder einen (3.) Kurs, diesmal über Shakspere mit allgemeiner Einleitung über die Geschichte der Poesie. Leider ist uns nur der Inhalt der ersten vier Vorträge durch Robinson (I, 385—88) beiläufig bekannt. Sie galten dem antiken Drama und dem Unterschiede desselben vom „romantischen" — Coleridge war offenbar inzwischen seiner Sache sicher geworden und gebrauchte jetzt auch die deutsche Bezeichnung. Sein Concept waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Aufsätze „Griechisches Drama"

und „Fortschritt des Dramas", welche seine Tochter später mit anderen Papieren als „Notizen und Vorlesungen" herausgab (I, 11—38) und selbst für eine bloße Umarbeitung der betreffenden Kapitel bei Schlegel erklärt hat. War es diese Unselbstständigkeit der Auffassung, oder der weniger vornehme Hörsaal (Willis' Haus), oder eine zufällige Unaufgelegtheit des Redners: kurz, er hatte diesmal weniger Erfolg, und namentlich die Damen ließen ihn im Stich. Trotzdem begann er im Dezember desselben Jahres noch einen (4.) Kurs. Der Prospekt hat ebenfalls in Robinsons Papieren bisher geschlummert und verdient hier eine Stelle, weil er das damalige Wissen unsers Aesthetikers in einem hübschen Durchschnitt zeigt, und weil sonst über diese Vorträge so gut wie keine Kunde sich erhalten hat.

„Syllabus

eines Kurses von Vorlesungen über schöne Literatur, abzuhalten von S. T. Coleridge in der Surrey Institution 1812.

1. Vorlesung.

Jedes Wort soll nur in jenem Sinn gebraucht werden, der ihm ganz speziell zukommt. Das ist eine unumgängliche Bedingung alles rechten Denkens und zugleich die sicherste, leichteste und sogar ergötzlichste Schulung des Geistes. Ueber die Worte Schön, Erhaben, Majestätisch, Großartig, Malerisch, Einbildungskraft, Bildungskraft, Geschmack.

2. und 3. Vorlesung.

Die Falschheit der fast allgemeinen Ansicht, daß in der Entwicklung der Kultur die Erfindung der Bequemlichkeiten und nöthigen Dinge den Künsten des Schmuckes vorangeht; erwiesen sowohl durch Thatsachen, als a priori (d. h. aus der Natur des menschlichen Wesens). Die schönen Künste in der natürlichen Ordnung ihres Ursprungs — Kleidung, Orchesis (umfassend alle Künste der Körperbewegung, also mimische Tänze, gymnastische Uebungen u. s. w.), Architektur, Beredsamkeit, Musik, Poesie, Bildhauerei, Malerei, Gärtnerei.

4. Vorlesung.

Ueber Poesie im Allgemeinen, sowie als Eigenthümlichkeit des alten Griechenlands und des Christenthums. Ueber die Poesie der Alten als unterschieden von der der Modernen, oder der Unterschied der klassischen Poesie von der romantischen; erläutert an den athenischen Dramatikern.

5. Vorlesung.

Ueber die Mythologie des alten Griechenlands, ihre Ursachen und Wirkungen, über die arge Unwissenheit, welche unsere Pantheon-Schulen verbreiten, und über den mißverstandenen Eifer religiöser Bekehrer. Der Zusammenhang zwischen der Vielgötterei, Sittlichkeit und republikanischen Regierungsform Griechenlands; und, als Folge davon, die Unmöglichkeit, ja Nutzlosigkeit (wenn die Möglichkeit bestünde), unsere Dichtung, Baukunst, Musik u. s. w. nach den Resten des Alterthums einzurichten. Der Geist der Poesie ist allen Zeiten gemein, und um die Alten weise nachzuahmen, sollten wir es machen wie sie, d. h. den Geist in solche Formen bringen, welche allen Bedingungen der Zeit, Gesellschaft u. s. w. entsprechen.

6. Vorlesung.

Die irdischen Ursachen, welche die gütige Vorsehung zur Verbreitung des Christenthums hervorrief, und dessen zeitliche Wirkungen, abgesehen von allen höheren und rein theologischen Gesichtspunkten. Die Sintfluth der Nationen, die Errichtung des Christenthums und die Bildung gemischter Sprachen, in welchen sich das entartete Latein verschiedenartig mit dem Gothischen oder Keltischen amalgamirte. Diese werden unter der Bezeichnung romanisch zusammengefaßt, und in diesem Sinne des Gemischten, als entgegengesetzt dem Einfachen oder Gleichartigen, wird das Wort Romantisch gebraucht, nicht etwa ausschließlich in Bezug auf das, was wir Romanzen nennen.

7. Vorlesung.

Die Eigenthümlichkeiten der romantischen Poesie und der wahre Ursprung des romantischen Dramas in Shakspere. Ueber die falschen Ansichten, wonach Shakspere als wild, unregelmäßig u. s. w. bezeichnet wurde. Beweise, daß tiefe Kunst im Bau seiner Stücke für ihn ebenso charakteristisch ist, wie Genie und tiefe Kenntniß der Menschennatur — oder vielmehr, daß all das nur ein und dieselbe Kraft in verschiedener Anwendung ist.

8. Vorlesung.

Eine philosophische Analyse von Romeo und Julie und Hamlet.

9. Vorlesung.

Macbeth und Othello.

10. Vorlesung.

Flüchtige Uebersicht der wichtigsten anderen Stücke; der Charakter Shaksperes als Dichter und als dramatischer Dichter.

11. und 12. Vorlesung.

Miltons Verlorenes Paradies."

Von origineller Denkkraft ist darin allerdings wenig zu spüren. Es war ein Glück für Coleridge, daß er in Deutschland eine reiche Aesthetik entdeckt hatte, von welcher sich die übrigen Engländer, Robinson ausgenommen, noch nichts träumen ließen. Bereits im zweiten Kurs hatte er manche Bemerkung aus dem ersten wiederholt. Jetzt scheint er alles zusammengedrängt zu haben, was er je an der Hand seiner verschiedenen Lehrer über Poesie im Allgemeinen und Shakspere im Besonderen gefunden hatte, um es auf den Schlegel'schen Begriff der Romantik hin zuzuspitzen. Zugleich dürfte er sich diesmal bemüht haben, die maßlose Vergötterung Shaksperes zu vermeiden; wenigstens machte er Schlegel diese Einseitigkeit zum Vorwurf (Robinson I, 408). Abermals blieb die Anerkennung nicht aus, die Zuhörer empfingen ihn am Schlußabend (26. Januar 1813) mit einem dreifachen Hoch, und Robinson sah mit freudiger Verwunderung, daß sein berühmter Freund jetzt auch populär wurde.

Die Vorträge brachten ihm überdies manchen indirekten Vortheil. Die große Menge wurde jetzt erst auf seine früheren Werke recht aufmerksam. Der „Freund" wurde vielfach nachverlangt, die „Gedichte" ganz vergriffen. Selbst Byron, so heftig er vor drei Jahren in

seiner blind wüthenden Satire „Englische Barden und Schottische Recensenten“ die Mischung von Schwulst und Kinderei an dem jungen Coleridge verspottet hatte — „Langohrs Hofpoet“! — so tief ihm die conservative Denkungsart und abstrakte Schreibart des alternden Coleridge zuwider waren, so tadelsüchtig er noch vor Kurzem in den Vortrag gekommen war, konnte ihm jetzt seine Achtung nicht mehr versagen. Aus einem hitzigen Gegner wurde er ihm ein warmer Gönner. Er suchte ihn auf, ließ sich „Kubla Khan“ vortragen, bedauerte die Ausfälle in jener Satire und suchte sie mit seiner damaligen Jugend und Erzürntheit zu entschuldigen. Er rühmte „Christabel“ in einer Anmerkung zur „Belagerung von Korinth“, allerdings ohne seine Beeinflussung von dieser Ballade zuzugeben; wie denn die Dichter überhaupt ihre Entlehnungen in der Regel unbewußt machen. Er drängte Coleridge, dies Meisterwerk endlich vor die Oeffentlichkeit zu bringen, und verschaffte ihm an Murray einen zahlbaren Verleger in der Hauptstadt. Die größte Befriedigung für den lange Gekränkten aber war es, daß ihm nun auch die Bühnenleiter von Drury Lane wieder willig entgegenkamen. Zuerst sollte er ihnen leichte Melodramen schreiben, borgte sich auch bereits von Robinson die Singspiele Goethes zum Muster aus. Dann entschloß man sich, statt dessen das Trauerspiel „Osorio“, welches seit Sheridans höhnischer Abweisung im Pulte geruht hatte, einmal auf die Bretter zu bringen. In der That hatte Coleridge am 23. Januar 1813 die Freude, die Gestalten seines Jugendstückes vor sich und einem vollen Hause auftreten zu sehen.

Daß die Vorstellung auch glückte, dafür hatte

Coleridge sorgsam vorgearbeitet. Getreu seiner Göttinger Selbstkritik stellte er dem Ganzen eine Scene zwischen dem zurückkehrenden Liebhaber und dessen Vertrauten voran, um die Vorgeschichte klar zu legen. Er ließ ferner den Bösewicht am Schluße nicht bloß abführen, sondern sofort, mit dramatischer Lebendigkeit, auf dem Theater sterben. Beide Veränderungen sind ähnlich durchgeführt wie in den „Räubern" (IV, 1 und V, 1), und zwar nicht wie in der übersetzten Bühnenausgabe, die er vor fünfzehn Jahren benützt hatte, sondern wie in der Originalfassung, die er vielleicht zu diesem Zweck eigens nachlas. Ferner hat er die Nebenhandlung der Mauren zurückgedrängt, dafür aber die Herzensgeschichte der beiden Liebenden stärker betont, ohne Zweifel im Anschluß an die Episode von Max und Thekla im „Wallenstein", aus welchem er eine Stelle (Wall. Tod IV, 5) fast wörtlich herübernahm. Um auch der veränderten politischen Strömung Rechnung zu tragen, ließ er den guten Bruder gegen den Unterdrücker der nationalen Freiheit donnern, als wäre er frisch aus der Völkerschlacht bei Leipzig gekommen. Nicht wenig half ihm ferner der Rath des Regisseurs S. J. Arnold, eines vielseitigen Mannes, der außer Porträten und einem Kreolenroman auch selbst mehrere Stücke geliefert hatte. Allerlei undramatisches Beiwerk, namentlich die Erzählung der Amme, wurde gestrichen, lange Reden dialogisirt, vorbereitende Verse eingefügt und bei der Geisterbeschwörung an den Schwindel sofort, wie im „Geisterseher", die Verhaftung gerückt. In der Schlußscene wurde der alte Vater mit der stets rührenden, daher von Bühnenleuten gern empfohlenen Aufgabe betraut, das gerettete Brautpaar zu umarmen und zu segnen. Die Namen und die Dar-

stellung der Inquisition wurden sprach- und sachkundig umgestaltet, damit nicht etwaige Kenner Spaniens Widerspruch einlegten. Endlich verwandelte man den früheren Titel „Osorio" in einen verständlicheren: „Gewissensbiß". So wanderte die Tragödie, eingeleitet von einem launigen Prologe Lambs, über die Bühne, und obwohl der lyrische Grundzug noch immer störte, obwohl für die Ausstattung wenig aufgewendet wurde und der Darsteller des Helden (Bonvivant) seine gewohnten Liebhaberkniffe nicht ganz abzulegen vermochte, erntete der Dichter doch lebhaften Beifall. Besonders befriedigt äußerte sich Byron: „viele Jahre haben wir in der Art des Gewissensbiß nichts Nennenswerthes gehabt"; und daß das Drama 1816 noch einmal hervorgesucht wurde, war wesentlich sein Verdienst. Es erlebte an zwanzig Wiederholungen, und als Coleridge eines Abends in die Schauspielerloge trat, um nochmals zuzusehen, erhob sich das ganze Parterre mit stürmischem Klatschen und Hochrufen: eine Ehre, welche seit Voltaire keinem Dramatiker in London widerfahren war (Scots Mag. 1817). Seine Einnahme aber war dreimal so groß als die für seine sonstigen literarischen Arbeiten zusammen.

Hiemit war seine Wirksamkeit und auch sein Leben in der Hauptstadt wieder zu Ende. Mr. Morgan sah sich in Folge einer unglücklichen Bürgschaft genöthigt, aus Hammersmith nach Wiltshire in ein kleines Haus im Landstädtchen Calne zu übersiedeln. Das war im Frühjahr 1813. Coleridge ging mit, auf drei Jahre.

* * *

Calne war nicht so hübsch wie Keswick, nicht einmal wie Stowey: eine unregelmäßige Stadt mit 3000

Einwohnern, umgeben von kreidigen Feldern und sanften Hügeln ohne kräftige Formen, ohne ehrwürdige Bäume. Doch gab es manchen Streifen wilden Heidelandes, überwuchert von Hecken und Buschwerk; es gab wohlhabende Bauernhöfe; die Menschen waren freundlich und ließen sich sogar durch wandernde Schauspieler den „Gewissensbiß" aufführen. Im nahen Bremhill saß Freund Bowles als behaglicher Rektor, jetzt auch mehr auf die Theorie als auf die Ausübung der Poesie bedacht. Hartley kam im Herbst 1814 auf Besuch und verbrachte seine ersten Universitätsferien bei dem Vater. Mr. Morgan war jederzeit bereit zu schreiben, was Coleridge diktirte. Von Rheumatismen hören wir wenig. Es war ein recht günstiger Ort für stille Geistesarbeit. Hier sollte auch Coleridge die letzte Entwicklungsstufe seiner Aesthetik erklimmen.

Mit den Nachfolgern Kants war er durch Robinson, der in Jena bei Schelling gehört und soupirt hatte, bereits in London vertraut worden. Er hatte Schillers „Träume eines Geisterſehers" gerühmt und dessen Abhandlung „Über das Schöne und Erhabene" zu übersetzen versprochen; natürlich nur versprochen. Er hatte das Buch Jakobis über Spinoza warm gepriesen, Fichte einen großen Logiker und Schelling „einen vielleicht noch größeren Mann" genannt. Aber Kant, namentlich die „Kritik der Urtheilskraft", ging ihm damals noch über Alles. Nur von diesem wollte er gelernt haben. Elende Schüler, welche ihren Meister so unehrerbietig zu übertrumpfen suchen! — Im abgelegenen Calne erst verfiel er dem Einfluß Schellings, des Platonikers unter den Kantianern. Im Dezember 1813 bat er Robinson in einem dringenden (ungedruckten) Brief um das Niethammer-Fichte'sche

Magazin, in welchem Schelling zuerst selbstständig hervorgetreten war, und um dessen reifere, zusammenfassende Schrift „Ueber die Methode des akademischen Studiums" (1803). Wie tief er sich in Schelling damals schon versenkt hatte, zeigen seine handschriftlichen Glossen in Robinsons Spinoza, den er gleichzeitig zurückschickte (aufbewahrt in University Hall, London, bisher fast unbenützt, vgl. Robinson I, 399). Man kann sie als einen Versuch bezeichnen, Spinoza vom Standpunkt des Schelling aus zu kritisiren und zugleich diesem Standpunkt möglichst zu nähern. Sie verrathen auch, was ihn zu diesem Uebertritt bewog.

In der Philosophie Kants, wenigstens wie sie Coleridge verstand, gab es noch einen Punkt, der mit dem Christenthum unversöhnlich war. Unser Dichter konnte sich das „Ding an sich" nicht in jener Nacktheit vorstellen, wie der nüchterne Königsberger. Er deutete es als die Materie im Gegensatz zur Form, als den Kern der Außenwelt, der allerdings unserer kritischen Erkenntniß ewig verschlossen bleibt, ja, wie es scheint, als die unendliche, göttliche Substanz, welche nach der pantheistischen Lehre des Spinoza allem Sein zu Grunde liegt (Biog. Lit. Kap. 9). Aber die Materie, die „Ursache", wie sie Coleridge in den angezogenen Glossen nennt, ist todt, und der Gott des Christenthums ist eine lebendige Person! Eifrig suchte er diesen störenden Widerspruch zu beseitigen, Spinoza gegen Jakobis Vorwurf des Atheismus zu vertheidigen und dafür den Glauben der Kirche hineinzulesen. „Spricht auch Spinoza," heißt es in einer Glosse, „der Gottheit menschliche Intelligenz ab, so betet er doch ihre Weisheit und Liebe an . . . Niemals wurde ein großer Mann von der

Nachwelt so hart, so unbillig behandelt wie Spinoza. Man sieht keine Entschuldigung in dem überwiegenden, ja allgemeinen Dogmatismus und mechanischen Denken seiner Zeit; man sucht nirgends, außer in Deutschland, die herrlichen Wahrheiten aufzunehmen in die Familie des Lebens und der Kraft . . . Sogar daß er die Menschwerdung Gottes leugnete, kann man nachsichtig als Widerstand gegen die Ketzerei der Sabellianer auslegen." Gerade das Mühsame dieser Entschuldigung verräth, wie sehr Coleridge die Lücke empfand. Die Versöhnung von Erde und Himmel, von Natur und Geist, die er von Jugend auf angestrebt, entbehrte noch des Schlußsteins.

Schelling lieferte ihn, indem er auch die Natur für ein Erzeugniß geistiger Kräfte, ja direkt für „schlummernden Geist" erklärte. Ganz in seiner Art sieht jetzt Coleridge im Körperlichen (extensio) nicht mehr einen Gegensatz zum Denken (cogitatio), sondern nur dessen „stets werdende Darstellung, imaginatio objectiva et realis" (Glosse zu S. 64). Wie Schelling findet er daher auch in Naturnothwendigkeit und Willensfreiheit „nichts Anderes als verschiedene Gesichtspunkte des einen und desselben Dinges: das eine der Inhalt, das andere die Form". Beide Prinzipien, Natur und Geist, sind vereinigt in dem Absoluten (Schellings Ausdruck) oder „absolut Ewigen" (Coleridge, erste Glosse). Coleridge bekannte sich hiemit als unzweifelhaften Anhänger des Identitätsprinzips. Selbst das Spiel mit der symbolischen Auslegung der Dreifaltigkeit, welches Schelling in seiner jüngsten Schrift „Untersuchungen über das Wesen der Menschlichen Freiheit" (1809) nach dem Vorgang der Neuplatoniker und des Jakob Böhme betrieben hatte,

wiederholt sich bei Coleridge in freier Umformung: „Der Vater ist das absolut Ewige, welches den Dual erzeugt, wie dieser die Dreiheit". Begierig griff Coleridge auf seine plotinische Knabenphilosophie zurück, nur daß die unmittelbare, ekstatische Anschauung des Griechen jetzt ersetzt ist durch die intellektuelle des Deutschen. Die schärfste Kritik schien seine Spekulationen zu leiten; in Wirklichkeit aber gehorchte sie einem angebornen und durch die Zeitverhältnisse mächtig entwickelten Zuge seines Gemüthes. Daher war auch das Ergebniß nicht wissenschaftliche Einsicht, sondern romantische Theosophie. Locke und Hume mögen zu destruktiv gewesen sein: Coleridge war gewiß zu construktiv.

Diese Versöhnung der Gegensätze von Natur und Geist benützte Coleridge zu einer neuen Grundlegung seiner Aesthetik. Schiller über das Naive und Sentimentalische, Schlegel über das Antike und Moderne, Jean Paul mit seiner Theorie der ahnungsvoll verschwimmenden Gegensätze hatten ihm reichlich vorgearbeitet; hauptsächlich aber trat er wieder in die Fußstapfen Schellings. Er brauchte nur noch eine Gelegenheit, um diese jüngste Errungenschaft an die Oeffentlichkeit zu bringen. Zu mündlichen Vorträgen — seine beste Darstellungsform — fehlten in Calne die Zuhörer. Eher wäre an das verhältnißmäßig nahe Bristol zu denken gewesen. Hier hatte er in der That am 28. Oktober 1813 einen (5.) sechsstündigen Kurs über Shakspere eröffnet, die erfolgreichen Reden der Londoner Zeit noch einmal in populärer Umarbeitung aufgetischt, von der Bristol Gazette ausführliche Inhaltsangaben (abgedruckt bei Ashe 1883) und von alten wie neuen Bewunderern allerlei klingenden Beifall geerntet. Aber das Interesse, welches er da fand,

war doch mehr ein persönliches als ein sachliches. Ein zweiter Kurs mit vier Stunden über Milton, den er im nächsten April gab, war schon schlecht besucht und warf kaum die Kosten ab. Ueberdies merkte Coleridge, daß er ohne die Aufsicht der Morgans alsbald wieder in seine alte Unpünktlichkeit und unter die Herrschaft des Opiums zurückfiel, dessen Schädlichkeit er jetzt schaudernd erkannte. So blieb er denn in Calne und begann über Aesthetik zu schreiben, zunächst drei Essays „Ueber die bildenden Künste“ in Hartleys Bristol Journal, 6. August 1814 bis 19. März 1815 (abgedruckt bei Ashe, Miscell. 1885). Napoleon war ja nach Elba verbannt, Europa schien beruhigt und die Zeitungsleser hinreichend ausgehungert, um die Offenbarungen Schellings zu vertragen.

Coleridge stellte sich dabei in ausgesprochenen Widerstreit zu den Ansichten, welche seinen Landsleuten über die Theorie des Schönen geläufig waren; sowohl zu der alten Schule der Sensualisten, als zu der neuen, welche durch Alisons Essays „Ueber die Natur und Prinzipien des Geschmackes“ 1810 begründet, durch Jeffrey in der Edinburgh Review lebhaft vertreten wurde und den Eindruck des Schönen durch verschiedene nebenbei geweckte Assoziationen (z. B. Andenken, Kraftentfaltung, Tugend) erklären wollte. Gegen die erste führte er die kantische Sonderung des Schönen vom Angenehmen ins Feld, und zwar mit so engem Anschluß an die „Kritik der Urtheilskraft“ (1. Buch. 1. Abschnitt § 2 und 3), daß er sogar das Beispiel des Irokesen herübernahm, dem in Paris nichts so gut gefiel als die Garküchen. Er glaubte offenbar, neben Schelling auch ganz gut noch Kant anhängen zu können. Gegen die zweite

wendete er die Unterscheidung des Schönen vom Guten, welche bei Kant unmittelbar darauf folgt. Milton kann die Kathedrale von York vom puritanischen Standpunkt aus unnützlich befunden und sich trotzdem ihrer Schönheit gefreut haben. Die Perle ist die Krankheit und zugleich die Schönheit der Muschel; während uns umgekehrt eine ungefüge Kniestellung im Portrait eines Freundes sehr liebe Erinnerungen wecken kann, ohne schön zu sein. Das Kunstwerk wirkt nicht bloß durch die Sinne und nicht bloß durch die Vernunft — bis hieher geht Coleridge mit der Lehre Kants, welcher dann die Vorstellung der formalen Zweckmäßigkeit als Merkmal aufstellt — sondern es wirkt durch die Verbindung dieser beiden Gegensätze: da schlägt Coleridge über in Schelling, namentlich in dessen berühmte „Antrittsrede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" (1807). Seelische Güte und sinnliche Anmuth, Charakter und Form, Bestimmendes und Bestimmtes müssen sich nach Schelling decken, damit die volle Schönheit entspringe; und so bezeichnet auch Coleridge den Geschmack als jene „vermittelnde Fähigkeit, welche die aktiven Kräfte unserer Natur mit den passiven verbindet, den Intellekt mit den Sinnen". Vielheit in der Einheit, von Coleridge mühsam als multëity in unity übersetzt, gilt Beiden für die allgemeinste Bestimmung der Schönheit. Darin besteht für Beide die Poesie im weiteren Sinne — von Coleridge bald auch poesy genannt — welche dann je nach dem betheiligten Organ in drei Gattungen zerfällt: Poesie der Sprache oder Dichtkunst (poetry), Poesie des Ohres oder Musik, Poesie des Auges oder bildende Kunst. Daß dieser ebenso erhabene als vage Poesiebegriff etwas Nebelhaftes an sich hat, will Coleridge gar nicht läugnen;

er betont es vielmehr und freut sich seiner inneren Uebereinstimmung mit dem „ehrwürdigen Plotinus: tenet umbra Deum!"

Schelling war aber noch weiter gegangen. Er hatte für seine Aesthetik nicht bloß psychologische, sondern auch kosmologische Bedeutung beansprucht. Er zeigte im „System des Transcendentalen Idealismus" (schon 1800), daß die Thätigkeit des Künstlers gleichartig ist mit der der schaffenden Natur: vollkommene Vereinigung einer unendlichen Entzweiung. Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, und umgekehrt ist wahre Dichtung eine Welt im Kleinen. Viel mehr als der Philosoph, der Historiker, der bewußte Forscher überhaupt ist daher das unbewußte Genie des Künstlers im Stande, das Göttliche zu veranschaulichen. Die Phantasie, nicht die Wissenschaft hat die Räthsel des Himmels durch Symbole zu lösen. Die Aesthetik ist der Schlüssel zur Theologie und das Organ der Philosophie. Einem Dichter voll Gottesdurst, wie Coleridge, war das aus der Seele gesprochen. Er ließ am Ende der genannten Essays durchblicken, daß er über diese Beziehungen des Künstlers zum „absoluten Gut" noch ehrfurchtgebietende Enthüllungen zu machen hätte, die er sich aber für eine höhere Stimmung, ein größeres Thema und eine würdigere Gelegenheit vorbehalte. Nicht in einem Wochenblatte sollten sie stehen, sondern in einem eigenen Buch, und zwar in einem autobiographischen; denn wie Schelling betont er mehrfach, daß diese Lehren nicht so sehr durch Beweise zu erfassen, als vielmehr dem inneren Sinn abzulauschen sind, daß sie aus den Tiefen der Dichterseele herauswachsen müssen, wie sie ja bei ihm thatsächlich heraus-

gewachsen waren. So entstand seine „Biographia Literaria".

Ohne die gewohnten Umschweife und Zurüstungen, fast ohne seinen Freunden etwas mizutheilen, schritt er an das Werk, welches seine tiefsinnigste Prosaleistung wurde. Southey, der sich kurz vorher vergeblich bemüht hatte, ihn für seine bunte, ziemlich werthlose Anekdoten- und Fragmentsammlung „Omniana" zu gewinnen — Coleridge gab nur wenige, unbedeutende Beiträge — beklagte sich bitter über seine pflichtvergessene Trägheit (an Cottle, April 1814). Der Gescholtene aber saß inzwischen in seinem Schreibzimmer von elf bis vier und von sechs bis zehn, ganz versunken in seine Arbeit, und gönnte sich nicht einmal die Zerstreuung des Briefschreibens. Was ursprünglich nur eine Vorrede zu einer literarischen Autobiographie werden sollte (Westminster Rev. XXXVII, 361), erwuchs ihm unter den Händen zu zwei Bänden, in welchen er endlich das im Prospekte zum „Freund" gegebene Versprechen einlöste: Aesthetik und Religion mit einander zu reimen. Am 29. Juli 1815 war er bis auf den Anhang fertig, noch in demselben Jahre wurde der größte Theil gedruckt, und nur der äußere Umstand, daß der ursprüngliche Verleger (Gutch in Bristol) das Werk an eine andere Firma (Rest Fenner und Curtis in London) abtrat, verzögerte die Ausgabe bis 1817.

Wer die „Biographia Literaria" nicht mit falschen Erwartungen lesen will, muß auch den zweiten Titel ins Auge fassen: „Biographische Skizzen meines literarischen Lebens und Denkens". Durch die starke, ja einseitige Betonung des letzteren trat das Werk aus der englischen Memoirentradition völlig heraus. Doch war

es eine natürliche und berechtigte Abweichung. War nicht auch sein ganzes Leben in sehr unenglischer Weise auf Denken als Selbstzweck, ohne praktischen Hintergrund, gerichtet? Es zu erzählen schien ihm zugleich der beste Weg, seine gegenwärtigen Ansichten zu beweisen. „Einsicht", sagt er selbst im zwölften Kapitel, „ist eine Selbstentwicklung; nicht eine Eigenschaft, die sich einer Substanz zugesellt". In diesem tief individuellen Zug liegt der Werth des Buches, welches ohne doktrinäre Aufdringlichkeit eine Fülle von Anregungen bietet; freilich auch dessen Schwäche. Denn eine solche Lehre kann auch nur individuelle Giltigkeit haben; und überdies kam mit der Geschichte des Erlebten eine solche Menge Apologien für sich selbst, Urtheile über Freund und Feind, Warnungen für die Jugend u. s. w. herein, daß man beim ersten Durchlesen leicht den Eindruck heilloser Unordnung davonträgt. Man muß das Ganze mehrmals durchgehen, um die Hauptlinie aus all den Schnörkeln herauszufinden. Geheimnißvolle Einheit bei scheinbar krauser Mannigfaltigkeit, das oberste Welt- und Kunstgesetz, zu dem er inhaltlich gelangte, war zugleich das Gesetz seines Stils.

Der erste Band ist allgemein gehalten und erörtert das Wesen des Schönen. Coleridge zeigt, wie er von Jugend auf gegen die mechanische Rhetorik der pseudoklassischen Dichter eingenommen war, wie er mit Wordsworth und Southey die Willkür der tonangebenden Recensenten zu empfinden bekam, und daß es ein einziges Mittel gebe, diesem doppelten Unfug zu steuern: „feste Grundsätze der Kritik, hergeleitet aus der Natur des Menschen". Hiezu schienen ihm zuerst Hartleys Forschungen über die Ideenassoziation einen tauglichen Ausgangspunkt zu bieten; aber bald fühlte er, daß das

Ergebniß in diesem Fall erst recht ein blinder Mechanismus gewesen wäre. Er wandte sich also den Idealisten zu und rang sich durch Spinoza und die Mystiker, über eine Marterstiege persönlicher Enttäuschungen und journalistischer Unglücksfälle zu Kant empor und — ergänzungsweise — zu Schelling. Bei dem Letzteren fand er zum ersten Mal eine „In-eins-Bildung" (Schellings Wort), wie er sie stets gewünscht und geahnt hatte. Darnach ist die Bildungskraft nicht eine passive Gedächtnißsache, sondern eine produktive Anschauung, welche gleich der Gottheit die entgegengesetzten Weltkräfte vereinigt. Ein Echo dieser (unbewußten) Bildungskraft des Künstlers ist es, was den Philosophen zum bewußten geistigen Zergliedern und theilweisen Nachschaffen befähigt. Etwas wesentlich Anderes ist die Einbildungskraft: sie ist an die Gesetze der Erinnerung gebunden; sie arbeitet nicht elementar, sondern nach Wahl; sie vermag kein lebendiges Gebilde zu erzeugen. Diese Lehrsätze werden nur in Form von Thesen vorgetragen und sollen unmittelbar überzeugen. Wie eng sie zu den Aussprüchen Schellings im „Transcendentalen Idealismus" stimmen, hat bereits Sara Coleridge in den Anmerkungen zur zweiten Auflage (1847) dargethan. Coleridge hat nur das Verdienst, sie formell umgegossen und mit neuen Elementen durchdrungen zu haben; namentlich hat er die Jean Paul'schen Begriffe von Einbildungskraft und Bildungskraft eingemischt und so zugespitzt, daß man deutlich zwischen den Zeilen liest: jene ist den Classicisten eigenthümlich, während diese den romantischen Dichter zum Priester des Allerheiligsten macht.

Im zweiten Theile (von Kap. 14 an) wird diese allgemeine Bestimmung des wahren Schönen einiger-

maßen concret ausgebildet und durch Beispiele erläutert. Der Dichter hat die äußersten Gegensätze zu suchen, um sie miteinander in Einklang zu bringen; das Typische mit dem Individuellen, die Aufregung mit der Ordnung, alltägliche Dinge mit der Frische des ersten Eindrucks, Natur mit Kunst. Das haben Wordsworth und Coleridge in den „Lyrischen Balladen" beabsichtigt, das haben die Dichter der Renaissance geleistet, z. B. Shakspere in „Venus und Adonis" und in „Lucretia". Das hat auch Wordsworth in seinen Versen bewerkstelligt, obwohl er in der Vorrede zu den „Lyrischen Balladen" mit seinem Verlangen nach bäuerlich realistischer Sprache eine schiefe Theorie aufgestellt hat. Und jetzt beginnt Coleridge, seinen Freund als Dichter zu verherrlichen, während er dessen ästhetische Theorie berichtigt. Er zeigt, daß Wordsworth gerade durch sein echtes Genie Schritt für Schritt bewogen wurde, gegen seine eigenen Lehren zu verstoßen. Hiemit wurde das Programm der sog. Seeschule auch nach der kritischen Seite hin erschöpft. Fortan ist weder Wordsworth, noch Coleridge noch zu einem wesentlich neuen Gesichtspunkt vorgedrungen — Southey und Lloyd hatten sich ohnehin mit so schwerer Gedankenarbeit nie abgegeben.

An dieser Stelle (Kap. 22) hätte Coleridge sein Buch abschließen sollen. Was er 1817 bei der Herausgabe noch anhängte (vgl. Lippincott's Mag. XIII, 703), fällt wirklich außerhalb des Zusammenhangs. Es sind einige Briefe, die er 1798 aus Deutschland geschrieben hatte (zuerst gedruckt im Courier 1816); eine scharfe Besprechung des 1816 aufgeführten Dramas „Bertram", einer Art Don Juan-Tragödie von Byrons überspanntem Freund Maturin, welchen unser Moralästhetiker als

einen Ausbund jakobinischer Zuchtlosigkeit hinstellte; endlich eine fromme Klage über verschiedene literarische Mißgeschicke, welche ihn um diese Zeit heimsuchten. Den Schluß bildet eine Anbetung des „großen Ich Bin": es weht bereits der orakelhaft theologische Geist, der die Werke seiner letzten Periode charakterisirt.

Die Aufnahme, welche das Buch fand, war die denkbar schlechteste. Wordsworth konnte unmöglich erbaut sein, das hatte der Verfasser vorausgesehen; aber der ehrenfeste Freund begriff, daß Coleridge aus innerem Pflichtgefühl gehandelt hatte, und schwieg wenigstens vor der Oeffentlichkeit. Lamb bemerkte in einem Briefe an Wordsworth (1819): „C— ist sehr thöricht, über Bücher zu schreiben." Byron war empört über den Angriff auf Maturin und antwortete im „Don Juan" mit vollen Breitseiten von Spott. Die liberalen Blätter spieen schon aus politischen Gründen Gift und Galle. Die Monthly Review freute sich boshaft, daß Coleridge durch seine Kritik über Wordsworth seine eigene Schule über den Haufen geworfen habe; sie bedauerte nur, daß Wordsworth, „das größte Stück Thorheit und Aufgeblasenheit in der gegenwärtigen überfruchtbaren Zeit unserer poetischen Literatur", nebenbei noch so viel Lob davontrug. Das neu gegründete Blackwood Magazine nannte das Werk „höchst erbärmlich" und fand darin nichts als würdeloses Geschwätz; Coleridge sei ein phantastischer Maulheld voll Selbstüberschätzung, mit wenig Gefühl und ohne Verstand; er widerspreche sich selbst; er zeige kein rechtes Verständniß Kants; seine Erörterung über Einbildungskraft und Bildungskraft sei ein lächerliches Unternehmen ohne Ausführung. Die Edinburgh Review betrachtete alles Spekulative von vornherein als

haarsträubenden Unsinn, pflückte einfach das Biographische heraus und stoppelte es zu einem Popanz zusammen, um am Schlusse triumphirend sagen zu können: seht, in solche Widersprüche und Thorheiten verfallen „unsere reformirten anti-jakobinischen Dichter!" Die Gegner waren ebenso rührig als geschickt, die Schwächen des Buches aufzustöbern, aufzubauschen und zu verzerren. Die conservativen Freunde schwiegen. Die Quarterly Review, gegründet, um der Edinburgh Review die Wage zu halten, zum großen Theil geschrieben von Southey, der doch im Buche mitgelobt und von den Recensenten mitgeschimpft wurde, brächte nicht eine Zeile, um auch das Gute zu betonen. Es handelte sich ja um einen Mann, der sich in der That manche Blöße gegeben hatte, der noch immer nicht unbedingt auf das Bestehende schwor, der in seinem Denken höchst unpatriotisch nach Deutschland gravitirte: wozu sollte sich die Partei für ihn der Gefahr einer Schlappe aussetzen? Kein Angriff hat Coleridge so weh gethan, wie dies Ausbleiben der Vertheidigung; umsomehr als er soeben für Southey, dem sein communistisches Jugenddrama „Wat Tylor" öffentlich entgegengehalten wurde, aus freiem Antrieb im Courier eine lange, warme Abwehr geschrieben hatte. Nur ein anonymer J. S., der Coleridge gar nie gesehen hatte, war herzhaft genug, an das Blackwood Magazine eine Entgegnung zu senden (Dezemberheft 1817), worin er dem Redakteur vorwirft: „Sie haben die schlimmste Manier der Edinburgh Review mit Glück und Kraft nachgeäfft!"

Gewiß war es unklug, ein so complizirtes und nebelhaftes System den Landsleuten Newtons und Lockes zuerst in einem so schwerfälligen Buche vorzulegen. Einen einzigen Zeitgenossen in England wußte Coleridge an-

zuführen, der die Anschauungen Schellings bis zu einem gewissen Grade anticipirt hatte, und das war der Physiologe Richard Saumarez (Biog. Lit. Kap. 9). Daß aber nicht so sehr die Leser und der Inhalt, sondern vielmehr seine verschnörkelte Schreibweise an dem Mißerfolge Schuld waren, wird durch die reichen Früchte bewiesen, die er durch seine mündlich hingeworfenen Fragmente erzielte. Ein Beispiel. Am 15. November 1810 hatte er bei Lamb den Jean Paul'schen Unterschied von Einbildungskraft und Bildungskraft erklärt. Lamb gebrauchte bisher die beiden Wörter als gleichwerthig. Ein Jahr später jedoch, im Essay über das Genie Hogarths (im Reflector 1811), beschrieb er die künstlerische Phantasie bereits als die Kraft, „welche alle Dinge vereinheitlicht". Er pries Hogarth, weil dieser Lustigkeit und Unglück, schwere Verbrechen und leichte Eitelkeit zu verbinden wisse. Er verlangte vom Künstler jene prophetische Gabe, welche nicht „bloß die richtige Scene der Handlung zeigt, sondern auch was darüber hinausgeht". Die Stücke Shaksperes schienen ihm daher ebenfalls mehr zum Lesen als zur Aufführung geeignet. Entweder Lamb oder ein Paragraph von Coleridge in Southeys „Omnania" (1812) legte dieselbe Begriffsunterscheidung an die Thüre Wordsworths, und dieser verwob sie alsbald in die Vorrede seiner Gedichte (Ausgabe von 1815), allerdings mit einem Mißverständniß, welches Coleridge in der „Biographia Literaria" Kap. 12 berichtigte. Unzweifelhaft von Lamb übernahm sie Leigh Hunt, wie dieser selbst in seiner Autobiographie andeutet. Er vertrat sie zuerst in einem Aufsatz „Ueber das Realistische der Phantasie" (Indicator 1820), dann in seiner hübschen Schrift „Ueber Bildungskraft und Einbildungskraft" (1844), nachdem

er 1810 in einem Artikel über den „Sturm" (Reflector 1810) noch ganz an der alten Trennung von Kunst und Genie festgehalten hatte. In solchen Tropfen ist doch allmählich das Wesentliche seiner Aesthetik, vermittelt durch seltsame Kanäle und Kanälchen und losgelöst von ausländischen Abstraktionen, in den Bildungsschatz der Nation durchgesickert.

Nach der „Biographia Literaria" oder vielleicht noch daneben schrieb Coleridge ein Drama „Zapolya", welches zum Theil dieselben Anschauungen verkörpert. Byron, der damals im Vorstand des Drury Lane Theaters saß, und der Erfolg des „Gewissensbiß" regten ihn an, und da die Musen, wie er selbst gestand, mit poetischer Begeisterung kargten, drängte sich um so leichter die Reflexion ein. Schelling, Shakspere, die „Räuber", „Wallenstein" und die neuesten politischen Ereignisse haben dazu beigesteuert, und obwohl die Geschichte noch fabulistischer ist als im „Gewissensbiß", blickt doch eine lehrhafte Tendenz wieder fast ebenso deutlich durch, wie einst im „Fall des Robespierre".

„Zapolya" giebt sich, laut Vorrede, für eine bescheidene Nachahmung des „Wintermärchens". In der That handelt es sich vorwiegend um das Schicksal eines Königskindes, welches gleich nach der Geburt mit der Mutter (Zapolya) vertrieben und von einem treuen Vasallen (Kiuprili) gerettet wird; nur entspricht der Shakspere'schen Perdita hier ein Knabe (Andreas). Dieser wächst auf, ohne seine Herkunft zu kennen. Dennoch führt ihm die Liebe die Lebensgefährtin zu, welche ihm nach Rang und Wesen gebührt, die Dienerin Glycine, die sich ebenfalls als Kind eines Fürsten entpuppt. Das Stück endet, wie bei Shakspere, mit der fröhlichen Heirath

des Paares und dem Wiedererscheinen der todt geglaubten Mutter. Mehrfach wird dabei auf die Schelling'sche Theorie der Weltgegensätze angespielt, die sich ebenfalls instinktiv zusammenfinden, so fremd und getrennt sie sich auch ursprünglich gegenüberstehen mögen.

Aber der Tyrann (Emerick), der Mutter und Kind vertreibt und in all diese Abenteuer stürzt, hat mit dem eifersüchtigen Gemahl im „Wintermärchen" nichts zu thun. Er erinnert gleich zu Anfang an „Wallenstein". Er ist ein Führer der Soldaten, giebt ihnen Feste und läßt sich von ihnen schwören. Er benutzt die Verwirrung des Reiches, um nach der Krone zu greifen. Er hat sogar den Sohn des treuen Kiuprili (Casimir) auf seine Seite gezogen, so daß dieser mit übel berathenem Idealismus für den Empörer eintritt: da ist zugleich das Gegenspiel der beiden Piccolomini. Auch ein diplomatisch zuwartender Questenberg kommt bereits in der ersten Scene daher, fragt nach dem Stande der Dinge und macht uns so geschickt mit der Vorgeschichte bekannt. Gegen Ende tritt die Aehnlichkeit des Thronräubers mit dem Schiller'schen Helden nochmals stark hervor: er sucht den braven Casimir trotz dessen Ergebenheit zu hintergehen, wie Wallenstein den Buttler, wird aber ebenfalls vom Beleidigten durchschaut und erstochen. Außerdem hat er von Richard III. einige Züge von imposanter Frechheit geerbt: er ist vom sterbenden König zum Vormund des Prinzen und Regenten des Reiches bestellt; er lauert gierig auf das Eintreten des Todes, rechnet auf die Abneigung des Volkes gegen einen minderjährigen Herrscher und schafft ihn bei Seite; er muthet einer edlen Frau (Sarolta) zu, durch ihn gleichzeitig Wittwe und Königin zu werden. — Aber diese

Frau ist nicht die Königin selbst, wie in der Shakspere'schen Historie, sondern die Gemahlin des jungen Casimir; der Schurke tritt ihr nicht auf offener Straße entgegen, sondern im Zimmer und in der Absicht, ihr Gewalt anzuthun; er hat einen gutmüthigen Helfershelfer, den er bezahlt, verachtet und gerne los wäre; kurz, er ist zugleich ein Abbild des bösen Bruders in den „Räubern" und insofern ein deutliches Bindeglied des vorliegenden Dramas mit dem „Gewissensbiß". Endlich wird er vom Dichter bei jeder Gelegenheit als ein Doppelgänger Napoleons hingestellt, der ja ebenfalls mit Hilfe von Soldaten und schönen Worten die Herrschaft an sich riß, den natürlichen Thronerben in der Verbannung hielt und zu einer „ungeheuern Blase" aufschwoll, bis er durch das Uebermaß seiner Verbrechen stürzte. In der letzten Scene sehen wir sogar die verbündeten Patrioten den gefallenen Tyrannen absetzen und den rechtmäßigen Prinzen Andreas restituiren, wie es gleichzeitig die Alliirten in Wien auf dem Kongresse thaten. Wenn man Coleridge 1799 in Blankenburg geweissagt hätte, daß er einst eine solche Verherrlichung Ludwigs XVIII. schreiben würde!

Derartige politisch und philosophisch angehauchte Phantasiestücke waren in jenen äußerlich und innerlich tiefbewegten Tagen mehr beliebt als heute. Wie breit machten sich Napoleon und Promotheus in den gleichzeitigen Dichtungen Byrons! Den prosaischen Eindruck, welchen die zu Grunde liegende Tendenz wecken konnte, suchte man durch desto fabelhafteres Beiwerk ferne zu halten. Coleridge machte starke Anlehen bei Shaksperes „Wie es euch gefällt": er wählte auch den Ardennenwald zum Hintergrund, ließ die Flüchtlinge in der Wild-

niß Versteckens spielen, legte ihnen weiche Strophen über die Vergänglichkeit der Liebe in den Mund und brachte Clown und Heldin in tolle Liebesverwirrung. Er borgte ferner aus dem „Sturm“ die Furcht vor Mondkälbern und den Glauben an freundliche Geister der Luft. Die Buntheit, welche dadurch in die Fabel hineingetragen wird, ist nicht ohne künstlerische Absicht. Im Uebrigen mahnt das Stück mit seinem Waldesduft und Geisterglauben, mit dem kindlich schroffen Gegensatz von Unschuld und Verbrechen, mit den eingeschalteten Liedchen und manch anderem romantischen Zubehör an den „Freischütz“, der sich in Deutschland um dieselbe Zeit die Bühnen eroberte; und vielleicht hätte „Zapolya“ auf dem Theater ähnlich durchgeschlagen, wenn Coleridge den Charakter des Singspiels reiner bewahrt hätte. So aber ist es eher als ein Epos zu würdigen und gewürdigt worden. Der Lesekritiker von Drury Lane wies es trotz Byrons warmer Empfehlung zurück, die bereits sprichwörtlich gewordene „Metaphysik“ des Dichters mußte als Vorwand herhalten, und die Theaterbesucher ergötzten sich weiter an grotesken Verwandlungsposſen, gedankenlosen Melodramen, trivialen Lustspielen und wohlgedrillten Vierfüßlern. Das Lesepublikum jedoch hielt den Dichter schadlos. Kaum war die erste Auflage erschienen (1817), so war sie auch schon vergriffen. Binnen sechs Wochen wurden zweitausend Exemplare verkauft. Walter Scott hat in „Peveril of the Peak“ daraus geschöpft (Quart. Rev. 1834 S. 27). Sogar die Presse rühmte Zapolya freigebig als das „weichste“ Werk, welches Coleridge je geschrieben. „Ist es auch zu wenig leidenschaftlich und klar“, heißt es im Scotts Magazin treffend, „so ist es doch ein herrliches Gedicht.“

Ein zweibändiges Buch und ein Drama mit vier Akten und einem Vorspiel wären für die drei Jahre, welche Coleridge in Calne verbrachte, schon viel gewesen. Damit war er aber nicht zufrieden. Aus einer Andeutung im dritten „Essay über die bildenden Künste" geht hervor, daß er bereits damals einen großen Band über den Logos oder „den in Natur und Mensch sich selbst mittheilenden Geist" begonnen hatte, welcher nach verschiedenen Andeutungen in der „Biographia Literaria" (Kap. 8 Ende, 12 § 2, 13) die ganze Tiefe der Schellingschen Mystik enthüllen und beweisen sollte. Hatte doch auch Schelling (Phil. Unters. 1809) sich bemüht, seine synkretische Lehre von der Dreifaltigkeit und der Erzeugung der Welt aus Gott in den Eingang des Evangeliums Johannes hineinzugeheimnissen! Zur Veröffentlichung ist das oft versprochene Werk, welches Coleridge schon 1814 fertig zu haben sich einbildete, allerdings nie reif geworden. — Er setzte außerdem seine journalistische Thätigkeit fort und schrieb hie und da noch einen Leitartikel in die tonangebenden Regierungsblätter. Zwar that er es vorwiegend aus nothgedrungener Rücksicht auf das Honorar: „The Morning Post's and Courier's S. T. C." spottete er 1814 über sich selbst (Pickering II, 367); denn seit dem Sturze Napoleons hatte er in der Politik zunächst nicht viel mehr zu wünschen und zu sagen. Aber deshalb opferte er nicht ein Atom von seiner unbefangenen Ueberzeugungstreue und ließ Aufsätze, welche Mißgriffe der Minister geißelten, lieber ungedruckt als umändern. Bemerkenswerth sind davon nur die sechs „Briefe an Mr. Justice Fletcher", die er Ende 1814 über die Freiheitsbewegung der katholischen Irländer an den

Courier richtete. Seine alte Vorliebe für die Unterdrückten auf der grünen Insel zeigt sich da merkwürdig durchflochten mit seiner jetzigen Feindschaft gegen jede Volksherrschaft und mit der heftigsten Abneigung gegen den Katholizismus als einen Staat im Staate: so wenig vermochte selbst die persönliche Freundlichkeit des Papstes, der ihm das Leben gerettet, sein Urtheil über das Prinzip zu bestechen. — Er dichtete ferner eine „Hymne" an den Schöpfer, welche allerdings mehr Frömmigkeit enthält als poetische Kraft (bei Freiligrath S. 281 f.), und plante eine Reihe Oden auf die einzelnen Bitten des Vaterunsers, welche aber nicht zu Stande kamen; denn, wie er am 10. März 1815 an Cottle schrieb, „ich kann nicht singen, wie man von der Nachtigall fabelt: mit der Brust vor einem Dorn". Die frische Freudigkeit der Jugend kehrte auch bei äußerem Wohlergehen nicht wieder. Nennenswerth sind endlich noch die Verbesserungen, die er an seinen „Gedichten" vornahm, um sie nochmals gesammelt unter dem bezeichnenden Titel „Sybillinische Blätter" (1817) herauszugeben. Er glättete und mäßigte, oft sogar mehr als gut war. Er gab sich auch da und dort viel Mühe, philosophische Verse einzuschalten (z. B. Aeol. Harfe 30—35, Gesch. d. Nat. 5 f.), die man lieber entbehren möchte. Sein Fleiß drohte bereits unheilvoll zu werden.

Da trieb ihn wieder unverschuldetes Unglück aus dem friedlichen Neste. Mr. Morgan war allmählich ganz verarmt, und Coleridge, obwohl er zu den Kosten des Haushaltes reichlich sein Theil beigetragen, mußte wandern (Anfang 1816). Der eigenen Schwäche bewußt, wollte er nicht mehr ohne Aufsicht und Pflege leben. Von Keswick, wo seine Frau mit ihrer Tochter festsaß, hielten

ihn physische und psychische Gründe fern. Eine Weile hatte er daran gedacht, in eine Irrenanstalt zu gehen (Cottle S. 368): das sicherste Zeugniß für seine Geisteszerrüttung. In der Verlegenheit, was er beginnen sollte, ging er zunächst nach London, wo er sofort wieder in die Klauen des Opiums und der Krankheit verfiel. Da verwendete sich für ihn sein Arzt (Dr. Adams) bei einem Kollegen, bei Dr. Gillmann, der ein stilles Haus mit Garten im Vorort Highgate bewohnte. Der Name des Dichters wurde in dem Briefe nicht erwähnt, nur sein trauriges Leiden, sein geistvolles Wesen und sein Vorhaben, sich zeitweilig der Obhut eines Mediziners zu überantworten. Gillmann war ein wohlhabender, glücklich verheiratheter Mann, empfand keinerlei Sehnsucht nach einem Hausgenossen und wunderte sich zuerst über die kühne Bitte seines Kollegen, den er nur flüchtig kannte. Doch gestattete er dem Kranken aus Mitleid einen Besuch. Coleridge kam — es war am Abend des 10. April 1816 — und der feine Takt seines Benehmens, der Zauber seiner Rede, der Glanz seines Namens eroberte ihm die Gillmanns auf den ersten Blick. Fortan war er der Freund und Hausgenosse der Familie und blieb es bis an sein Ende.

In London, mitten in der dumpfen, tosenden City, hatte er die eigene Lebensführung begonnen, und im Bannkreis derselben Stadt, aber an einem der höchsten und schönsten Punkte, lenkte er jetzt sein Schifflein in den Hafen der Ruhe. Er war nicht viel weniger knabenhaft im Herzen und verwaist nach außen als einst im blauen Rock; nur daß die reifenden, klärenden Stürme von drei Dutzend Jahren dazwischen lagen. Wieder nahm ihn

ein stilles, frommes Asyl auf, aber diesmal ein freundliches und liebevolles. Im Leben wie im Denken trieb es ihn auf einem weiten Umweg, doch immer aufsteigend, möglichst nahe zum Ausgangspunkt zurück. Schellings Ineinsbildung war für ihn nicht bloß Theorie, sondern Erfahrung.

Achtes Kapitel.

In Highgate. Theologie.

(1816 — 34).

Life is but thought.
(Youth and Age).

Die Gillmanns bereiteten Coleridge in Highgate ein noch schöneres Heim als vorher die Morgans in Hammersmith. Sie ließen die eine Hälfte des Daches erhöhen, um ein Zimmer zu gewinnen, wo er seine großen Bücherkästen aufstellen und ungestört arbeiten konnte. Seine Fenster gewährten ihm da — und gewähren noch — einen herrlichen Ausblick: in das „Nachtigallenthal" und dahinter auf die grünen Anhöhen, die schattigen Alleen und halb versteckten Villen von Hampstead; in der Tiefe nach links zu liegt die weite Weltstadt, aus deren Dunstkreis manche glänzende Thurmspitze aufragt; der Himmel bietet das reiche Farbenspiel des Sonnenuntergangs. Das Benehmen der Gillmanns war gescheit und herzlich. Ihre Enkelin Mrs. Henry Watson (in St. Leonard's Vicarage, Tring), welche mir mit großer Güte die Familientraditionen mittheilte, besitzt ein Porträt des Ehepaars: beide schauen freundlich und offen aus dem Rahmen, er mit braunem Auge, braunen Locken und männlichem Ernste; sie eine hübsche Blondine mit

rosigen Wangen und sehr lebendigen blauen Augen. Man begreift wohl, wie sich Coleridge bei solchen Leuten sechzehn Jahre lang heimisch fühlen konnte. Der Doktor hatte eine ausgedehnte Praxis, fand aber doch Zeit und Lust genug, auf die philosophischen Erörterungen seines Gastes eifrig einzugehen. Bisher hatte er einfach in der Art seiner Fachgenossen über Experimente geschrieben: „Eine Dissertation über den Biß eines tollen Thieres„ als Inhalt eines Essay, der von der königlichen Gesellschaft der Chirurgen einen Preis erhielt", London 1812. Jetzt wandte er sich den umfassenden Spekulationen Schellings zu, arbeitete mit Hilfe von Coleridge eine Schrift „Theorie des Lebens" aus (gedruckt 1848) und suchte darin den Begriff des Lebens als den der Einheit in der Vielheit, der Totalität durch Polarität, auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einzubürgern. Mrs. Gillmann wußte gleichfalls gut zuzuhören, war aber vor Allem eine tüchtige Hausfrau. Sie führte die Geldangelegenheiten und ließ ihrem freigebigen Gatten nur eine halbe Krone für etwaige Bettler. Die Dienstboten blieben ihr viele Jahre lang. Sie war stolz darauf, dem berühmten, bedauernswerthen Dichter Bequemlichkeit und Ordnung verschaffen zu können. Sie vergaß auch nicht den Schmuck des Lebens und stellte ihm fleißig seine Lieblingspflanzen Geranium und Myrthe ins Zimmer. Opium kam nicht mehr ins Haus, außer insofern es der Doktor in Verbindung mit einem Kollegen zur Linderung besonders arger Schmerzen verordnete (Mrs. Watson im Spectator 1884). Dagegen waren Verwandte und Freunde jederzeit willkommen. Mrs. Coleridge kam um Weihnachten 1822 und stand seitdem mit Mrs. Gillmann in vertraulicher Correspondenz — für Samuel insofern

ein Vortheil, als sie sonst ihm geschrieben hätte und ihre Briefe, wenn er sie überhaupt zu öffnen wagte, ihn Tage lang schmerzten. Lamb speiste fast alle Sonntage in Highgate, und auch Fremde, die sich lernbegierig von nah und ferne herandrängten, konnten ohne Mühe eingeführt werden. Man müßte lange aufzählen, um alle die Namen zu nennen, die sich hier zusammenfanden, von dem glänzenden amerikanischen Essayisten Emerson bis zu dem trockenen Chirurgen Joseph Green, der immermehr die Rolle eines Famulus übernahm; von Hookham Frere, dem feinen Exminister und humoristischen Vorbild Byrons, bis zu dem naiven, oft lächerlich begeisterten Rentier Thomas Allsop, der gerne den Boswell gespielt hätte, wenn ihm nur das Talent zu Gebote gestanden wäre. In würdiges Schwarz gekleidet, fast wie ein Prediger, bewegte sich Coleridge durch Haus und Garten. Er theilte sein Frühstück mit den Vögeln und sein Wissen mit den Menschen, ohne sich des Weiteren um die Beschaffenheit seiner Gäste viel zu kümmern. Er war im Stande, dem Sohne Gillmanns, wenn ihn dieser um Hilfe bei einer Schularbeit anging, einen stundenlangen Vortrag über die tiefsten Prinzipien seines Faches zu halten, von Adam und Eva angefangen, so daß ihm der Junge fortan ängstlich auswich. Er konnte aber auch noch von Zeit zu Zeit hinreißend sprechen, so daß der ganze Kreis der Anwesenden verstummte und mehr oder weniger träumerisch an seinen Lippen hing. Das Zittern wich zwar nicht mehr aus seinen Gliedern; sein Gang blieb schwankend, und die Gewohnheit, bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Begleiters zu treten, die schon Hazlitt in Stowey bemerkt hatte, haftete ihm zeitlebens an; auch mancher-

lei körperliche Schwächen zeugten dauernd von der bösen Krankheit, welche ihn ergriffen hatte. Aber um die schlotternden Muskeln legte sich ein Schleier von behaglicher Fülle, das große Auge und der volle Mund behielten einen kindlichen Zug, und das üppige weiße Haar krönte ihn mit Ehrwürdigkeit. Ging er auf den blumigen Feldwegen oder im Walde von Highgate spaziren, so zog Alt und Jung den Hut. Bekannt ist, wie ihn der aufstrebende Keats, damals schon mit dem Keim der Schwindsucht im Leibe, bei einer solchen Gelegenheit in überquellender Verehrung hastig ansprach, um wenigstens das Bewußtsein mit sich zu nehmen, dem Altmeister der Romantik die Hand gedrückt zu haben. Nie mehr hat sich Coleridge auf längere Zeit von diesem Asyl entfernt. Im Sommer ging er regelmäßig für einige Wochen in das nächste Seebad, nach Ramsgate, und einmal, im Jahre 1828, als Gillmann nach Paris reiste, unternahm auch er mit Wordsworth einen dreiwöchentlichen Ausflug an den Rhein. Im Uebrigen hing er treulich an dem schönen Highgate, da schlug ihm die Uhr der gothischen Kirche die Stunden des Alters, da hat er sich in würdiger Muße ausgelebt.

Nun hätte auch der patriotische Shakſperekult wieder beginnen können, wie einst in Hammersmith. Aber durch Schelling war Coleridge auf den Punkt geführt worden, wo die Aesthetik in die Theologie überschlägt, und überdies war in den öffentlichen Verhältnissen eine Wendung eingetreten, welche statt des nationalen Eifers mehr den religiösen herauszufordern schien. Napoleon war nach St. Helena verbannt, der Weltfriede hergestellt, die englischen Heere lorbeerbekränzt zurückgekehrt; aber mit Ueberraschung sahen die Sieger einen inneren Feind.

auftauchen, der gefährlicher und mit Bajonetten nicht auszurotten war. Maschinen, Dampfschiffe und Fabriken waren inzwischen entstanden. Mit weniger Arbeitern als früher war mehr, ja zu viel Waare erzeugt worden. Auch der Continent nahm wieder die friedliche Arbeit auf und suchte den heimischen Markt selbst zu decken. Nachfrage und Lohn sanken; die „Hände" wurden unzufrieden, umsomehr als sie sich durch die geistlose Beschäftigung an der Maschine selbst zu Maschinen erniedrigt fühlten; es gab Aufstände und Verwirrung. Im stillen Calne hätte Coleridge darüber wegsehen können; aber in einem Vorort Londons und im Hause eines Arztes, der von manchem aus Mitleid kurirtem Armen erzählte, mußte er der sozialen Mänade ins Auge schauen. Er bemerkte mit tiefer Theilnahme, daß namentlich die Kinder in den Fabriken bedauernswerthere Sklaven waren als die Schwarzen, deren An- und Verkauf bereits 1807 verboten wurde (Robinson II, 93). Unwillkürlich forschte er nach einem Heilmittel und fand ein einziges, dasselbe, wie er gerne betonte, welches er schon zu Beginn seiner politischen Thätigkeit empfohlen hatte: echtes Christenthum.

Aber es war eine andere Art von Christenthum als jene, die er einst in der Getraidehalle zu Bristol gepredigt hatte. Damals, in der Revolutionszeit, war er für individuelle Auffassung gewesen, und jetzt war er für confessionelle. Damals donnerte er gegen die mächtigen Prälaten, die bezahlten Priester, die „babylonische Dirne" Staatskirche; jetzt war er mit all dem ausgesöhnt, ganz entsprechend der patriarchalischen Völkerstimmung in der Zeit des hl. Bundes, ganz in der ästhetisirenden Art der romantischen Convertiten in Deutschland. Er war

stolz geworden auf den ununterbrochenen Zusammenhang des anglikanischen Bischofthums mit dem hl. Petrus; er fand, daß seine Mutterkirche vom Glauben an die Tradition und vom Sinnenfälligen des Gottesdienstes gerade das richtige Mittelmaß zwischen Katholizismus und Protestantismus getroffen; er rief ihr in der „Biographia Literaria" sein berühmtes Esto perpetua zu. Im geistigen Leben wie im häuslichen hatte er sich autoritativer Vormundschaft unterworfen, und da er sich dabei wohl fühlte, sollten es alle Leute so machen. Nationalökonomie galt ihm für Humbug, Adam Smith und Malthus waren ihm als kurzsichtige Verstandesmenschen verhaßt, er dachte christlich-social und äußerte sich darnach in zwei „Laienpredigten", die er auf die Aufforderung seines Verlegers Fenner kurz nach seiner Ankunft in Highgate verfaßte.

Die erste „Laienpredigt" ist an die höheren Klassen gerichtet, die zweite an die höheren und mittleren; eine dritte an die unteren war wenigstens beabsichtigt, getreu dem Bibel-Motto: „Gesegnet seid ihr, die ihr säet an allen Wassern". Den Reichen sowohl als den Armen wird Nächstenliebe ans Herz gelegt. Beide Theile sollen nicht vom Staat Abhilfe hoffen, sondern vom werkthätigen Glauben. Auch etwas mehr Achtung vor hohem Rang und Stamm dürfte nicht schaden, als Gegengewicht für die Anbetung des goldenen Kalbes. Die Leute sollen philosophisch denken lernen und nicht parteiisch. Das Lotto ist abzuschaffen. Wo endlich all das nicht zu helfen vermag, da sollen wir trösten und im Uebrigen auf den Himmel vertrauen. Der brutalen Jagd nach Geld und Genuß wird ein Ideal von Gemüthsveredlung entgegengehalten, dem „Reichthum der Nationen" die Wohlfahrt

der Nationen, den skeptischen Staatsgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts die gläubigen des siebzehnten und sechzehnten, namentlich Milton und Jeremy Taylor, Sidney und Donne. So ist unser Romantiker auch auf diesem Gebiete bestrebt, alten Wein in neuen Schalen zu kredenzen.

Die Wissenschaft nicht minder als die Gesellschaft wollte Coleridge auf die Religion begründen. Diesen zweiten Schritt seiner Geistesentwicklung in Highgate bezeichnet die Neuausgabe des „Freund". Sie war zwar schon in Calne begonnen, wurde aber erst 1817 und 1818 durchgeführt und erschien noch im letztgenannten Jahre. Die bereits vorhandenen Nummern des verunglückten Wochenblattes erfuhren nur formelle Aenderungen: mancher autobiographische Zug war durch die „Biographia Literaria" überflüssig geworden und entfiel; mancher Satz forderte klarere Darlegung und wurde zu einem eigenen Aufsatz erweitert; politische Anspielungen wurden modernisirt, die unterhaltenden Theile in „Landungsplätze", die belehrenden in Abhandlungen vereinigt und überhaupt die Zeitschrift in ein Buch verwandelt. Außerdem kam aber eine ganz neue (2.) Abtheilung hinzu, betitelt „Ueber die Grundlagen der Moral und Religion". Hier wird gezeigt, daß es zwei Methoden giebt, die Beziehungen der Dinge zu erforschen: die abstrakte, welche die allgemeinen Gesetze im Auge hat, und die reale, die es auf den Causalzusammenhang im Einzelnen, „auf die Theorie", abgesehen hat. Es sind verschiedene Methoden; die eine (deduktive) ist besonders durch Plato, die andere (induktive) durch Aristoteles und Bacon vertreten; aber sie sind nicht zu trennen. Richtig betrieben müssen sie sich vielmehr durchdringen und zu jener göttlichen Harmonie

vereinigen, welche am deutlichsten in den schönen Künsten zu beobachten ist. Dadurch erhebt sich die Wissenschaft über das Irdische und gewinnt eine religiöse Grundlage. „Das materielle Universum", sagt Coleridge am Schluß, „ist nur ein ungeheurer, zusammenhängender Mythus, d. h. symbolischer Ausdruck; und Mythologie ist die Spitze und Vollendung aller wahren Naturkunde".

Als Vorbilder nennt Coleridge mit Vorliebe Plato, Plotinus und Bacon. Sachgemäßer hätte er sich auf Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (1803) berufen müssen, wenn es ihm nicht eher darauf angekommen wäre, die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der der ältesten Philosophen in Heimath und Fremde zu betonen. Uebrigens fordert es genaues Zusehen, um den Schelling'schen Kern unter den üppigen, ja breiten Zuthaten des phantastischen Umarbeiters Schritt für Schritt zu erspähen. Auch durch den Doppelsinn darf man sich nicht täuschen lassen, in welchem Coleridge das Wort Religion gebrauchte: in den „Laienpredigten" war die Kirche Christi gemeint, hier aber die Schelling'sche „Ineinsbildung" aller Kenntnisse und Triebe. Abwechselnd guckte Coleridge bald durch das eine, bald durch das andre Fenster in die Gloriole der Mystik.

Noch in dasselbe Jahr 1818 fiel ein Versuch, diese „religiöse" Methode praktisch durchzuführen. Schelling hatte bereits angedeutet, daß darnach alle Wissenschaften in ein organisches System zu bringen wären, welches die Stelle einer Encyclopädie vertreten könnte (4. Vorles. üb. Meth. d. ak. Stud.). Zufällig hatte der Buchhändler Fenner gerade den Plan zu einer „Encyclopädia Metropolitana" gefaßt und bestellte Coleridge zum Haupt-

redakteur dieses großen Unternehmens. Coleridge ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die alphabetische Aufzählung, welche bisher in derlei Werken herrschte, durch eine organisch-philosophische Anordnung zu ersetzen, wie er sie bereits 1803 geplant hatte. Zur Erläuterung derselben schrieb er einen „Essay über Methode", der in der That um Neujahr 1818 als Vorwort der neuen Encyclopädie herauskam. Zunächst trägt er da die obigen Grundsätze nochmals vor, aber klarer und mit mehr Beispielen. Er zeigt mit Schelling, wie sich die Harmonie der beiden Betrachtungsweisen nicht bloß zwischen der antiken und modernen Philosophie aufdecken läßt, sondern auch zwischen der thierischen und vegetabilischen Welt. Er bespricht namentlich die Vereinigung von Idealismus und Realismus bei Shakspere ausführlich und in Schlegel'scher Art. Er schickt sich dann allmählich an, ungefähr nach Schellings Vorgang eine Reihenfolge der Wissenschaften aufzustellen, je nachdem sie mehr für die gesetzmäßige Methode („es muß sein") oder für die theoretische („es ist") oder für die vermischte geeignet sind: voran die reinen Vernunftwissenschaften (Logik, Mathematik, Rhetorik und allgemeine Philosophie); dann die Fächer, in welchen diese angewendet werden (Moral, Recht, Politik, Theologie); dann Naturkunde und Geschichte. Während aber nach Schelling die schönen Künste als die hehrste Vollendung der Identität den Schluß und die Krone bilden, sind sie bei Coleridge zwischen Physik und Landwirthschaft eingeschachtelt; am Ende steht dafür die Lexikographie! Ein solcher Unsinn kann nicht von Coleridge herrühren. Es wird sich in der That weiter unten durch sein eigenes Zeugniß ergeben, daß sich eine unberufene Hand störend eingemengt hat. Abgesehen

von diesem Verderbniß ist der Essay des Engländers gerade so eine Uebertragung der Schelling'schen Weltformel auf die universitas litterarum (Haym, Romant. Schule S. 845) zu nennen, wie die zu Grunde liegenden Vorlesungen des Deutschen. So verschieden sich auch die Romantik diesseits und jenseits des Kanals entwickelt hatte — bei uns im Suchen nach der Antike, drüben in der Auflehnung gegen die Antike — sind doch ihre letzten Ziele überall dieselben gewesen.

Inzwischen kam ein Unglück über das andere und zerrte Coleridge von seiner spekulativen Wolkenhöhe schonungslos herab zu den Betstühlen der orthodoxen Kirche.

Wie viel Beifall hatte er seit Jahren mit dem Vortrag von „Christabel" geerntet! Kaum aber lag das schaurige Bravourstück gedruckt vor (1816, nachdem bereits ein Jahr vorher im Europ. Mag. ein gar nicht ungeschickter Schluß von einem Anonymus erschienen war), ward es von den Recensenten mit Hohn und Spott begrüßt. Die Monthly Review z. B. nannte es bizarr ohne Genie, wild ohne Geschmack, und wunderte sich, daß „so rohes, unmodisches Zeug" von Byron gepriesen werden konnte. Die Edinburgh Review schlug noch derber drein. Sie vertrat den Romantikern gegenüber den Standpunkt der aufgeklärten Correktheit, ungefähr wie Nicolai in Deutschland. Sie tadelte es ebenfalls, daß Byron ein so „elendes Stück watschelnder Geckenhaftigkeit" empfehlen konnte. Sie sah in der Ballade „eine der auffallendsten Proben von Unverschämtheit". Wer dieser liebenswürdige Recensent war, ist Nebensache. Coleridge bezichtigte Jeffrey, den Hauptredakteur, und beklagte sich darüber im Schlußkapitel der „Biographia

Literaria" um so bitterer, als ihm dieser vor wenigen Jahren in Keswick über „Christabel" viel Schönes gesagt hatte. Wir wissen aber zufällig (Dibdin S. 340), daß Thomas Moore, der liberale Irländer und lyrische Tafelheld, der Verfasser war. Jedenfalls kam Coleridge bedeutend zu Schaden, denn obwohl die Ballade noch in demselben Jahr eine zweite Auflage erfuhr, zog doch Murray, der einzige gute Verleger, den er seit Cottles Rücktritt gehabt, seine Hand von ihm zurück.

Die Folge war, daß sich Coleridge mit einem anderen Verleger einließ, der seine religiöse Gutmüthigkeit betrügerisch ausnützte. Auf Vermittlung des heuchlerischen Buchhändlers Rev. Curtis überließ er bereits 1816 der Firma Fenner nach einander die „Biographia Literaria", „Zapolya", die „Sibyllinischen Blätter", die „Laienpredigten", die Neuausgabe des „Freund" und den „Essay über Methode". Da erklärte sich Fenner 1817 plötzlich für bankerott, und Coleridge, ähnlich wie bald darauf Walter Scott, hatte nicht bloß kein Honorar, sondern obendrein beträchtliche Schulden. Mit und ohne Verleger kam er regelmäßig um den Lohn seiner Arbeit. Er selbst erzählt den Hergang in einem bisher ungedruckten Brief an seinen Neffen Justice Coleridge (mitgetheilt von dessen Sohn Lord Chief Justice Coleridge):

8. Mai 1825.

Grove, Highgate.

„Mein lieber Neffe!

Als ich vor acht bis neun Jahren von Calne nach London kam, in der Tasche den unglücklichen Zapolya — geschrieben Musis et Apolline nullo für das Theater auf Lord Byrons Drängen — hatte ich durch Veränderung der Diät, durch Ueberanstrengung, durch aufregende Angst

um den armen Morgan und (als Krone des Ganzen) durch ungeschickte Versuche, ein anrückendes Uebel abzuwehren, d. h. die Kraft, die geistige Arbeitsfähigkeit und körperliche Beweglichkeit aufrecht zu halten und die unvermeidliche Ebbe zu verschieben, bis ich mich mit Hilfe meines Stückes, der „Biographia Literaria", der „Sibyllinischen Blätter" (damals gedruckt, aber noch nicht veröffentlicht) und des „Freund" (wie er jetzt ist) pekuniär erholt, — aus all diesen Gründen hatte ich einen heftigen Krankheitsanfall, der mich ungefähr drei Wochen ans Bett fesselte und in der Folge zu meiner Niederlassung in Highgate bei Mr. Gillman führte; eine Niederlassung, welche ursprünglich nur auf drei Monate berechnet war, nach menschlicher Voraussicht aber nur mit meinem Leben oder, was Gott verhüte, mit dem seinen enden wird. Siehe, während ich noch in London (Norfolk Street, Strand) und in den Reiftagen meiner Genesung war, besuchte mich Mr. Murray, bewogen durch einige Lobesstrahlen, welche Lord Byron über das Fragment von Christabel ausgegossen hatte. Murray drängte mich, es herauszugeben, und bot mir achtzig Pfund oder Guineen. Die Ausgabe lief meinem Gefühl und Urtheil im höchsten Grade zuwider. Aber die Noth des armen Morgan mit seiner Frau und Schwester war groß und laut; und ich besaß ja nie die gehörige Festigkeit, gegen Unglück taub zu sein, wenn es Personen betraf, welche, wie ich sehen mußte, mich liebten und in bessern Tagen (oder vielmehr, was sie selbst fälschlich für bessere Tage gehalten hatten) mir und den Meinen Treue erwiesen hatten. Mit Schmerzen und Seufzern, sobald ich ungehört seufzen konnte, schloß ich den Handel und gab die achtzig Pfund Morgan, der bereits nach allen früheren

Abrechnungen über Kost u. s. w. eher Schuldner als Gläubiger war. Man ließ mich auch verstehen, daß Mr. Murray meine Werke überhaupt verlegen werde. — Die Geschichte von Christabel brachte Murray eine bittere Enttäuschung, wurde von der Edinburgh Review gescholten und verlacht, und die Quarterly weigerte sich, sie auch nur zu besprechen. Sir W. Scott hätte mir helfen können, wenn er zu rechter Zeit nur die Hälfte von dem gesagt hätte, was er seitdem in großen Gesellschaften zugestand, wie bei Sir G. Beaumont, bei Mr. Rogers, bei Mr. Sotheby u. s. w. — lauter Leute übrigens, welche die Thatsache fast so genau wissen wie er selbst. — In dieser Stimmung äußerte sich Murray in solchen Worten, daß ich, nervös und erst halb genesen wie ich war, vermuthete, er hätte keine Freude an dieser Verbindung — wenigstens daß er mit dem nichts zu thun haben wollte, was er meine Metaphysik nannte und was in Wirklichkeit mein Alles war. In dieser Zeit und Lage fing mich jener abgefeimte Ausbund von Schwindelei, der Hochwürdige Mr. Curtis, welcher sich aus Mr. C., dem Buchhändler in Paternoster Row, mit Hilfe einer Zehngroschenlicenz so umgewandelt hatte. Der Mensch gefiel mir nie; aber seine religiösen Vorspiegelungen — Du solltest das Detail nur von Mr. Gillman hören, der bei den meisten Begegnungen anwesend war — waren so, daß ich buchstäblich nicht wagte, ihm und seinen feierlichen Versicherungen von Eifer und Freundschaft zu mißtrauen. Ich war sogar beleidigt und entsetzt, als ihn Mr. Gillman einen Heuchler nannte. Doch genug davon. Ich vertraute mich ihm an und verlor genau 1100 Pfund; überdies mußte ich 150 Pfund aufleihen, um meine eigenen Bücher und

halben Verlagsrechte zurück zu kaufen — ein Krach, der mich bis heute in Schulden (Gott sei Dank! wenigstens nur gegen eine Person) verwickelt hat." — —

Mit diesem empfindlichen Geldverlust war es nicht abgethan. Abermals fielen die Recensenten — die ja nach der Sage auch Keats gemordet — über ihn her. Die „Sibyllinischen Blätter" fanden nur in conservativen Organen gelegentlich ein Wort der Anerkennung; das Scots Magazine z. B. stellte sie weit über die anderen Früchte der Seeschule, rühmte ihre gesündere Haltung, ihre Wildheit und Frische, ihre malerische Gruppirung und Schattirung und zählte sie zu den schönsten Erzeugnissen moderner Zeit. Desto rücksichtsloser schrieben die Liberalen. So warf die Monthly Review dem Dichter einen „Todtengräberton" vor; er übertreffe die Deutschen an Schauermähren; er sei voll platonisch-metaphysischer Unverständlichkeit; er habe auch durch seine ästhetischen Vorträge verderblich gewirkt, das goldene Zeitalter des Pope geschmäht und mehr als irgend ein Anderer den Geschmack seiner Landsleute „vermittelalterlicht". Der (radikale) Examiner fand die Gedichte „unehrlich und affektirt, obwohl genial"; über die „Laienpredigten" heißt es: „Größeren Unsinn hätte der Verfasser nicht schreiben können, wäre er auch eigens zu diesem Zwecke inspirirt gewesen." Die Edinburgh Review verglich die Gedanken seiner „Laienpredigten" mit den Flügeln einer Windmühle — ein gefährlicher Vergleich für die Review selbst, wenn er an Don Quixote erinnern soll! Der schlimmste Angriff aber kam, wie gewöhnlich, von einem abtrünnigen Freunde. Hazlitt empfand es wie eine persönliche Beleidigung, daß Coleridge, einst der Radikalste von Allen, jetzt seinen alten Gegnern das Wort redete:

„Was hatte der Mann für ein Recht, mich anzulügen, sei es damals oder jetzt?“ Schon auf die Kritik des „Bertram“ antwortete der unerschütterliche Unitarier mit einem Hieb auf derlei übertriebenes Antijakobinerthum (Uebersicht d. engl. Bühne S. 360). Angesichts der „Laienpredigten“ brach er mit dem einst so verehrten Dichterfreund vollends und griff ihn an seiner persönlichen Ehre an, als hätte er seine Familie gewissenlos vernachlässigt. Hören wir, wie sich Coleridge in einem Brief an Robinson (aus den Robinson-Papieren) darüber aussprach.

3. Dezember 1817
bei J. Gillman Esq.

„Mein verehrter Herr!

Ich kann mir leicht einbilden, daß Ihre Beschäftigungen und Geschäfte Ihnen wenig Zeit oder Lust lassen, so, wie Sie sonst gerne thun würden, auf einen zu horchen, der zu Ihnen als zu einem Advokaten und Rathgeber kommt, doch eher wie ein Freund als wie ein Client. Zwanzig volle Jahre habe ich geduldig ein förmliches System von Schimpf und Verläumdung ertragen, welches ebenso gewissenlos war als vom Zaun gebrochen. Aber trotz allem, was „am besten“ wäre, und trotz allem, was an meinem körperlichen und geistigen Zustand kränklich und fehlerhaft ist, sehe ich mich durch positive Erfahrung, durch den plötzlichen und nicht mißdeutbaren Einfluß auf den Verkauf meiner Werke gezwungen, dem Spruch von Cecil Lord Burleigh beizupflichten, nach welchem er auch trotz seiner ungeheuern Arbeiten jederzeit handelte: Verleumdungen, die man ohne Widerrede hinnimmt, wirken wie Gift und lassen sich nie mehr vollständig neutralisiren, weder durch die Unschuld des Beleidigten, noch durch ihre eigene Verkehrtheit oder

Ueberspanntheit. Denn, wie Hooker bemerkt, was dem Schreiber abgeht, wird ersetzt durch das Vorurtheil des Lesers; und wir beide kennen ja und beklagen den unwürdigen Geschmack des gegenwärtigen Publikums für persönlichen Klatsch — ein Publikum, das sich allerdings von dem aller Zeiten und Völker nur relativ und durch größere Seichtigkeit und Häufigkeit des Unfugs unterscheidet.

Meine Bitte ist nun, daß Sie in Ihrer ersten freien Stunde gütigst den Artikel über Ihren gehorsamen Freund in der letzten Nummer des Edinburgh Magazine durchlesen und mir als einem Freunde vertraulich Ihren Rath geben, ob es möglich und nützlich wäre, den Veröffentlicher der darin enthaltenen wüthenden Verleumdung vor Gericht zu belangen. Dies Blatt wurde direkt nach dem Plan gegründet, Leute von literarischem Namen grob zu beschimpfen und dann dem Opfer der Lüge bescheidentlich anzudeuten, es würde jede Entgegnung aufgenommen werden — als ein sicheres Mittel, das Magazin in Nachfrage zu bringen. Es ist traurig zu wissen, daß es durchaus keine schlechte Spekulation war. Ich habe sogar gehört, daß die voraussichtlichen Entschädigungen und anderen Prozeßkosten in Rechnung gezogen wurden, gerade wie schlechte Schulden u. dgl. Ich brauche nicht zu sagen, in wie vielen Fällen der Verleumdete sich nicht vertheidigen und die Gründlichkeit der Beschuldigung, ja ihren absoluten Widerspruch mit der Wahrheit, nicht darlegen konnte, ohne die Gefühle und Interessen Anderer auf das Grausamste zu verletzen. Aber in dem gegenwärtigen Falle kann ich durch positive Beweise, durch die geschriebenen Verträge mit meinem Buchhändler u. s. w. erhärten, daß ich jedes Angebot, so günstig es für mich selbst ge-

wesen wäre, zurückwies, wenn es nicht zwei Drittheile der Summe meiner Frau gutschrieb; und daß ich ihr alles hingab, was ich in der Welt hatte; daß ich ununterbrochen dreißig Pfund jährlich in die Lebensversicherung zahle, was, wenn ich bis 1820 lebe, ungefähr 2000 Pfund werth sein wird; daß ich abgesehen von dem absolut Nothwendigen (wozu ich auch jene Dinge rechne, welche ich nicht entbehren kann, um arbeitsfähig zu sein) für jeden Schilling mich ihr verantwortlich hielt; daß Hartley mit all seinen Bedürfnissen während der Ferien bei mir ist, und daß ich seit sechs Monaten und noch jetzt angestrengt arbeite, um die Mittel zu verdienen, auch Derwent zu mir zu nehmen.

Vielleicht reiten Sie eines Sonntag Morgens herauf, um sich ansehen zu lassen, senden Sie mir jedenfalls eine Zeile, denn jetzt ist die Zeit, wo ich wirklich Freunde brauche; denn ich arbeite wie ein Sklave von früh bis spät und gewinne weniger als ein Taglöhner, sowohl was Stellung, als Dankbarkeit betrifft. Und endlich ernte ich in genauem Verhältniß zu meinen billigen Ansprüchen systematischen Schimpf, wobei Alle, soweit es meine offenkundigen Ziele betrifft, noch zustimmen, als wäre ich eines der beneidenswerthesten Glückskinder, während ich doch körperlich und materiell zu den ärmsten gehöre; anstatt Schutz und Aufmunterung von jenen, welche von der Wichtigkeit der zu jenen Zielen führenden Wahrheiten und von meiner Fähigkeit, sie zu lehren, überzeugt sind. Ich bin u. s. w.

Ihr dankbarer Freund
S. T. Coleridge."

Aus dem beabsichtigten Prozeß wurde nichts. Robinson kannte die Schwierigkeiten zu genau, und Coleridge

war zu passiv. Auch als er mit dem „Essay über Methode“ Verdruß hatte, wußte er sich nicht anders zu rächen als mit einem satirischen Gedichte, das er nie vollendete, noch herausgab. Dieser Essay wurde nämlich, obwohl ihn Coleridge höher schätzte als alle seine anderen Prosawerke, vom Verleger so zusammengestrichen, interpolirt, „verstülpt und verteufelt“, daß er seine eigenen Ansichten darin kaum wiedererkannte (Not. Quer. X, 21). Zugleich entzog ihm das Comitee, unzufrieden mit soviel „Metaphysik“, den einträglichen Posten des Herausgebers. Wieder giebt er selbst über diese unangenehmen Erlebnisse in einem noch ungedruckten Briefe (Brit. Mus. Ms. Addit. 26111) vertrauliche Auskunft.

„Mein lieber Morgan!

— — Mr. Fenner versprach mir durch Mr. Gillman, der Et-ceteri-Club werde mir einige Abzüge der Einleitung oder des Essay über die Wissenschaft der Methode senden. Sollten diese beabsichtigen, mich öffentlich zu schmähen, ist es hohe Zeit, Morgan! daß ich es wissen sollte — und wenn sie mir nicht einen Abzug geben wollen, soll mir jedenfalls der Hochwürdige J. Curtis meine Manuscripte zurückstellen. Von zehn Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittag, nur mit einem Spazirgang von einer Stunde, werde ich von morgen an über dem dritten Bande des Freund schwitzen — ich hoffe das Ganze am ersten Februar abzuschicken. Da ich nicht hungern will und doch nicht mit leichtem Herzen ein anderes Werk unternehmen kann, welches meine tägliche Arbeit stören würde, bis die Manuscripte zum dritten Bande des Freund aus meiner Hand sind, habe ich keine Art gefunden, den Verlegenheiten zu begegnen, als einen Kurs von Vorlesungen zu versuchen, über welchen ich mit Ihnen dringend

zu sprechen wünsche. — Sobald der Freund heraus ist, werde ich Zahn und Nagel an „Prahlerei und Verleumdung" setzen: wenn ich es mit meinem Namen drucken lasse, werde ich ein Kapitel vorausschicken mit der Aufschrift: „Ein vorläufiges Kapitel meiner geheimen Lebensbeschreibung, vom ersten Januar 1816 bis ersten Januar 1818", als den Anfang eines größeren Werkes, welches ich für den Druck nach meinem Tode bestimmt hatte und doch noch während meines Lebens herauszugeben gedenke. Die Verse, soweit ich sie bisher für „Prahlerei und Verleumdung" verfaßt, sind nach meiner Ansicht die kräftigsten und gerundetsten, welche ich je geschrieben. Bitte sehr, kommen Sie baldmöglichst, und lassen Sie mich wenigstens umgehend von Ihnen hören.

An Mary und Charlotte meine herzlichsten Grüße, und gerne möchte ich hinzufügen: „Glückliches neues Jahr", wenn das Wort „glücklich" aus meinem Munde nicht wie ein arabischer oder teuflischer Ausdruck klänge für „elend".

Immerhin, Dank Gott! ist noch da drinnen, was in Frieden schlägt; so möge denn Gott Sie segnen

und Ihren aufrichtigen und treuen Freund
S. T. Coleridge".

Montag, 5. Januar 1818.

Höchst ungern schritt Coleridge, durch so viele Verluste an Geld und Ansehen gezwungen, nochmals an einen Kurs ästhetischer Vorlesungen; denn sein Herz war jetzt mehr bei der Religion als bei der Kunst. „Weh mir," klagte er, „daß ich mit sechsundvierzig Jahren noch als Vorleser erscheinen und jede Stunde, welche ich dem Ewigen widme, als einen Diebstahl vom Lebensunterhalte der Meinen und meiner selbst ansehen muß"

(Canterb. Mag. 1835). „Mit gebrochenem Herzen" bat er Robinson, die nöthigen Zeitungsnotizen zu veranlassen. Am 27. Januar 1818 begann er im großen Saal der Philosophischen Gesellschaft seinen (siebenten) Cyclus, den letzten, den er überhaupt gab; denn seine Absicht, kurz darauf über Geschichte der Philosophie zu lesen (bei Allsop), kam nicht zu Stande. In regelmäßiger Reihenfolge hielt er vierzehn Vorträge; ein ebenso feines, als zahlreiches Publikum saß ihm zu Füßen; er sah seine Aussprüche sorgsam nachgeschrieben (zuletzt gedruckt von Ashe 1883) und in den Zeitungen rühmend angekündigt und excerpirt (Morn. Chron. 27. Januar, 6. Februar; New Times 21. und 27. Januar, 4. und 24. Februar). Aber weder der Beifall, noch die glänzende Einnahme brachte seine alte Hingebung und Aneignungsfähigkeit zurück. Was philosophische Prinzipien betrifft, wiederholte er meist die Ansichten, die er längst in seinen früheren Vorträgen gelehrt hatte. Neu hinzugekommen sind: die Begriffsbestimmung des Lächerlichen, Satirischen, Grotesken und Humoristischen aus Jean Paul (Vorschule I, § 26 ff. und 38); die Unterscheidung zwischen arithmetischer und moralischer Erhabenheit aus der „Kritik der Urtheilskraft"; ferner die Schelling'sche Idee der absoluten Poesie. Letztere mußte der Natur der Sache nach in den verschiedensten Völkern, Zeiten und Geistesgebieten verfolgt werden; daher schweifte Coleridge jetzt über Shakspere und Milton hinaus und handelte auch über Chaucer und Petrarca, Dante und Cervantes, Hexengeschichten und Tausendundeine Nacht. Aus demselben Grunde war er weniger darauf bedacht, das Charakteristische jedes Dichters herauszuschälen; er suchte vielmehr, Shakspere von jeder bestimmten Zeit und

Heimath loszulösen, und griff dafür gerne in das Gebiet mystischer Moral hinüber. Wenn man die Vorlesungen in der Ausgabe von Sara Coleridge nachliest, wo die Entlehnungen aus Schelling bereits verfolgt sind, kann man sich eines Eindrucks von Ermattung nicht erwehren. Sie sind noch immer reich an Wendungen, Beispielen und psychologischen Beobachtungen origineller Art; dem Liebhaber mögen sie viel gefälliger und verständlicher vorkommen als manche von den früheren; aber dem Biographen, der vor Allem nach dem Zuwachs frägt, erscheinen sie nur als eine Nachblüthe. — Ein Plan, sie zu drei Quartbänden von je fünfhundert Seiten zu verarbeiten (an Allsop, Januar 1821), wurde nicht verwirklicht.

Ueber den Rest seiner ästhetischen Wirksamkeit kann ich mich kurz fassen. Ein „Essay über Schönheit", welcher 1818, vermuthlich aus Anlaß dieser Vorträge, entstand (bei Ashe, Miscell.), ist ungefähr als ein Versuch zu charakterisiren, die uninteressirte Schönheitslehre Kants und die mehr sensuelle, aktive Herders mit dem Identitätsprinzip Schellings zu verbinden. Später hat Coleridge nur ein einziges Mal noch in größerem Zusammenhang über eine kunstkritische Frage gehandelt: am 18. Mai 1825 hielt er als neugewählter Fellow der Königlichen Literatur-Gesellschaft seine Antrittsrede „Ueber den Prometheus des Aeschylos" (bei Ashe, Miscell.). Darnach war Aeschylos in der genannten Tragödie bestrebt, die Geheimnißlehren der eleusinischen Mysterien allegorisch oder richtiger „tautegorisch" darzustellen, um dem verderblichen Einfluß der abergläubischen Staatsreligion entgegenzuwirken. Und zwar sollen diese Lehren auf dieselbe Urquelle zurückgehen wie die des Plato und

Moses; sie sollen auf die Durchdringung von Gott und Welt, von Idee und Wirklichkeit, von Einheit und Mannigfaltigkeit hinauslaufen, so wie Schelling in einer seiner düstersten Schriften („Ueber die Gottheiten von Samothrace" 1815) die Mysterien dieser Insel als eine Verkörperung theurgischer Offenbarungen gefaßt und mit den Dramen des Aeschylos in Zusammenhang gebracht hatte. Ueber Schelling hinaus ist Coleridge in der Aesthetik nicht gekommen. Er ließ sich noch nichts träumen von einer wahrhaft induktiven, geschichtlich vergleichenden Kunstkritik. Nicht als ob sein Streben aufgehört hätte: es war nur auf ein anderes Feld übergegangen. Die Verpflichtung zu einem jährlichen Vortrage, welche an die Stelle eines Fellow geknüpft war, ließ er sich nur mit Rücksicht auf die jährliche Rente von hundert Guineen gefallen, und die Haltung des Publikums bei diesem ersten war auch nicht ermuthigend. „Ich habe," heißt es bezeichnend in einem Briefe an seinen Neffen John vom 20. Mai 1825, mitgetheilt von Lord Coleridge, „den ganzen Essay in einer Stunde und fünfundzwanzig Minuten der Königlichen Literatur-Gesellschaft versetzt, mit höchst reuiger Theilnahme für die Zuhörer, welche nicht den zehnten Theil verstehen konnten. Denn, was sein Verdienst auch immer sein mag, es war nicht ein Ding zum lesen, sondern um gelesen zu werden von — —". Ein einziges Mal noch hat er öffentlich gesprochen, als ihn das Comitee unvorbereitet herbeirief und das „Wachsthum des individuellen Geistes" erklären hieß (Gillman S. 355): eine angeblich glänzende Stegreifleistung, deren Inhalt verloren ist.

Wie sehr er sich damals von der Aesthetik zur Religion wandte, zeigt sich auch in dem, was wir über

seinen Verkehr mit Tieck wissen. Ende Mai 1817 war Tieck durch seine Shakspereforschungen für einen Monat nach London gezogen worden, schrieb im Britischen Museum alte Dramen ab, schwelgte im Anblick von Kemble und Kean und wurde auch, Dank den Lobsprüchen der Staël, in der Londoner Gesellschaft viel herumgeführt. Coleridge, der ihn von Rom aus hochschätzte, hatte mit ihm eines Abends eine lange Zusammenkunft. Schweigend hörte er die Ansichten des Deutschen über Shaksperes Entwicklungsgang und Verhältniß zu den Zeitgenossen, von zehn Uhr bis Mitternacht. Am andern Tag erst sagte er: „Ich finde, Sie haben in vielen Punkten Recht. Dennoch kann ich Ihre Ansichten nicht annehmen, weil ich sie nicht annehmen will; denn sie widersprechen allem, was man bisher in England über Shakspere gedacht und gesprochen hat“ (Köpke). Er hatte offenbar auf diesem Gebiete die Empfänglichkeit verloren. Dagegen erbat er sich bald darauf durch Robinson noch einen Besuch von Tieck, um ihn über den Gegenstand auszufragen, der ihm jetzt am nächsten lag, über christliche Mystik.

„Mein lieber Robinson!

Ich habe Sie durch die Vertraulichkeit meines Briefes doch nicht verletzt? . . . Der Hauptzweck war, Sie zu bitten, eine atheniſch-deutsche Tagsitzung mit Hrn. Tieck zu Highgate zu vermitteln. Sobald ich den Tag weiß, werde ich mit Vergnügen an Mr. Green schreiben, um ihn mit einzuladen. Ich würde auch Mr. Frere zu gewinnen trachten. Sollte dies gute Wetter anhalten, was denken Sie zu einer fête champetre in Caen Groves [1]), falls ich Erlaubniß bekomme?

[1]) Jetzt Ken Wood, nördlich von Highgate, Lord Mansfields Privatpark.

Es ist ohne Zweifel der anmuthigste Ansitz in der Nähe von London. Ich habe nur beizufügen, daß es mir sehr leid thäte, Hrn. Tieck nicht mehr zu sehen, und daß mir jeder Tag gleich paßt, ausgenommen den 28. d. M., weil dies der Hochzeitstag von Mr. und Mrs. Gillman ist, wo sie stets eine Gesellschaft geben.

Hr. Tieck erwähnte einen alten deutschen Theologen — war es Tauler? Ich finde in Heinsius drei Werke unter seinem Namen: 1) Geistreiche Betrachtungen des Leidens Christi, 8°, Hamb. 1738. 2) Hellleuchtender Herzens- und Andachtsspiegel, Jena 1713. 3) Christliche Predigten, 4°, Halle 1720. Würden Sie so freundlich sein, Hrn. Tieck zu fragen, ob dies der Mann ist und dies ein richtiges Verzeichniß seiner Schriften? Ferner, ob es um dieselbe Zeit keine nennenswerthen Nachfolger von Jakob Böhme gab? Ob er mir einen mystischen Theologen Spaniens von theosophischem Werthe nennen kann? Und schließlich und hauptsächlich, ob ich wohl einige Anekdoten oder Ek-doten von Brunos Aufenthalt in Deutschland finden könnte? Seine Aschermittwochtischreden enthalten einen höchst merkwürdigen und interessanten Bericht seiner Abenteuer in London. Kurz, ob es eine bessere oder andere Autorität für sein Märtyrium in Rom 1600 giebt als den Brief des Scrippius?

Ich habe mir von Tieck nichts verschaffen können als „William Lovell" und die „Phantasien" seines Freundes Wackenroder, die er separat herausgegeben hat. Ich las einige Seiten von den letzteren und war sehr gefesselt; aber, ich weiß nicht wie, die Erdichtung (wie ich vermuthe) von Rafaels nächtlicher Erscheinung, wie sie Bramante berichtet, machte mir doch einen unangenehmen Eindruck, wie alles, was auf die Geschichte

hinaufgepfropft wird. Was soll ich sagen? In Klopstocks Messias z. B., wo die Wahrheiten, die glorreichen Thatsachen im Gemüthe des Menschen mit mehr als geschichtlichem Glauben verbunden sind, berühren mich die Erdichtungen wie Lügen.

Aber ich will mich nicht länger an Ihrer Zeit versündigen — bitte, beehren Sie mich mit einer Zeile.

Gott segne Sie

und S. T. Coleridge."

20. Juni 1817
Highgate.

Der Brief, über dessen Wirkung nichts bekannt ist, verräth zugleich den zunehmenden Umschwung innerhalb seiner theologischen Bestrebungen. Von der gelehrten Mystik Schellings, nach welchem hier gar nicht mehr gefragt wird, wandte sich Coleridge zu der volksthümlichen. Eine Reihe Aeußerungen aus den nächsten Jahren markiren denselben Weg. Sie sind niedergelegt in den Glossen, die er sowohl in die eigenen Bücher, als in die seiner Freunde kritzelte, und zwar nicht, ohne von ihnen lebhaften Dank zu ernten. In derlei Fragmente ging fortan überhaupt der größte Theil seiner Arbeitskraft. Mehrere Bände davon wurden aus seinem Nachlaß herausgegeben, und noch immer liegen sie massenhaft ungedruckt im Britischen Museum. Da finden wir u. A. eine Notiz in Swedenburgs „De Cultu et Amore Dei", des Inhalts, Swedenborg sei ein philosophisches Genie, und was bei Schelling und dessen Gesinnungsgenossen werthvoll sei, habe jener vielfach zuerst gesagt. Emphatisch fügte Coleridge das Datum hinzu: 22. September 1821 (gedr. in „Theol. u. Polit. Glossen" 1853). Im nächsten Jahre begegnen uns die ersten Angriffe auf Kant. Coleridge

las Tennemanns „Geschichte der Philosophie" und ärgerte sich (zu I, 216), daß dieser „als ein guter orthodoxer Kantianer ganz vornehm auf die alten religiösen Realisten herunterschaut, im selbstgefälligen Besitze seines eigenen neu erworbenen Vernunftglaubens — Vernunftglaube, d. h. Glaube an einen Gott bei eingestandener Unfähigkeit, dem Wort auch nur eine einzige Eigenschaft mit Sicherheit zuzuschreiben; ein Vernunftglaube, für welchen der Gläubige sich selbst nicht im Stand erklärt, ein einziges vernünftiges Wort vorzubringen!" Entschieden witzig. Von Kant müsse man die kritische Methode festhalten, aber nicht die Resultate (zu IX, Ende). Am 17. Februar 1824, angesichts von Kants „Vermischten Schriften" (1799, III, 319), drückte er geradezu sein Schaudern aus „über einen von uns selbst gemachten Begriff von Gott" und nannte ihn „ein ungenügendes Machwerk", welches von einem „moralischen und bescheidenen Atheismus" kaum zu sondern sei. Zu verschiedenen Malen endlich und auf das Schärfste rannte er Schelling an: er sei ein Jesuit; er treibe mit seinen Gegensätzen nur ein geistreiches Spiel; er könne kein einziges Beispiel vorbringen, wo Bewußtheit und Unbewußtheit, Thätigkeit und Passivität wirklich vereinigt seien; hat etwa der positive Pol die Wunder des alten und neuen Testamentes gewirkt? „Positiver Pol ist eine positive Art von Spreu, welche sammt der negativen nichts hervorbringt." Dafür rühmte Coleridge bei jeder Gelegenheit die Väter der englischen Kirche. An sie klammerte sich der alte, vielgeprüfte Mann. In aller Philosophie von Plato bis Hegel sah er nur noch ein Wirrsal von Hypothesen. Er wollte nicht mehr ein abstraktes, sondern ein praktisches Christenthum.

Dieser Stimmung entsprang ein Werk, welches ihm in der englischen Kirchengeschichte einen großen Namen gewann: die „Hilfsmittel der Betrachtung" (1825, elfte Auflage 1866). Der „Freund" und die „Biographia Literaria" wollten wissenschaftliche Abhandlungen sein; auch die „Laienpredigten" trugen noch einen weltlichen Anstrich; die „Hilfsmittel der Betrachtung" aber sind ein Erbauungsbuch. Sie beruhen auf dem Satze: „Das Christenthum ist nicht eine Theorie oder eine gelehrte Spekulation, sondern Leben". Von Schelling ist fast nichts, von Kant nur mehr der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand beibehalten, gerade hinreichend, um die Philosophie zur Magd der Kirche zu machen. Von hundert Kanzeln wurde jeden Sonntag gepredigt, in zahlreichen Traktaten jeden Werktag gedruckt: glaubt trotz der Vernunft! oder: glaubt, weil es klug und nützlich ist! Coleridge ruft den Leuten zu: glaubt aus Gründen, aber nicht aus äußeren, sondern aus inneren! Haltet nicht das Christenthum für wahr wegen der Wunder, sondern umgekehrt die Wunder wegen der Christlichkeit! Wie in der Aesthetik dem Genie, so weist er in der Theologie dem gläubigen Gemüthe die unbeschränkte Befugniß zu, sich selbst die Gesetze zu geben. Ausdrücklich stellt er sich dabei in Gegensatz zu der rationalistischen Auffassung, welche seit der endgiltigen Vertreibung der Stuarts in der Hochkirche geherrscht und kürzlich in Paley gegipfelt hatte. Er ist ebenso unzufrieden mit der „heidnischen Moralität" in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wie mit dem „Uhrmacherschema von Klugheit" in der zweiten (Lit. Nachlaß III, 116, 142). Er verlangt geistliche Hingabe, nicht blinde, aber kindliche, wie sie die anglikanischen Vor-

kämpfer im siebzehnten Jahrhundert besaßen und lehrten. An diese Männer schließt er sich im allgemeinen Theil an und ist sichtlich erfreut, wenn er aus Leighton und John Smith Parallelen zur kantischen Begriffsbestimmung des Verstandes beibringen kann. In ihrer Art ungefähr handelt er dann in einem besonderen Theil über Erbsünde, Erlösung und Taufe, wobei es ihm aber nicht so sehr auf das Dogmatische, als auf das Gefühlsmoment ankommt. Je mehr Coleridge an Jahren zunahm, desto mehr rückte in seinem Programm, den ganzen Menschen, Kopf und Herz, gottähnlich zu machen, der Hauptton vom Kopf auf das Herz.

Die „Hilfsmittel" hatten keinen lauten Erfolg, die Recensenten hielten sich zurück, und der Verfasser klagte ein Jahr nach der Herausgabe in beweglichen Ausdrücken über die Ertragslosigkeit seiner Arbeiten: „Für Zeitungen kann und will ich nicht schreiben, und was ich schreibe, will das Publikum nicht lesen . . . ich lebe weder für die Welt, noch in der Welt." Desto stärker wirkte das Buch im Stillen. Es ist ja so natürlich in Aphorismen hingeworfen und doch übersichtlich geordnet; es hat die Religion der Menge und die Logik der Gebildeten, und wo die Logik ausläßt, füllt die poetische Schönheit der Sprache die Lücken. James Rigg, James Martineau und neuestens John Tulloch haben seinen epochemachenden Einfluß auf das religiöse Leben Englands geschildert, so daß ich mich hier auf tüchtige Vorarbeiter stützen und die bloßen Resultate knapp zusammenfassen kann.

In den meisten Fällen war es zwar nicht ein unvorbereiteter Einfluß. Aehnliche Regungen waren schon vor Jahren aufgetaucht, in England und in Schottland. Erskine in Edinburg hatte 1820 „Ueber den inneren

Wahrheitsbeweis der geoffenbarten Religion" gehandelt und das Christenthum nicht mehr als eine Sache dogmatischer Autorität, sondern der Erfahrung und des Lebens hingestellt. Zwei Jahre darauf war Whateley in Oxford (Oriel College) mit einer Schrift „Ueber den Gebrauch und Mißbrauch des Parteigefühls in der Religion" hervorgetreten. Er, sein Freund Thomas Arnold und die anderen Mitglieder der „Oriel-Schule" drängten von kühler Logik, von kleinlichem Buchstabenglauben, von orthodoxer Förmlichkeit weg zu einer praktischen Auffassung des christlichen Geistes. Gleichzeitig begann sich der junge Newman, damals Fellow von Oriel, zu jener auf der äußersten Skeptik gegen die Reflexion beruhenden Intuition durchzuringen, welche später ihn und Viele mit ihm zur katholischen Kirche führen sollte. Alle diese Männer hätten allmählich und annähernd dasselbe geleistet, wenn die „Hilfsmittel" nie erschienen wären; so aber gelang es ihnen rascher und kräftiger. Sie haben das auch mehrfach selbst eingestanden. Arnold, obwohl nicht blind gegen die Unstetigkeit von Coleridges Denken, nannte ihn doch, was seine Gedanken selbst betrifft, den größten Mann in England; und Cardinal Newman, der sein ungebundenes Grübeln und seinen heftigen Widerstand gegen die Emancipation der Katholiken — Coleridge hätte den Irländern lieber noch Home Rule gegeben (Canterb. Mag. 1835) — am wenigsten billigen konnte, hat ihn doch offen und unparteilich als den Verbreiter einer „hohen Philosophie" gerühmt. Direktes Entlehnen charakteristischer Sätze, wie zwischen den deutschen Philosophen und Coleridge, darf man hier allerdings nicht erwarten. Es war eine freie Anregung, eine Luftströmung, welche sich nach den

verschiedensten Richtungen erwärmend, belebend, fördernd verzweigte.

Daneben gab es aber auch einige Religiosen, welche unmittelbar von Coleridge ausgingen und als seine eigentlichen Anhänger zu bezeichnen sind. Maurice, der später mit Hilfe des wort- und thatkräftigen Kingsley die „Breitkirche" gründete, wurde durch die „Hilfsmittel der Betrachtung" aus einem Unitarier zum Anglikaner gemacht. Er behauptete, sein Verstand sei erst durch Coleridge erzogen worden. Wie sein Lehrer verband er innige Gläubigkeit, kindliche Hingebung an Gott, mit Abneigung gegen äußerliches Confessionswesen und hoffte, daß alle Sekten und Philosophien mit der Zeit in einer weiten christlichen Einheitskirche aufgehen würden. Nur die Abstraktionen des alten Herrn zu Highgate hielt er sich vom Leibe und entwickelte dafür ein System thätiger Nächstenliebe. Noch vollständiger überließ sich Julius Hare (damals Fellow in Cambridge, später Erzdiakon) dem Einfluß des „großen religiösen Philosophen" und Dichters. Durch ihn kam die Thätigkeit von Coleridge der Hochkirche am direktesten zu Gute. Vielleicht zu stark sogar wirkte Coleridge im Verein mit Hare auf den jungen John Sterling, ein zartes, liebenswürdiges, wirklich poetisches, aber „passives Genie", wie Jean Paul gesagt hätte. Sterling kam als freisinniger Idealist nach Highgate, konnte sich dem persönlichen Zauber des „Alten Matrosen" nicht mehr entziehen und ließ sich, als eben Coleridge starb, von seinem literarischen Berufe weg zu einer kirchlichen Laufbahn verlocken, welche ihn, so kurz sie war, in tragischen Widerspruch mit sich selbst brachte: gelähmte Kraft, halbe Leistungen, aufreibende Gemüthsstürme und früher Tod waren die

Folgen. Etwas weniger des Guten wäre mehr gewesen.

Widerspruch blieb nicht aus. Während Coleridge noch an den „Hilfsmitteln" schrieb, zog der neunundzwanzigjährige Carlyle nach London, brachte ihm aufrichtige Bewunderung entgegen und machte seinen Besuch mit großen Erwartungen. Die Beiden waren sich aber zu gleichartig, um von einander zu lernen, und doch zu ungleichartig, um sich zu lieben. Sie bekämpften seichte Aufklärung, selbstbewußte Berechnung, engherzigen Materialismus und holten sich die Waffen mit Vorliebe aus Deutschland. Aber Carlyle war skeptisch und Coleridge gläubig; jener hatte soeben „Wilhelm Meister" übersetzt und war erfüllt von der harmonisch freien Weltanschauung Goethes, welchen dieser als einen modernen Heiden von sich wies; jener kam stramm und rauh von der nordischen Haide daher und fand einen literarischen Invaliden. Beide waren Propheten, jener der Prophet der Kraft, dieser der Phantasie, und nichts auf Erden verträgt sich schlechter als zwei Propheten. Coleridge verschwieg sein Mißbehagen mit gewohnter Sanftmuth. Carlyle aber schickte seiner Braut gleich vom ersten Eindruck eine Schilderung, in welcher ein Rest von Bewunderung und ein Uebermaß von Geringschätzung grotesk durch einander fließen. Sein Urtheil lautet: ein großes Genie, aber ohne Selbstbeherrschung, ohne Zielsicherheit, ohne Energie, ohne Nutzen (Froude I, 222). Auch in seinen späteren Berichten kommt er immer auf diesen unerquicklichen Gegensatz zurück. Er vergleicht Coleridge bald mit einem gewaltigen Schiff, welchem Mast, Segel und Ruder weggefault sind, bald mit einem Haufen köstlicher Gewürze in Verwesung. Er hätte ihn verehren

mögen und zugleich in einem Leintuch „prellen". Als er später am Grabe Sterlings stand, den er mit aller Mühe nicht mehr zurecht zu bringen vermochte, mischte sich seine Erinnerung an Coleridge noch mit Bitterkeit, und die frömmelnde Lebensgeschichte, welche Hare von dem Verstorbenen entwarf, stachelte ihn zu einem zornigen Feldzug. Er schrieb ein zweites Leben Sterlings (1851), um zu zeigen, welches Unheil „Mondschein, in Flaschen abgezogen" in einem gährenden Jüngling anrichten kann. „Coleridge, eine Warnung für uns Alle," heißt es bedeutsam im Inhaltsverzeichniß. Die Welt hatte inzwischen andere Bedürfnisse und andere Ideale bekommen. Coleridge war veraltet, und an seiner Statt lenkte Carlyle das geistige Leben der Nation. Ein halbes Jahrhundert, nachdem ein Mensch sein Bestes geleistet, wird die Schattenseite seines Wirkens in der Regel am deutlichsten, und die neue Generation, übersatt von dem, was er für die Väter angestrebt, wendet sich gerne gegen ihn. Carlyle hat in unseren Tagen die Krisis zu überstehen.

In einem zweiten Falle sah Coleridge noch mit eigenen Augen die Schattenseite seiner Wirksamkeit.

Edward Irving, der presbyterianische Prediger und Jugendfreund Carlyles, ward 1822 nach London versetzt und sofort Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Mit dem Feuereifer eines Johannes in der Wüste stand er auf der Kanzel, die langen schwarzen Locken im Gesichte, die Stimme tief und mächtig, die Gebärden feierlich und seltsam, die Worte alterthümlich, das ganze Wesen apostolisch mit einem Beigeschmack unbewußter Schauspielerei. Jedesmal war die Kirche belagert. Eine tiefe Enttäuschung, welche ihm die Braut Carlyles bereitet hatte, spornte ihn an, für das zerstörte

Lebensglück einen Ersatz in religiöser Phantastik zu suchen. Wie noch jeder christliche Reformator wollte er die ersten Zeiten des Christenthums wieder heraufbeschwören, namentlich die ursprüngliche Wahrheit und Festigkeit des Glaubens. Montagu führte ihn 1823 zu Coleridge, welcher ihm natürlich sein Herz schenkte und es in langen Unterredungen ausschüttete. Er machte dem Presbyterianer Manches von der Hierarchie und dem Gottesdienst der Hochkirche sympathisch. Noch bevor die „Hilfsmittel der Betrachtung" erschienen waren, lehrte er ihn, auf ganz ähnliche Weise den geistlichen Menschen dem sinnlichen, bloß intellektuellen oder bloß moralischen gegenüberstellen (Robinson II, 253). Auf seine Anregung nahm sich Irving vor, deutsche Metaphysik zu studiren. Der effektvolle Kanzelredner wurde für eine Weile gedankenhafter, legte das Theatralische ab und bezeigte später seine Dankbarkeit vor aller Welt, indem er Coleridge seine Schrift über die Missionsgesellschaften widmete, als dem Manne, „von welchem ich für mein geistliches Verständniß des Wortes Gottes und für meine richtige Auffassung der christlichen Kirche mehr gelernt habe als von irgend einem andern Zeitgenossen."

Aber bald wurde der Schüler consequenter, als dem Meister lieb war. Wozu viel Philosophie, wenn sie doch nur da ist, um dem Menschen zu zeigen, daß er glauben muß? Man sah daher Irving immer zerstreuter dasitzen, wenn Coleridge von philosophischen Dingen redete; nur bei rein religiösen Gesprächen war er der alte aufmerksame und entzückte Zuhörer. Warum ferner sollte er die vielgeschmähte Klugheit und Skeptik des achtzehnten Jahrhunderts nicht noch tapferer aus der Bibelauslegung vertreiben? Er nahm daher jedes Wort der

Bibel so unbedingt hin, wie ein Kind das der Mutter. Das tausendjährige Reich Christi, von welchem Johannes in der „Geheimen Offenbarung" weissagt, schien ihm nahe; in vierzig Jahren wird der Herr in körperlicher Macht und Herrlichkeit zur Erde steigen; es ist Zeit, daß wir eine begeisterte Gemeinde bilden, um ihn würdig zu empfangen! Zum ersten Male schöpfte jetzt Coleridge, gewitzigt durch eigene Jugenderfahrungen, einigen Verdacht und schickte ihm durch Montagu in väterlicher Theilnahme eine Warnung (Brit. Mus. Ms. Addit. 21508):

„Mein liebster Montagu! 1. Februar 1826.

— — Ich gestehe, durchaus keinen Sinn zu haben für die jüngsten Abschweifungen unseres Freundes zu den Weissagungen eines versiegelten Buches, von welchen noch kein hinlänglicher Beweis erbracht wurde, ob sie sich schon erfüllt haben oder erst erfüllen werden. Coccejus, der beste und geistlichste von allen unseren gelehrten Auslegern, deutet das Kapitel über das Millennium auf Ereignisse, welche bereits vergangen sind. Ich urtheile nicht, weil ich nicht verstehe, bin aber bereit zu glauben, daß Irvings Art, darüber zu predigen, zur Erbauung beiträgt, obwohl ich mich nicht schäme zu sagen, daß ein einziges Kapitel von den Briefen des hl. Paulus oder vom Evangelium des hl. Johannes für mich mehr Licht und Leben, mehr Liebe und Trost enthält, als die Bücher der Apokalypse, Daniel und Zacharia zusammengenommen. Ich weiß in der That kaum, was ich auch nur aus der zweiten Ankunft unseres Herrn machen soll. Ist er nicht „mein Herr und mein Gott"? Giebt es etwas Gutes in der Seele, ohne daß er darin wohnt? — Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit eines Mittelweges zwischen Quäkerismus und einem ausschließlich historischen Christen-

thum. Aber ich wage nicht, meine Ueberzeugung zu verhehlen, daß wir in gewissen Punkten klarere Ansichten vom Christenthum haben können, als manche von den Aposteln hatten.

Gott segne Sie und S. T. Coleridge."

Noch deutlicher als in diesem Schreiben, welches offenbar für Irving mitbestimmt war, bedauerte er gleichzeitig in einer Randglosse zu Luthers Tischgesprächen die „Ueberspanntheiten und waghalsigen Aussprüche" seines Freundes. Da der Wink durch Montagu nichts nützte, stellte Coleridge im Juni 1826 den neuen Propheten wegen seiner „Schwärmereien" mündlich zur Rede und nannte ihn einen Bibelanbeter. Irving gab ihm Recht, ging aber auf seinem Wege weiter. Coleridge wurde beinahe selbst mitgerissen, redete jetzt noch orthodoxer als zuvor und schrieb am 12. April 1827 in Irvings eben erschienenes Buch „Die Ankunft des Messias" (aus dem Spanischen des Juan Josafa Ben-Ezra) S. 113 folgende Bemerkung: „Bis hieher hat Irving alle tiefen und wichtigen Momente gegen die landläufigen Lehren beider Kirchen, der seinigen und der unsrigen, auf das Geschickteste vertheidigt, in allen großen Fragen seiner Kriegsfahrt; bis hieher bin ich sein Mitkämpfer und fechte unter derselben Fahne; bis zu diesem Steine sind er und ich eins. Sollen wir uns nun über unsers Herrn königliches Amt entzweien? Schwerlich, hoffe ich. Oder über Christi zweite Herabkunft in sein Königreich? Auch das läßt mich keinen Zwiespalt erwarten. Es ist vielmehr die persönliche Ankunft Jesu, die Errichtung einer irdischen Monarchie, einer kaiserlichen Theokratie unter Jesus als sichtbarem Haupt und Herrscher, was mir Furcht einflößt. Furcht, daß ich mich berufen fühlen werde,

ihm Widerstand zu leisten, seine Stellungen anzugreifen und ihn seines Glaubens zu berauben? O, nein! nein! nein! Nur Furcht, daß ich nicht im Stande sein werde, seinen Glauben zu theilen. Ich werde nicht widerstreben, sondern mich sehnen und anschmiegen. Wenn mich die Vernunft nicht zurückhält, mein Wille wird mich jedenfalls vorwärts treiben. Daniel und die Apokalypse sollen uns nicht trennen" (Brit. Mus.).

Erst fünfzig Seiten später, wo Irving triumphirt, daß durch die Menschwerdung und das Leiden Christi „die Vernunft über den Haufen geworfen und ihre Unfähigkeit erwiesen werde, irgend etwas von dem Geheimniß der göttlichen Liebe zu enthüllen", da brach Coleridge ärgerlich los: „Dies ist die Art von Sätzen, nur zu häufig in dieser Abhandlung, welche ich ungeduldig bestreite. Was ist das Ziel meines Freundes in all seinem Denken, als die vollendete und erhabene Vernunft jener Fähigkeit aufzudecken, welche die Vernunft über den Haufen wirft!!! Welche Vorliebe kann Irving für den Ausdruck Vernunft haben, welches Vorurtheil gegen Verstand, daß er den zweideutigen, höchst mißverständlichen ersten dem sicheren und unbestreitbaren zweiten vorzieht? Jene Stellen kommen mir immer vor, als ob sein Famulus (ein Schüler der modernen Calvinisten-Schule, der sich in meines Freundes Vertrauen eingeschlichen) das Diktat meines Freundes durch einen frommen Betrug mit Stücken und Fetzen von seinen eigenen Lieblingsautoren interpolirt und mein Freund sie im Eifer des Predigens geradewegs heruntergelesen hätte, ohne die Abweichung von der eigenen Art des Denkens und Ausdrucks zu bemerken". Der Geist Kants stand zwischen Coleridge und Irving, und der

Zwiespalt der Prinzipien ließ sich auch durch die persönliche Neigung nicht lange verdecken. Als Irving das nächste Mal in Highgate erschien, sagte ihm Coleridge alle seine Ausstellungen, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er glaubte, ihn vernünftig machen zu können, aber es gelang ihm nur, ihn zu verscheuchen. Irving blieb weg, kehrte jetzt erst recht den Fanatiker heraus und lehrte, die Zeit der Zeichen, der Wunder, des Predigens in allen Zungen sei wieder da. Ohnmächtig mußte Coleridge zusehen. „Er ist ein ausgezeichneter Mann", sagte er am 18. Juni 1828 zu Robinson, „aber der Beifall des Pöbels hat ihm den Kopf verdreht; ich halte ihn für verrückt, buchstäblich verrückt". Einmal noch kam der Unglückliche nach Highgate, im Jahre 1831, als er schon die Brücken hinter sich abgebrochen, seine gebildeten Anhänger verloren hatte und gemaßregelt nach Schottland zurückkehrte. Coleridge betrachtete ihn lange mit trauriger Bewunderung und liebevollem Aerger und brach dann aus in die pathetische Klage, daß ein solcher Mann sich selbst zu Grunde richte. Umsonst. Er wurde der dunklen Seelenmächte, die er rufen geholfen, nicht mehr Herr. Irving ward als Ketzer von der schottischen Kirche ausgeschlossen, seine Gemeinde verbot ihm auf Grund seiner eigenen Orakelsprüche zu predigen, und am 6. Dezember 1834, wenige Monate nach Coleridge, erlag der hochbegabte Redner den Aufregungen. Seine Sekte lebt noch heute.

Es wäre ungerecht, für dies Trauerspiel in erster Linie Coleridge verantwortlich zu machen, wie dies Carlyle im Falle Sterling gethan. „Hätte ich Irving geheiratet", pflegte Mrs. Carlyle zu sagen, „so hätte es keine Zungen gegeben". Doch nahm sich der Lehrer

den Verlust des Schülers sehr zu Herzen, und in dem Streben, einer ähnlichen unvernünftigen Mißdeutung seiner Ansichten vorzubeugen, scheint seine letzte theologische Schrift zu wurzeln: „Bekenntnisse eines forschenden Geistes", herausgegeben 1840 aus seinem Nachlaß.

Bei aller Betonung der Gläubigkeit hatte Coleridge den Vernunftstandpunkt nie ganz aufgegeben. Nie sagte er mit Tertullian: ich glaube trotz der Vernunft; sondern immer mit Kant: ich glaube aus Vernunft, wo ich weiß, daß ich nicht wissen kann. Er schrieb daher den äußeren Zeugnissen des Christenthums, namentlich den Wundern, keine Beweiskraft zu. „Zweifelndes Fragen" heißt es schon in den „Hilfsmitteln der Betrachtung", „ist viel besser als jene todte Sinnlosigkeit, welche die Meisten für Glauben halten. Ich glaube Moses, ich glaube Paul, aber ich glaube an Christus". Im Gegensatz zu Irving ward er sich dann des Unterschiedes zwischen blindem Hinnehmen und lebendiger Ueberzeugung erst recht bewußt. Weiteres Denkmaterial und zugleich die geeignete Form zu einer diesbezüglichen Schrift ward ihm durch einige deutsche Bücher geboten. Den Titel hat er, angeregt durch Carlyles Uebersetzung des „Wilhelm Meister", die er im Eingang citirt, den Goethe'schen „Bekenntnissen einer schönen Seele" entlehnt, wo mit psychologischer Meisterschaft ebenfalls gezeigt wird, wie der Glaube zuerst durch ein Gemüthsbedürfniß vernunftbar gefärbt wird, bevor er dem Kopf einleuchtet. — Noch mehr boten ihm Lessings „Fragmente eines Ungenannten". Coleridge hatte sie nicht bloß vor dreißig Jahren einmal gelesen (oben S. 248). „Jahr für Jahr", schrieb er im Alter auf ein Flugblatt eines Lessingbandes, „habe ich es mir zur Regel gemacht,

die kleinen Schriften nochmals durchzugehen, als Musterstücke von Stil und Beweisführung" (Vorwort S. VI). Verwandt damit ist zunächst die Einkleidung der „Bekenntnisse": lose Unterweisungen an einen fingirten literarischen Freund. Ferner lenkte Lessing sein Augenmerk auf verschiedene Widersprüche, höchst verwegene Wunder und sonstige Ungereimtheiten der Bibel und zeigte ihm zugleich einen willkommenen Ausweg: die Religion vor die hl. Schrift zu setzen. Die Religion war früher da, sie ist der unmittelbare Ausfluß Gottes, sie macht uns eigentlich erst die Bibel glaubwürdig, und nicht ohne menschliche Verballhornung ist sie bei den Propheten und Aposteln überliefert. Die einzelnen Parallelstellen aus Lessing sind zum Theil schon im Vorwort von Green hervorgehoben. Wie jener nimmt Coleridge ein angebornes religiöses Licht an. Beide zweifeln nicht, daß die Verfasser des alten und neuen Testamentes dadurch von Gott die richtige Botschaft erfuhren; sie waren tadellose Zeugen; aber ihre Aufschreibungen sind mit derselben Vorsicht zu benützen wie die eines Sekretärs. Beide betrachten die Bibel mit derselben ehrfurchtsvollen Kritik wie den Text eines alten Geschichtschreibers oder die Folioausgabe Shaksperes. Das göttliche Urwort soll aus der menschlichen Ueberlieferung herausgeschält werden. Wesley hatte noch vor wenigen Jahrzehnten aus der bekannten Stelle von der stillestehenden Sonne bei Josua gefolgert, daß das Sonnensystem des Copernicus falsch sei; Coleridge legt den Irrthum ruhig auf Seiten der Bibel; aber gerade indem er diese preisgiebt, glaubt er die Religion vor heilloser Erstarrung zu bewahren. Er läugnet weder die Rohheiten des Inhalts, noch die Unebenheiten der Form; im Gegentheil, sie sind ihm ein

sicheres Zeichen, daß er es mit echten Denkmälern aus alter Zeit zu thun hat. Er hat das philologische Auskunftsmittel Lessings seinen Landsleuten mit innigem Verständniß und in freier Umgestaltung vorgeführt. — Aber er zog auch ein philosophisches heran. Schelling (Meth. d. ak. Stud. 8. u. 9. Vorles.) hatte das Christenthum, wie es unter uns existirt, nur für ein exoterisches erklärt: das Esoterische, das Geistige der Religion, welches dahinter steckt, wurde schon lange vor Christus in Indien und Griechenland geahnt, dauert als eine ewige Gegenwart fort und ist aus der gesammten Geschichte zu abstrahiren. Obwohl Coleridge von den geistreichen Gegensatztheorien Schellings nichts mehr wissen wollte, hat er doch diesen vag-einfachen Weg, das bestehende Kirchenwesen bedingungsweise zu retten, begierig eingeschlagen. Er beruft sich in ähnlicher Weise auf das Zeugniß der „königlichen Geister in der Geschichte", welche das Christenthum als das vollendetste Werkzeug der Humanität anerkannten, und auf jeden Wiederhall des „ewig lebendigen Wortes von Anbeginn der Welt bis zum jüngsten Tage." Der „Geist des Ganzen" muß herangezogen werden, um jeden Theil der Bibel zu erklären (VI. Brief). Nicht bloß die Kritik, sondern auch das Ahnungsvermögen wird benutzt, um den Buchstabenglauben zu veredeln, auszuweiten und zu durchwärmen. Dabei liegt noch immer die kantische Sonderung von Vernunft und Verstand zu Grunde, während eine Sprache voll poetischer Bilder und Erhabenheit die Oberfläche schmückt.

Daß er den engherzigen Orthodoxen keinen Gefallen erweisen werde, hat er wohl gewußt. „Unsere Theologen" sagt er selbst (S. 102), „scheinen mehr im Geiste der

Furcht als des Glaubens zu handeln". Aber er dachte zu hoch von der Wahrheit, um dem Lichte nicht auch dann eine Gasse zu brechen, wenn es ihm durch eine Ritze der Tempelmauer entgegenstrahlte. „Wer das Christenthum mehr liebt als die Wahrheit", heißt es schon in den „Hilfsmitteln", „der wird alsbald seine eigene Sekte oder Kirche mehr lieben als das Christenthum und schließlich sich selbst mehr als Alles". Er hegte zeitlebens die tiefste Ueberzeugung, daß die Wahrheit am Ende niemals schaden könne, weder ihm, noch Anderen. Ohne diese Grundseite seines Wesens, welche oft in revolutionärer Weise zum Vorscheine kam, ist weder seine bewundernswerthe Strebsamkeit, noch seine bedauernswerthe Unstetigkeit gerecht zu beurtheilen. Niemals ist er in einer Ansicht, in einer Partei aufgegangen. Als Knabe schon bewahrte er mitten in seinem angeblichen Atheismus das Bild des christlichen Herrgotts und der lieben Engel. Als Unitarier schalt er die kühne Bibelauslegung seiner Glaubensgenossen. In seiner radikalsten Zeit brach er eine Lanze für Burke. Seinen Freunden in Apoll hielt er in der „Biographia Literaria" das romantische Ideal vor, um ihnen mit würdigem Freimuth zu zeigen, inwiefern sie dahinter zurückgeblieben. So war er auch jetzt trotz seines Hochkirchenthums und Torysmus unbefangen genug, um dessen Schwächen zu durchschauen und eine Kur zu versuchen. Wenn er die „Bekenntnisse" Jahre lang in seinem Pulte schlummern ließ, geschah es wohl nicht aus Furcht, durch ihre Veröffentlichung Aergerniß zu geben — denn dann hätte er sie verbrennen oder gar nicht schreiben dürfen — sondern um sie für eine günstige Constellation der religiösen Verhältnisse aufzusparen; vielleicht auch, weil

von den Lippen eines todten Mannes die Worte mit besonderem Gewichte fallen. In vertrauten Briefen und in Glossen that er sogar Aeußerungen, welche man eher von einem Chartisten oder Nonconformisten erwartet hätte. Er rügte die Mißwirthschaft bei Hof, erachtete die erbliche Monarchie nicht für unbedingt nöthig und sympathisirte noch immer mehr mit der französischen Revolution als mit der vorausgehenden Willkürherrschaft. Er war empört, wenn Southey einen braven Dissenter wie John Bunyan mit zelotischem Hochmuth einen „Pfannenflickerkönig" nannte. Er wich in der Lehre von der Dreifaltigkeit, der Erlösung und dem Abendmahl von der anglikanischen Auffassung mehrfach leise ab, nergelte am athanasischen Glaubensbekenntniß und an der Kindertaufe (Lit. Nachlaß III, 291 und IV, 190), tadelte die Unduldsamkeit der Hochkirche im siebzehnten Jahrhundert und ließ im Alter eben so wenig Milton fallen, als Jeremy Taylor in der Jugend. Zum Gottesdienst pflegte er nicht zu gehen. Mündlich ließ er sich noch freier aus über die Mängel der Geistlichkeit und die Unnatur des Höllenglaubens. Als ein junger Mann einmal viel Wesen aus den Engeln machte, fragte ihn Coleridge ironisch: „Sie glauben doch hoffentlich nicht an diese Art von Federvieh?" Kein Wunder, daß ihn Leigh Hunt, der diese Anekdote gern erzählte, und Allsop für einen verkappten Radikalen hielten. Seine Selbstständigkeit inmitten der kämpfenden Parteien hat ihn, wie er selbst zu Anfang der „Bekenntnisse" sagt, viel Glück oder wenigstens den Ruf eines nützlichen Mannes gekostet. Jede Partei fand ihn unzuverlässig; daher trat auch keine für ihn ein. Es geschah sogar nach dem Tode Georges IV. (1830), daß ihm, dem

treuesten „Diener seines Herrn", die jährlichen hundert Guineen, die er seit 1825 als Fellow der Kgl. Literatur-Gesellschaft bezogen hatte, vom Hofe gestrichen wurden. Dafür erstreckt sich aber auch seine Wirksamkeit nicht bloß auf die Strömungen seiner Zeit. Die Unbeständigkeit, welche uns gegen seine Leistungen, jede für sich genommen, am meisten mißtrauisch macht, gereicht vielleicht seinem Streben zur größten Ehre. Denn es war nicht willkürliche Unbeständigkeit: systematisch stürmte er ein Fort nach dem andern in der Runde, um in die Citadelle der Wahrheit zu gelangen, weil er sich nie einen Sieg einbildete, der doch für den Menschen nie ganz erreichbar ist. Er war nie mit sich zufrieden; der bloße Versuch, sich deutlich auszudrücken, trieb ihn schon wieder vorwärts, und selbst wenn ihm Gott die Wahl gestellt hätte zwischen der Wahrheit und der rastlosen Forschung nach Wahrheit, wäre er, wie Lessing, mit frommer Bescheidenheit vor der Forschung ins Knie gesunken: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein! ... Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen".

Die letzte größere Prosaschrift von Coleridge, „Ueber die Verfassung von Kirche und Staat", erschien 1830 anläßlich der Katholiken-Emancipation und bildet eine Art Fortsetzung der „Laienpredigten". Sie enthält manche geschichtliche Irrthümer — die scharfe Kritik Niebuhrs wurde auch von Thomas Arnold anerkannt — ist aber um so charakteristischer für die persönliche Eigenart des Verfassers: sie zeigt ihn auf jenem äußersten Punkte anglikanischer und conservativer Gesinnung, der

sich bereits wieder mit der äußersten Freidenkerei seines Pantisokratenthums berührt. Damals sprach er für die Trennung von Kirche und Staat, jetzt für deren Vereinigung, aber in der Art, daß die Kirche ihre dogmatische Methode aufgiebt und sich die soziale Erziehung der Bürger, wie sie in den „Laienpredigten" skizzirt wird, zum Zwecke macht; mit anderen Worten: daß sich die Kirche in eine ethische Nationalanstalt verwandelt. Damals donnerte er gegen die Geistlichkeit, welcher er jetzt die höchste Achtung bezeigt; er dehnt aber diesen Stand im Sinne der Schelling'schen „Poesie" auf Alle aus, die sich mit geistigen Dingen beschäftigen, also auch auf Fürsten und Mediziner, Mathematiker und Musiker, so daß sich der scheinbare krasse Widerspruch einfach in den veränderten Gebrauch eines Wortes auflöst. Damals verurtheilte er die Unterdrückung Irlands, und jetzt will er den katholischen Iren den Eintritt ins Parlament verwehren, aber nur aus dem Grunde, weil dies eine halbe Emancipation wäre, so lange das Gesetz in dem Katholiken überhaupt noch etwas Anderes sieht als einen britischen Unterthanen: Coleridge wünscht volle Gleichstellung auf vorreformatorischer Basis. Mit einer Systematik, welche sonst, wo sie in Biographien vorkommt, gewöhnlich nur das Werk künstlicher Abrundung und geistreicher Düftelei ist, kehrte er zu seinem natürlichen Ausgangspunkt zurück. Er ertappte sich mit innigem Vergnügen bei den Ueberzeugungen, von welchen er ausgegangen war; nur waren sie inzwischen ausgereift. „Es ist wunderbar", sagte er selbst vier Wochen vor seinem Ableben, „wie unendlich tiefer meine Ansichten jetzt sind, und doch wie viel klarer. Der Kreis schließt sich, die Idee schwenkt ein und wird zum Hausverstand" (Tischgespräche).

Von kleineren Aufsätzen ist noch das Fragment „Geschichte und Thaten von Maxilian, Satyranes Vetter" zu erwähnen, das er 1822 im Blackwood Magazine drucken ließ. Mit Jean Paul'schem Humor schildert er, wie sich seine innere Hochherzigkeit zeitlebens hinter einer Verkleidung von Ungeschick und Abstraktion barg. Die Skizze knüpft einerseits an die Selbstbeschreibung in der „Grablosen Grabschrift" an und weist andererseits auf Carlyles „Sartor Resartus" voraus. Coleridge fühlte sich alt und schaute gerne auf die durchmessene Bahn zurück, um unter den wechselnden Phasen seiner Schmetterlingschaft das Wesentliche, den „dunklen Drang" herauszufinden, in welchem er sich stets gleich geblieben war. Er gab einem individuellen Erlebniß symbolischen Ausdruck, und daraus wurde bei Carlyle ein Typus der Zeit.

Endlich ist noch eine Handvoll kleiner, meist gnomischer Gedichte über diese letzte Periode verstreut. Sie sind anspruchslos, aber edel in der Empfindung und Form, bunte Erinnerungsblätter mit einem Herbstglanz früherer Kunst. Wie zu einer herrlichen, weit entrückten Vision schaut er auf den Mai des Lebens zurück, wo „die Segnungen der Freundschaft, Liebe, Freiheit in Schauern niederflossen", während er sich jetzt nur mehr wie ein armer, mitleidig geduldeter Gast vorkommt, „der über seine Zeit geblieben ist und, wenn er spaßt, das Lachen schon vergißt" („Jugend und Alter"). Bienen und Vögel sind im Frühling um ihn her geschäftig, nur er kann nicht mehr nisten, noch singen, seine Seele ist berückt wie von einem Bann: „Arbeit ohne Hoffnung"! Gespenster früherer Liebe kehren bei ihm ein, düstere Gedanken an einen entfremdeten Freund, „eine

faule Rippe in des Schiffes weitem Bauch" — aber auch liebliche Kinderköpfchen, auf welche der Greis betend die Hände legt, und aufstrebende Talente, auf die er Liebe, Hoffnung und Geduld herabruft, und edle Frauen, welche sich nicht ärgern mögen, wenn er ihnen mit Plato die Seele abspricht: „denn was ihr seid, das könnt ihr nicht besitzen". Am lebhaftesten rief ihm ein italienisches Landschaftsgemälde, welches ihm ein Freund verehrte, „Der Garten des Boccaccio", die üppige Einbildungskraft der Knabenzeit zurück: er glaubt sich wieder im Arkadien des „Penseroso" und „L'Allegro", wie einst zu Cambridge, nur daß ihm jetzt Ernstes und Heiteres, florentinische Palaststraßen mit lärmendem Gedränge und einsame Eberwälder, Götter von Griechenland und Mythengestalten des Mittelalters, Satiren und geflügelte Heilige, schüchterne Mädchen zwischen Weinlaubranken und prophetische Skaldenhymnen noch seltsamer durch einander schwirren. Auch die Milton'sche „Beschaulichkeit" ist wieder da, obwohl im Gewande Schelling'scher Philosophie-Poesie. In diesem reichen Irrgarten wehmüthiger Erinnerungen hatte die Möglichkeit, bald dem Tode zu begegnen, für Coleridge nichts Fürchterliches. Sein Geist war schon lange über diese Welt hinausgeflattert, bevor sein Körper zusammenbrach. Mit bedeutsamem Anklang an die Nachtmahr „Leben im Tod" im „Alten Matrosen" dichtete er sich am 9. November 1833 selbst die Grabschrift:

„Steh, frommer Wanderer, Kind Gottes, steh!
Hier liegt im Rasen — lies mit mildem Sinn —
Ein Dichter, oder was so einstmals schien.
Sprich ein Gebet zu Gott für S. T. C.!

Daß er, der manches Jahr in harter Noth
Im Leben starb (sic), jetzt Leben hab' im Tod.
Er bat und hoffte, Gnade zu erreichen
Durch Christi Preis und Ruhm — thu du desgleichen!"
(Pickering II, 351.)

* * *

Zu der Gelenksentzündung und den opiatischen Verdauungsbeschwerden gesellte sich allmählich eine Herzkrankheit, welche ihm die peinlichsten Beängstigungen verursachte. Der Schmerz zog ihn zusammen, furchte sein Gesicht, hemmte sein Arbeiten. Aber seine starke Natur leistete lange Widerstand. Er überlebte die Julirevolution und die Kämpfe um die Reformbill, Goethe und Walter Scott. Bis an sein Ende verfolgte er die literarischen und politischen Tagesereignisse mit reger Theilnahme und wurde nicht müde, seine Lieblingsansichten vorzutragen; Beweis dafür die „Tischgespräche", welche sein Neffe Henry Nelson Coleridge 1836 herausgab. In der letzten Zeit war die Beklemmung so arg, daß er dreizehn Monate hindurch täglich siebzehn Stunden auf und abging. Die Geduld ging ihm nicht aus, wohl aber fürchtete er oft, den Verstand zu verlieren. Sorgsam ordnete er seine irdischen Angelegenheiten, vermachte seine Gemälde der Mrs. Gillman, vertheilte Erinnerungsbücher an seine fernen Familienmitglieder und bestellte Abschiedsringe für die nächsten Freunde; dann wünschte er aber, nicht mehr gestört zu werden. Im Juni 1834 besuchte ihn noch Wordsworth und fand sein Gesicht strahlend von Heiterkeit; die Schmerzen hatten ausgetobt, eine wunderbare Harmonie war dafür eingezogen. Einen Monat später, am 25. Juli um sechs Uhr früh, verschied er, 62 Jahre alt.

Seine letzte Kraft bot er noch auf, um die treue Magd, welche ihn gepflegt hatte, den Gillmans zu empfehlen und Green einen Theil seiner Philosophie zu erklären.

Der Leichenbefund ergab ein abnorm großes Herz, welches auf beiden Seiten die Lungen halb verdrängte. Es war voll Wasser und hatte so dünne Wände, daß es zerbrach, sobald man es heben wollte. Der Leichnam wurde still, nur in Begleitung der Verwandten und einiger Freunde, in der nahen Kirche beigesetzt, eingedenk der Abneigung gegen hohlen Prunk, welche Coleridge stets im Leben bewiesen. Einen Brief, den er fünf Tage vor seinem Ableben an ein Pathenkind gerichtet hatte, verlas der Prediger am folgenden Sonntag zu allgemeiner Erbauung von der Kanzel. Der Sarg wurde mit einer einfachen Steinplatte bedeckt und so durch dreißig Jahre vom Küster gezeigt, bis er 1866 in der Kapelle der anstoßenden Schule eine würdigere Ruhestätte fand. Ein Obelisk, den die Gillmans ihrem „höchst verbindlichen Hausgenossen" am Grabe errichteten, steht noch heute träumerisch zwischen den grünen Baumgruppen und stillen Gartenhäusern von Highgate, freilich immer störender umrauscht von dem rauchigen, lärmenden Straßenmeer der unaufhaltsam wachsenden Weltstadt.

Coleridge hinterließ seine Familie nicht unversorgt. Die Wittwe bekam den Nutzgenuß der Lebensversicherung, deren Werth sich auf 2560 Pfund belief. Sie lebte bis 1845 und ruht auf dem Kirchhof von Keswick neben den Southeys. Dann fiel das Vermögen unbeschränkt ihren Kindern zu. Hartley hatte am meisten von der Begabung, aber auch von der schlaffen Lebensführung des Vaters geerbt. Er war bereits Fellow an der Universität Oxford geworden, als man ihn wegen

seiner bedenklichen Neigung zum Trinken relegirte und trotz der persönlichen Vermittlung des Dichters nicht wieder aufnahm. Im Testamente wird seiner mit besonderer Sorge gedacht. Er starb mit 52 Jahren in Grasmere, geschätzt als Lyriker, beliebt als anspruchsloser, heiterer Geselle und belächelt als Süffling. Derwent war seit 1826 ein braver Geistlicher der Hochkirche und hatte sich bereits als glücklicher Ehemann im Westen Englands niedergelassen (Annual Obituary 1835, Athenäum 7. April 1883). Er lebte lange, obwohl mit derselben Gliederkrankheit behaftet wie sein Vater; im Herbst 1882, ein Jahr vor seinem Hinscheiden, habe ich ihn selbst noch in seinem freundlichen Invalidensitz zu Torquay gesehen, einen milden ehrwürdigen Greis voll christlicher Geduld und etymologischer Interessen. Sara, von Southey sorgfältig erzogen, bewährte sich früh als Uebersetzerin aus dem Französischen und Lateinischen, vermählte sich 1829 mit ihrem gelehrten Vetter Henry Nelson Coleridge und bethätigte sich später als Dichterin durch ihr liebliches Märchen „Phantasmion." Die drei Letztgenannten haben sich auch dankbar bemüht, das Andenken des großen Verstorbenen durch Ausgaben, Anmerkungen und biographische Angaben wach zu erhalten, und Derwents Sohn, der einzige Enkel von Samuel Taylor, wird uns hoffentlich bald mit der Veröffentlichung der bisher noch unzugänglichen Familienpapiere erfreuen.

Die Freunde bewahrten ihm warme Liebe über das Grab hinaus. Robinsons Tagebuch liefert dafür manchen rührenden Beweis von Nah und Fern. Die Gillmans waren ganz verändert und wie gebrochen (Caroline Fox, Tagebuch). Der Doktor suchte sich die Trauer durch eine Biographie vom Herzen zu schreiben, und

Green, der literarische Universalerbe, setzte den langen Rest seines Lebens an eine „Geistliche Philosophie, begründet auf die Lehren des verstorbenen S. T. Coleridge", welche erst nach seinem Tode (1865) erschien, allerdings nur um zu beweisen, wie wenig sich dessen mehr anregende als abschließende Lehren in ein System zwängen lassen. Am meisten erschüttert aber war Lamb: er „konnte nicht mehr denken außer an Coleridge"; mitten in der Gesellschaft kam ihm oft der Seufzer „Coleridge ist todt", und schon nach zwei Jahren folgte er dem Jugendfreunde hinüber.

Das Publikum wurde, wie gewöhnlich, erst durch den nahen Verlust recht aufmerksam, was es an dem Manne besessen. Auf die erste Gesammtausgabe seiner Gedichte und Dramen (1828) kam bereits 1829 eine (unveränderte) zweite, 1832 eine (stark vermehrte) dritte, 1836 eine vierte; über die vielen weiteren Auflagen giebt der eben erscheinende Katalog gedruckter Bücher im Britischen Museum die beste Auskunft. Was er an Fragmenten hinterließ, fand Band für Band willige Verleger, und Coleridge kam allmählich so in Nachfrage, daß sich Green öffentlich vertheidigen mußte (Not. Quer. 1853, 1854), weil er die nachgelassenen Papiere, zusammenhangslos, lückenhaft und voll Wiederholungen wie sie waren, nicht auf den Markt warf (vgl. C. M. Ingleby, R. Soc. Lit. 12. Juni 1867 und 28. April 1869). Der lebende Prophet muß darben, der todte wird vergöttert. Die Kritik schien ebenfalls nur auf die Nachricht von dem bevorstehenden Tode zu warten, um die Lobestrommel zu rühren. Fraser's Magazine begann 1832, seine philosophischen Verdienste aufzuzählen, und rühmte im nächsten Jahre sogar die „Biographia Literaria" als ein „krauses, angenehmes Buch." Dann

brachte das Sterbejahr eine Fluth ähnlicher Artikel, namentlich die Quarterly Review fiel jetzt triumphirend ein, und allmählich entdeckte auch die Edinburgh Review, daß er große und edle Ziele verfolgte; daß er eine tiefe Einsicht in den Zusammenhang der materiellen und geistigen Welt besaß; daß er Shakspere vielleicht überschätzte, aber gewiß um viel verständlicher machte; daß er „nur Festigkeit und Rührigkeit gebraucht hätte, um in England eine neue Schule psychologischer Naturwissenschaft zu begründen". Bedeutender noch ist das Lob von John Stuart Mill, der doch einer durchaus verschiedenen Richtung angehörte: er bezeichnete Coleridge als den einflußreichsten Lehrer der englischen Jugend in den Zwanziger und Dreißiger Jahren, als den Wiedererwecker der einheimischen Philosophie, als die Revolution des menschlichen Geistes gegen das, was in der Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts einseitig gewesen. Er hielt seine Ansichten nicht für richtig, aber sein Auftreten für nothwendig, seine Anregungen für segensreich (Lond. Westminster Rev. 1840). Und wie eine allgemeine Bestätigung dieses Urtheils nimmt es sich aus, daß dem Dichter am 7. Mai 1885 feierlich eine Büste im Poeten-Winkel der Westminster-Abtei errichtet wurde, als dem Befreier der Phantasie, welche ja, wie der Festredner Mr. Lowell hervorhob, ein wichtiger Faktor nicht bloß für das Glück, sondern auch für die höhere Bestimmung des Menschen ist.

Nach seinem Tode, als er sich selbst nicht mehr vertheidigen konnte, wurde freilich auch der gefährlichste Vorwurf gegen ihn laut. Schon im September 1834 stellte ihn Dequincey als einen Plagiator hin, der seine Gedanken aus allerlei deutschen Dichtern und Philosophen zusammengestohlen habe (Tait's Mag.).

Obwohl Hare diese Angaben sofort zu entkräften und auf die oft erprobte Vergeßlichkeit des Dichters zurückzuführen suchte (Brit. Mag. 1835), wurde die Anklage doch nach fünf Jahren von Prof. Ferrier heftig erneuert (Edinb. Mag. 1840). In der That stehen unter seinen Originalgedichten eine Reihe uneingestandener Uebersetzungen; mancher Paragraph der „Biographia Literaria" ist einfach ein Abklatsch von Maaß oder Schelling ohne genaues Citat, manches Kapitel seiner gedruckten Vorlesungen ein Abklatsch von Schlegel ohne jegliche Quellenangabe; abgesehen von den schier unzähligen Entlehnungen freierer Art, welche vorkommenden Falls berührt worden sind. Die schärfste Entrüstung darüber hat Sir William Hamilton 1846 geäußert: Coleridge sei durch und durch ein grober literarischer Freibeuter, dessen Plünderjucht nur von seiner Unwissenheit begrenzt werde (Ausg. von Reids Philos. Werken, S. 890).

Mit Recht haben Sara und Henry Nelson Coleridge (Vorrede zu Biog. Lit. 1847, Not. Lect. 1849) und Freiligrath (bei Tauchnitz), indem sie die Zahl der Entlehnungen noch vermehrten, diese niedrige Deutung bekämpft. Bei den poetischen Uebersetzungen war ohne Zweifel nur eine Nachlässigkeit im Spiele, welche sich bei der Unstetigkeit seines äußern und innern Lebens leicht erklärt. Da kommt er z. B. auf der Durchreise nach Bristol. Er giebt Cottle einige Verse zu lesen und bemerkt unbefangen, daß sie aus dem Deutschen genommen sind (Cottle S. 287). Plötzlich braucht die Morning Post einen Beitrag. Fort mit den werthlosen Zetteln in die Druckerei! Aus der Zeitung aber wandern sie von selbst in die hastig und nicht einmal immer von Coleridge selbst zusammengestellten Ausgaben, ohne daß

ein Citat beigefügt wurde. Was die Uebersetzungen aus Maaß und Schelling in der „Biographia Literaria“ betrifft, ist der erstere einmal erwähnt (Kap. 6 zu Anfang), von Schelling aber heißt es sogar mit übertriebener Bescheidenheit: „Das große Publikum mag Alles, was in diesem oder irgend einem zukünftigen Werke den Lehren meines deutschen Vorgängers gleicht, uneingeschränkt diesem zuschreiben, obwohl er mein Zeitgenosse ist; vorausgesetzt, daß mir der Abgang genauer Verweise nicht als niedriges Verhehlen oder absichtlicher Diebstahl ausgelegt wird“ (Kap. 9 Ende). Daß in den Vorlesungen, die nach seinem Tode gedruckt wurden, seine Verpflichtungen gegen Schlegel nicht verzeichnet sind, dafür kann man ihn doch nicht verantwortlich machen. Im Uebrigen hat er seine philosophischen Prinzipien zwar nicht entdeckt, aber mit großer Selbstständigkeit gewählt, gedeutet, verbunden, erklärt und stilisirt und auch niemals ein höheres Lob für sich in Anspruch genommen. „Ich betrachte die Wahrheit,“ sagt er bezeichnend in der „Biographia Literaria“ (Kap. 9), „als einen göttlichen Bauchredner: ich kümmere mich nicht, aus wessen Munde die Töne kommen, wenn nur die Worte hörbar und verständlich sind.“ Sein offenkundiges Streben war nicht darauf gerichtet, Neues zu finden, sondern die Vergangenheit neu zu beleben und die Ansichten gleichgesinnter Ausländer seinen Landsleuten eindringlich zu vermitteln. Wohin aber käme der Dichter, der Ausleger wissenschaftlicher Ergebnisse, der Zeitungsschreiber, der Redner, wenn jedem Begriff und jedem Urtheil ein Heimathsschein beigegeben werden müßte, wie den Steinen einer Mineraliensammlung? Von niemandem hat Coleridge mehr gelernt als von Schelling; niemand hätte eher ein Recht gehabt,

sich darüber zu beklagen; statt dessen sprach sich gerade Schelling über seinen englischen Schüler besonders erfreut aus und bekannte sich sogar im Hinblick auf den „Essay über Prometheus" öffentlich zu Dank verpflichtet, daß Coleridge den Unterschied der Mythologie von der Allegorie, den er selbst mühsam umschrieben habe, in ein einziges glückliches Wort gefaßt: Tautegorie (Biog. Lit. 1847, I. Bd. S. XXXVIII). Coleridge war ein ungewöhnlich starker Eklektiker; aber der nimmt es nicht gewissenhaft mit seinen Aussagen, der ihn einen Plagiator nennt.

Ein knappes Endurtheil über die Orginalität des merkwürdigen Mannes, dem dies Buch gilt, über die Förderung, die er dem Geistesschatz seiner Nation zuführte, müßte darnach etwa so lauten. Als Philosoph, oder genauer: als Aesthetiker und Theosoph hat er es nicht verstanden, Gesetze unmittelbar aus den Thatsachen abzuleiten oder sie auch nur in wissenschaftlichem Anschluß an die Thatsachen zu verknüpfen. Er hatte nicht die Objektivität des Forschers. Aber um so schärfer war sein Auge für jegliche subjektive Beobachtung, um so freier brachte er das Angeeignete in sprechenden Zusammenhang mit seinem individuellen Wesen und mit den Strömungen der Zeit, um so reicher war der Einschlag, den er in den fremden Zettel wob. Er war ein mächtiger, hingebungsvoller, durch Mißerfolge unentwegter Erzieher seines Volkes, er durchsetzte den kaufmännisch beschränkten, theils skeptischen, theils frömmelnden Hausverstand seiner damaligen Landsleute mit einer vielseitigen, begeisternden, hellenisch-deutschen Denkmethode und bietet noch heute für manches brennende Uebel der Gesellschaft einen beherzigenswerthen Rath. — Als

Dichter hat er zwar auch sehr schülerhaft begonnen; aber das thut jeder: die Poesie wird nirgends mehr erfunden. Er hat die Natur auch später noch in einer Weise als Modell benutzt, zu welcher ihm einheimische und ausländische Vorbilder Anleitung gaben; aber nur, um mit überraschender Genialität in eigener Tonart fortzufahren. Auf diesem Gebiete war er wirklich ein schöpferischer Geist; da ist er unsterblich. Die Verse, die er mit voller Kraft geschrieben, kann man vielleicht auf zwanzig Seiten drucken; dies Wenige aber, wie Stopford Brooke treffend sagt, ist werth, in reines Gold gebunden zu werden. — Noch fruchtbarer endlich als durch seine mannichfachen Schriften wirkte er unmittelbar durch seine Persönlichkeit. Er lebte durchaus als der menschenfreundliche und doch halb überirdische Platoniker, den seine Bücher ahnen lassen. Er redete wie einer, der da Gewalt hat, ohne Zwang und ohne Rückhalt, seraphisch und doch unverfroren, ein Feind mechanischer Gewöhnlichkeit, ein Johannes im Dienste gedankenhafter Harmonie. Er gab sich wie eine Verkörpernng der genialen Bildungskraft, deren Evangelium er in einer Wüste dorniger Schulregeln predigte. So brachte er den Gehalt seines Geistes durch alle die wechselnden Lebensphasen erschöpfend zum Ausdruck, und obwohl er manches große Kunstwerk hinterlassen, ist doch keines größer als das seiner Entwicklung.

Personenverzeichniß.

Adams Dr. 373.
Addison 318.
Aeschylos 395 f.
Akenside 34 f.
Alexander d. Gr. 17, 65, 112.
Alison 357.
Allen Robert 27, 38, 70.
Allsop 377, 416; cit. 38, 394 f.
Allston 309, 333.
Anna (Kön.) 82.
Anstey Christopher 118.
Aristophanes 3.
Aristoteles 54, 251, 381.
Arnold S. J. 351.
Arnold Thomas 403, 417.
Ashe cit. 338, 345 u. ö.

Bacon 237, 299, 381 f.
Baillie Joanna 173, 179.
Ball Alexander Sir 305, 308, 318, 320.
Barbauld Mrs. 154.
Barrere 92.
Beattie J. Rev. 18.
Beaumont George Sir 312, 387.
Beddoes Dr. 112, 146, 191, 238, 301.
Belisar 7.
Bell 272.
Ben-Ezra 409.
Berkeley 52 f., 88, 156, 160, 165, 297.
Betham M. 329.
Blair H. 17.
Blake 101, 129.
Blumenbach 255, 258, 265 f.
Boccaccio 420.
Bodenhausen C. v. 224.
Bodmer 254.
Böhme Jakob 19, 160 f., 181, 298, 355, 398.
Bohn 276.
Bologne Bon 45.
Bouterwek 256.
Bowles 35—42, 62, 82 f., 86 f., 95—97, 105, 127, 133, 153, 158, 166, 171, 234, 252, 353.
Boyer J. Rev. 14—19, 22, 25 f., 31 f., 43, 80, 188, 200, 337.
Bramante 398.
Brooke Stopford 429.
Brown John Dr. 191.
Bruce (der Entdecker) 48.
Brun Friederike 263.
Bruno Giordano 259, 299, 398.
Brunton Mrs. 63.
Bürger 182, 194, 202, 213, 215 f., 224, 230, 252, 273.
Butler Francis Bar. 8.
Bunyan 416.
Burke 59, 95, 110 f., 149, 257, 268, 415.
Burleigh Cecil Lord 389.
Burnett George 73, 77, 140, 142, 166.
Burns 16, 83, 86, 95, 98 f., 117 f., 122—126, 129 f., 135, 198, 214, 234.
Butler 90.
Byron Lord 89, 119, 130, 150, 173, 179 f., 196, 198, 214 f., 223, 225—227, 231, 235 f.,

326, 346, 349 f., 352, 363 f., 367, 369 f., 384.

Campbell 235, 280.
Carlyle 333; Leben Sterlings 52, 80, 145, 163; W. Meister 412; Sartor Resartus 419; persönliche Beziehungen 405 f.
Carlyle Mrs. 405 f., 411.
Carlyon 81, 252 f., 257.
Carteſius 52.
Caſimir 46.
Cato 31.
Cervantes 394.
Chatterton 16, 31 f., 42, 46, 70, 75, 90, 129, 178, 216 f., 234.
Chaucer 300, 394.
Churchill 16.
Clarkſon Thomas 294.
Clarkſon Mrs. 294, 312, 315.
Coleridge John Rev. (Vater) 2—4, 5—8, 33.
Coleridge Ann Mrs. (Mutter) 4 f., 8, 76, 190.
Coleridge George Rev. (Bruder) 8, 42, 46, 63, 140, 167, 189, 199, 267, 313.
Coleridge James (Bruder) 66—68.
Coleridge Lucas (Bruder) 30.
Coleridge Ann (Schweſter) 7, 20, 25, 37, 40, 42, 200.
Coleridge Sara Mrs. (Frau) 75—77, 94, 104, 106, 114, 116, 128, 131—134, 139, 165, 141, 154, 168, 199, 202 f., 237, 242, 262, 264 f., 267, 271, 283—290, 302, 310—313, 329—331, 372, 376, 390 f., 422.
Coleridge Hartley (Sohn) 101, 159, 164 f., 203, 285, 287, 293, 307, 311, 328, 330, 353, 391, 422 f.
Coleridge Berkeley (Sohn) 160, 165, 199—201, 262, 264 f.
Coleridge Derwent (Sohn) 285, 291, 293, 312, 330, 391, 423.
Coleridge Sara (Tochter) 75, 293, 312, 347, 362, 395, 423, 426.
Coleridge Henry Nelſon (Neffe) 421, 423, 426.
Coleridge John Juſtice (Neffe) 385—388, 396.
Coleridge Lord Chief Juſtice (Großneffe) 66, 385.
Collier J. P. (jun.) 333 f., 336.
Collier W. (sen.) 311.
Collins 34 f., 157, 197.
Corneille 251.
Coterill 220.
Cottle 74, 104, 127, 132, 133, 139 f., 142, 145 f., 161, 163, 166, 229 f., 261, 272 f., 276, 301, 312 f., 372, 426; cit. 62, 103, 105 u. ö.
Cowley 16.
Cowper 16, 23, 83, 98—100, 120 f., 129, 132, 137, 171, 188, 197, 205 f., 234.
Cramer 176.
Cranach Lukas 260.
Cranmer 43.
Crantz 213.
Cromwell 113.
Cruikſhank 165, 209.
Cublai Khan 193.
Curtis Rev. 360, 385, 387, 392.

Daniel (Prophet) 408, 410.
Daniel (Sonettiſt) 16.
Dante 156, 309, 343, 394.
Darwin Erasmus Dr. 87, 144, 156.
Davy Humphrey 299, 301, 314 f.
Demoſthenes 18.
Denham 23.
Dequincey 198, 313, 326, 425.
Descartes 324.
Devonſhire Georgiana Herz. 267.
Dibdin 385.
Donne 156, 381.
Drake 2.
Dryden 314.
Dubarry 1.
Dyer (der Landſpaziergänger) 34.
Dyer George 79, 83.

Ebeling 245.
Edmondson 294.
Edward VI. 7, 12.
Eichhorn 255, 258, 266.
Elisabeth (Kön.) 4, 337.
Emerson 377.
Erskine M. P. 95.
Erskine Rev. 402 f.
Estlin John Rev. 114 f., 154.
Euklid 44, 46.
Euripides 3.
Evans John 37.
Evans Mary Miß 37—39, 63, 76, 84, 86.

Favell H. 27 f., 79, 93, 139.
Fenner 360, 380, 382, 385, 392 f.
Fergusson 197.
Ferrier Prof. 426.
Fesch Cardinal 309 f.
Fichte 327, 353.
Field R. Rev. 13 f.
Fielding 4, 82.
Fischart 254.
Fletcher Justice 371.
Fox M. P. 28, 143, 270, 293.
Fox Caroline 310, 423.
Fox George 161.
Franklin F. 27.
Freiligrath 23, 372, 426.
Frend William 56—58, 60, 83.
Frere Hookham 377, 397.
Fricker Mrs. 75, 132.
Fricker Martha Miß 77.
Froude 405.

Garrick 91, 250, 290.
George V. 416.
Gervinus 255.
Geßner 124, 206, 208, 254, 333.
Gibbon 18, 111.
Gifford 235.
Gillmann Dr. 275, 373, 375—378, 386 f., 392, 398, 421—423; cit. 15, 22, 30 f. u. ö.
Godwin William 61 f., 72, 94 f., 115, 143 f., 157, 159, 165, 171, 238 f., 279, 281, 291, 294 f., 297 f., 300 f., 307, 333.
Goethe 29, 71, 171, 179, 197, 208, 264, 421; Alexis und Dora 235, Faust 324 — 326, Götz 173, 273, Hermann 273, Iphigenie 235, 243, 273, W. Meister 405, 412, Proserpina 235, Werther 1, 35, 124 f., 290.
Goldsmith 23, 98, 100, 124, 129.
Gray 16, 23, 29, 32 f., 34 f., 39, 82, 87—89, 105, 138, 157 f., 246, 251.
Green Joseph 377, 397, 413, 424.
Greene (Dichter) 197.
Grenville Lord 267.
Grimm Jakob 118, 255.
Gutch 103, 360.
Gwynne 87.

Hall Robert Rev. 192.
Hamilton William Sir 426.
Hampden 321.
Hare Julius Archd. 404, 426.
Hartley 53—56, 88, 114, 160, 165, 297, 308, 336, 361.
Hatley Simon 210.
Hausen 255.
Haym 384.
Hazlitt William 207 f., 237—239, 251, 294, 333, 377, 388—391.
Hebbel 197.
Hegel 400.
Heinsius 398.
Herder 243, 306, 316, 334, 395.
Heyne Christian 253—255.
Hobbes 237, 321.
Hobhouse Benjamin 111.
Hölderlin 198.
Hofer Andreas 327.
Hogarth 245, 252, 366.
Holcroft 179, 273.
Homer 6, 15, 17, 234, 253, 311.
Hooker 390.
Hopkinson 68.
Hort W. J. Rev. 73, 114.
Hosier Admiral 122.
Howard (Maler) 282, 287.

Howard (Philanthrop) 79.
Hucks J. 69 f.
Humboldt Wilhelm Baron 309.
Hume 18, 52, 356.
Hunt Leigh 11, 14, 26, 366, 416.

Ingleby 424.
Inchbald Mrs. 273.
Ireland 151.
Irving Edward Rev. 406—411.

Jackson 284 f., 291.
Jakobi 307, 353 f.
James II. 60.
Jeffrey Lord 329, 357, 384.
Johannes 371, 408.
Johnson Dr. 17, 50, 111, 113, 250, 318, 322, 339.
Jonson Ben 28, 179.
Josua 413.
Junius 1, 79, 111.

Kant 157, 256—258, 265, 281 f., 298—300, 305—308, 316 f., 320 f., 323 f., 328, 331, 334 f., 339 f., 353 f., 357 f., 394 f., 399—401, 410.
Karl I. 60, 113, 337.
Katharina (Kais.) 182.
Kaufmann Angelica 309.
Kean 397.
Keats 196, 227, 229, 235 f., 378, 388.
Kemble 397.
Kindermann 254.
Kingsley 404.
Klotz 255.
Klytus 17.
Koch Joseph 309.
Köpke 397.
Kosciusko 95.
Kotzebue 179, 272.

La Fayette 95.
Lamb 15, 100, 158, 172, 198, 230, 282, 293, 310, 314, 326, 364; Essays 10, 15, 333, 366; Gedichte 234, 241; John Woodvill 173, 179; persönliche Beziehungen zu Coleridge 27, 79, 140, 166, 168, 189, 193, 241, 271, 282, 294, 337, 377, 424; besungen 187, 189 f.; persiflirt 187; Einfluß auf Coleridge 99, 114, 182, 186, 226 f., 325; Einfluß von Coleridge 96 f., 102, 150, 280 f.; literarische Mitarbeiterschaft 97, 153, 187, 234—236, 295, 352.
Landor 235.
Law William 161.
Lawson Alfred Sir 287.
Legendre 92.
Le Grice Charles Valentine 18, 27 f., 46, 48, 56, 60 f., 63, 69, 82.
Le Grice Samuel 27, 69, 79, 139.
Leibniz 52.
Leighton 402.
Len; 198.
Lessing 248, 254 f.; M. v. Barnhelm 173; Dramaturgie 122, 248, 251—253, 258, 281, 300, 316 f., 334; Epigramme 263 f.; Fragmente eines Ungenannten 248, 412—414; E. Galotti 1; Nathan 173.
Lewis Matthew Gregory 176, 215, 225, 243, 273.
Lichtenberg 252.
Lloyd Charles 153, 158, 162, 168, 187, 230, 236, 241, 363; E. Oliver 62, 64, 66, 68, 102, 165; Duke d'Ormond 173.
Locke 44, 49 f., 52, 114, 306, 338, 356, 365.
Logan 152.
Longinus 6.
Longman 272.
L'Ouverture Toussaint 327.
Lovell Robert 75, 77 f., 105, 139.
Lowell 425.
Ludwig XV. 1.
Ludwig XVI. 59 f., 78.
Ludwig XVIII. 260, 369.
Luther 325, 409.

Maaß G. 335 f., 426 f.
Mackenzie 319.
Mackintosh 111, 166, 237, 281.
Macmillan cit. 31, 63, 292 u. ö.
Mallet 34 f., 122.
Malone 316, 339.
Malthus 380.
Maltzahn 274.
Mansfield Lord 397.
Marie Antoinette 59.
Marlowe 179.
Martin H. 80.
Martineau James 402.
Mathias 235.
Matthison 264.
Maturin 198, 363 f.
Maurice 404.
Mazarin 113.
Meister L. 254.
Meteyard Elisa 241, 310.
Michaelis 157, 254.
Middleton Thomas Bischof 14, 26 f., 36, 46, 51; 56, 60 f.
Migliarini 309.
Mill John Stuart 307, 425.
Miller (Verleger) 272.
Milton als Dichter 16, 17, 23, 29, 32—35, 39, 43, 47, 82—86, 96 f., 120 f., 127, 135 f., 138, 165, 171, 420; als Politiker und Prosaist 109—111, 114, 148, 319, 321, 381, 416; kritisirt 314, 337—339, 343, 349, 356, 358, 394.
Mirabeau 113, 149.
Milford Miß 68.
Montagu Basil 301, 312, 407—409.
Moore Thomas 235, 385.
More Hannah Mrs. 74, 78.
Morgan John 332, 352 f., 357, 372, 386, 392.
Moses 396, 412.
Murray 350, 385—387.

Napoleon 147, 203, 232, 235, 269 f., 279 f., 304, 309, 313, 321, 327, 333, 357, 367—369, 371, 378.
Nelson 305, 308, 318.
Nesbitt Miß 63, 86.
Newman Cardinal 403.
Newton 23, 365, 378.
Niebuhr 417.
Nitzsch Dr. 257.
Northcote 303.
Novalis 52.

Ogle 66, 68.
Ossian-Macpherson 129 f., 133, 185, 253.
Otfried 254, 262.

Paley W. Rev. 18, 44, 157, 401.
Parr Samuel Dr. 143.
Parry Charles und Frederick 253.
Paul Kegan cit. 279, 282 u. ö.
Paulinus Bischof 211.
Paulus 324, 408, 412.
Pearce Dr. 45, 69, 81, 253.
Percy Bischof 16, 118, 216.
Petrarca 152, 290, 394.
Philipp II. 327.
Pindar 15.
Pitt (jun.) 28, 59—61, 95, 107—110, 112 f., 143, 146—149, 154—156, 167, 239, 259 f., 267—270, 281, 293.
Pius VII. 309 f., 372.
Plato 20—22, 49 f., 53 f., 89, 96, 100 f., 119, 150, 153, 158, 177, 297, 299, 324, 381 f., 395, 400.
Plotinus 21, 30, 33, 43, 49, 51, 54, 58, 72, 115, 137, 150 f., 160, 297, 299, 356, 359, 382.
Plumptre Mrs. 273.
Pollen G. A. 142.
Poole Thomas 111, 126, 161 f., 165, 181, 238, 242, 283, 287, 299, 300, 303, 312.
Pope 6, 26, 36, 82, 99, 105, 136, 153, 235 f., 314, 338, 388.

Porphyrius 21.
Portland Herz. 87.
Preston W. 78.
Priestley Dr. 53, 55—58, 88, 95, 112, 113 f., 142.
Purchas 193.
Purkis 282, 285—288.

Racine 251.
Raleigh 2.
Ranisch 254.
Rauch 309.
Redcliffe Mrs. 205, 225 f.
Reid 50, 426.
Reuß 255.
Reynolds 303.
Richardson 249, 317, 326.
Richardson Prof. 250.
Richter (Jean Paul Friedrich) 334 f., 339 f., 343, 356, 362, 366, 394, 419.
Rigg James 402.
Ring 254.
Robespierre 71, 77 f., 81 f., 107, 113, 155, 176, 178, 367.
Robinson Crabb 276, 315 f., 326, 329, 333—335, 338, 341, 349 f., 353 f., 379, 389—391, 394, 397 f., 407, 411, 423.
Robinson Mrs. (Perdita) 290—292.
Rogers 235, 294, 346, 382.
Roscoe 286.
Rousseau 1, 6 f., 69, 321; Eloïse 35, 60.

Sachs Hans 19, 254.
Sallust (der Platoniker) 49 f.
Sappho 45, 291.
Saumarez Richard 366.
Sayers Dr. 235.
Schelling 353—359, 362, 367 f., 371, 374, 382—384, 394—396, 399—401, 414, 418, 420, 426—428.
Schiller 28, 71, 112, 157, 197; als Ästhetiker 317, 334, 339, 353, 356; Don Carlos 272 f.; Fiesco 272; Gedichte 171, 264, 278, 296, 351; Geisterseher 173 f., 351; Kabale und Liebe 108, 125; Räuber 108, 124—126, 171 f., 174 f., 177, 273, 367—369; Wallenstein 261, 271—280, 282, 351, 367 f.
Schlegel A. W. 251, 254, 280, 342 f., 347, 349, 356, 383, 426 f.
Schmid Christ. H. 254.
Schmidt Erich 220.
Schütz 255.
Scott Walter Sir 122, 150. 173, 179, 214, 223, 225—227, 231, 234—236, 273, 280, 301, 326, 336, 370, 385, 387, 421,
Scrippius 398.
Semler 157.
Shakspere 17, 28, 91, 112, 122, 126, 149, 156, 179, 221, 234, 247, 278; nachgeahmt 92, 155, 172—174, 176—178, 209 f., 222, 224, 367—370; kritisirt 249—251, 281, 314, 316—318, 335—343, 348 f., 356, 366, 378, 383, 394, 397.
Shelley 37, 97, 119, 137, 185, 196, 198, 201—204, 235 f., 297, 326.
Shelvocke G. 210—212.
Shenstone 35.
Sheridan 95, 171 f., 179 f., 350.
Siddons Mrs. 97.
Sidney 321, 381.
Smart 197.
Smith Adam 380.
Smith Charlotte Mrs. 35—39.
Smith John 153, 402.
Smollet 244.
Sömmering 258.
Sotheby 153, 301, 387.
Southey 36, 113, 167, 169, 198, 236, 280, 298, 326, 336, 363, 416, 422 f.; Joan d'Arc 77, 112, 119 f.; Wat Tyler 70, 77, 365; Vorträge 107; persönliche Beziehungen zu Coleridge

70–77, 94, 138—141, 146, 230, 267, 293, 322, 329 f., 360 f., 365; besungen 95, 156; Einfluß auf Coleridge 77, 118; Einfluß von Coleridge 99, 102, 127; literarische Mitarbeiterschaft 77—79, 104 f., 116—118, 150, 153, 232—236, 261, 263, 299, 314, 327, 360, 366.
Southey Edith Mrs. 75, 139, 293, 330.
Spenser 16, 86—90, 120, 127, 133, 138, 217—225, 314.
Spieß 176.
Spinoza 52, 96, 204, 259, 289, 301, 324, 353—355, 362.
Staël Mdme. de 300, 324, 397.
Stanhope Earl 95, 186.
Stephen Leslie 86.
Sterling 404, 406.
Sterne 99.
Stewart 50.
Stoddart John 301, 303—305.
Stolberg 263.
Stuart Daniel 237, 267 f., 270, 289, 313, 344.
Sulzer 255.
Swedenborg 181, 399.
Swift 197.
Synesius Bischof 24, 33.

Tacitus 18.
Talleyrand 267.
Tallien 92.
Tasso 97.
Tauler 398.
Taylor Jeremy 109—111, 301, 319, 381, 416.
Taylor Th. (der Platoniker) 20—22, 30, 49—51, 100.
Taylor William (von Norwich) 173, 213, 216, 224, 235, 243, 273.
Tennemann 400.
Tetens J. N. 306, 308.
Thelwall 165.
Thompson Benjamin 273.
Thomson 23, 34, 82, 98, 128 f., 136, 295.
Thorwaldsen 309.
Tieck 254, 280, 309, 397 f.
Titian 333.
Toulmin J. Dr. 166.
Tooke Horne 281.
Trollope W. 12.
Tulloch John Prinzipal 402.
Tychsen Prof. 255.
Tytler Lord 273.

Vandyke 163.
Vergil 14 f., 17, 235, 254, 311.
Voltaire 7, 31 f., 52, 122, 318, 352.

Wachter 254.
Wackenroder 398.
Wade Josia 111.
Wakefield G. Rev. 143.
Walpole H. 91.
Walter John 343 f.
Warton 255, 316.
Watson Bischof 323.
Watson Henry Mrs. 375 f.
Wedgwood 238—240, 244, 252, 290, 294, 301 f., 310, 312, 330.
Wernicke 264.
Wesley 413.
Whateley 403.
Whitley 250.
Wieland 153, 240.
Wilberforce 191.
Willich Dr. 257.
Wilson J. J. 12.
Wilson John (der Essayist) 323.
Wilson Mrs. 285.
Winckelmann 253.
Wolcott Dr. 118.
Wolff 299.
Worthsworth William 36, 42, 129 f., 177, 187 f., 198, 203, 208, 239, 263, 266, 315; als Aesthetiker 251, 326, 342, 346, 363 f., 366; Borderer 172 f., 179; persönliche Beziehungen

zu Coleridge 167–170, 207, 210, 242, 245 f., 259, 282–284, 286, 295, 302, 311 f., 319, 323, 328, 330, 361, 378, 421; Einfluß auf Coleridge 130, 135, 170–172, 181, 185 f., 190, 205–208, 296; Einfluß von Coleridge 214, 224, 295; literarische Mitarbeiterschaft 207–213, 218 f., 232–236, 288, 320, 327, 344.

Wordsworth Dorothy Miß 167 f., 203, 210, 282, 292, 302.
Wordsworth Mrs. 293.
Wrangham Archd. 69.

Young 249.

Zacharias 408.
Zimmermann Bernhard von 265.
Zimmermann Robert 248.
Zimmern Helene Miß 306.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Barthold Heinrich Brockes, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 175 S. mit einer genealogischen Tafel. Ursprünglicher Preis M. 3.20, ermäßigter Preis, soweit der Vorrath reicht, M. 1.00. Innsbruck. Wagner'sche Univ. Buchhandlung. 1878.

Thomas of Erceldoune. Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben. II. Bd. XII u. 147 Seiten. Preis M. 3.60, auf Kupferdruckpapier M. 5.00. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Karl Elze,

Professor an der Universität Halle a/S.,

Lord Byron.

Dritte Auflage.

gr. 8°. Umfang 32¾ Bogen. — Ladenpreis geh. etwa M. 7,50, in Leinwand geb. etwa M. 9,00.

Inhalt: I. Familie und Kindheit. — II. Schule und Universität. — III. Newstead Abbey. — IV. Die Pilgerfahrt. — V. London. — VI. Die Ehe. — VII. Die Schweiz und Venedig. — VIII. Ravenna, Pisa, Genua. — IX. Griechenland. — X. Zur Charakteristik. — XI. Byron's Stellung in der Literatur. — XII. Nachträge und Abschlüsse. — Anhänge: I. Der Prozeß gegen William Lord Byron. — II. Die 'Fugitive Pieces'. — III. Mrs. Spencer Smith. — IV. Charakteristik von der Gräfin Albrizzi. — V. Die Vernichtung der Memoiren.

Urtheile der Presse.

Preußische Jahrbücher. Es wird dies sorgsame Werk des verdienten Literaturhistorikers durch seine klare, einem Guß entstammende Darstellung sowohl das größere Publikum zu fesseln wissen, wie es eine Fundgrube für den Forscher ist.

Magazin für die Literatur des In- u. Auslandes. Herr Karl Elze, einer der feinsten Kenner der englischen Poesie, hat unsere Literatur durch eine übersichtliche, auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhende, völlig unparteiische Biographie Byron's bereichert.

Literar. Centralblatt. Elze scheint uns alle die Klippen, welche den Biographen eines Byron drohen, sehr glücklich vermieden zu haben. Namentlich gehört er augenscheinlich nicht zu den Literarhistorikern, welche sich den genialen Dichter und den sehr mangelhaften Menschen nicht in einer Person vereinigt vorstellen können. . . . Bei wahrer Begeisterung für des Lords poetischen Genius sucht er doch an dem Menschen Byron nichts zu vertuschen. — Bei der Darstellung kommt dem Verfasser seine augenscheinlich aus eigener Anschauung gewonnene Kenntniß von Land, Leuten und Sitten in England sehr zu Statten.

Blätter für liter. Unterhaltung. Byron's Stellung in der Literatur wird von Elze mit seinem Verständniß geschildert; ebenso ist sein Urtheil über Byron's Dramen sehr zutreffend. Er erzählt gut und fließend; seine durch fleißige Quellenforschung unterstützte Wahrheitsliebe entkleidet freilich manchen Abschnitt in Byron's Leben seines novellistischen Reizes.

Archiv f. d. Studium d. Neueren Sprachen. Wir können der Schärfe seiner Methode rückhaltlose Anerkennung zollen. Musterhafte Akribien, energische neue Durcharbeitung der Quellen, Ausnutzung auch der neuesten Hilfsarbeiten müssen wir ihm nachrühmen. So ist denn Elze's Buch, verglichen mit den Werken seiner Vorgänger, wie Aaron's Stab, der die ägyptischen Stäbe verschlang.

Voss. Ztg. Das Buch nöthigt uns die größte Hochachtung ab, sowohl durch die darin hervortretende bis in's Einzelne gehende Kenntniß der englischen Literatur als durch die Sorgfalt, mit welcher die Analyse dieser wahrhaft problematischen Natur durchgeführt wird.

The Academy. Elze has produced a very readable narrative of just about the right size: it is not lengthy, nor yet curt, but sets forth the remarkable and interesting career of Byron on a scale commensurate with the greatness of the poet. He shows a familiar current acquaintance with Byronic memoirs and materials in general.

Saturday Review. A Life of Byron by Elze might advantageously be translated into English, as it supplies a real want in our literature, that of a condensed and manageable biography, embodying the essence of Moore, but supplying Moore's many reticences by the aid of collateral sources of information and entering more thoroughly into the critical department of the subject.

☞ Es erschienen Englische, Dänische und Russische Uebersetzungen dieses Werkes.

H. Druskowitz, Dr. phil.,

Percy Bysshe Shelley.

8°. XII u. 387 S. Preis geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse.

Magazin für die Litt. des In- u. Auslandes: Wer dieses Buch aufmerksam liest — und es liest sich leicht und angenehm — wird mit uns in das Lob desselben einstimmen. Es ist eine grundehrliche und gewissenhafte Arbeit, man sieht, Verf. hat einen hohen Begriff von der Umsicht und Wahrheitsliebe, mit welcher das Leben eines außerordentlichen Menschen erzählt sein will. Er giebt die Thatsachen und läßt das Urtheil des Lesers frei. Die Werke des Dichters bespricht er nach ihrer Entstehung und Vollendung jedes an seiner rechten Stelle. Er analysirt dieselben sorgfältig, aber mit einer leichten Hand, welche das ästhetische und philosophische Werkzeug ganz schulgerecht handhabt. Die Analyse der „Cenci" z. B., welche wir zweimal gelesen haben, erklärt den Bau, betont die Größe und berührt die Mängel des Stückes bescheiden aber durchaus befriedigend. Möge Verf. auf der betretenen Bahn beharrend, eine zweite glückliche Wahl treffen. —

Kilchberg bei Zürich. **Konrad Ferdinand Meyer.**

Deutsches Litteraturblatt: In lichtvoller fesselnder Darstellung entrollt uns Verf. Shelley's Leben, das ganz und gar von seinen dichterischen Erzeugnissen getragen wird.

Der Bund (Bern). . . . Wir schließen mit dem großen Lobe, daß die Schrift von Druskowitz oft an die lichtvollen und schönen litterarischen Arbeiten des berühmten Litterarhistorikers Brandes erinnert.

Ueber Land und Meer. Hat auch Gutzkow schon vor fast fünfzig Jahren mit warmen Worten auf den großen Dichter hingewiesen, hier erst erhalten wir ein seiner würdiges Denkmal, das die volle Ergänzung zu den Uebersetzungen von Seybt und Strodtmann bietet.

The Saturday Review. It is a careful and accurate digest of all available information, most properly based upon the poets own letters as far as possible, but incorporating all authentic facts of importance to be derived from his biographers, and displaying much discrimination in its estimate of the latter's claim to attention. — The narrative is clear and well proportioned, and the tone though warmly sympathetic is quite free from exaggerated hero-worship.

The Athenaeum. The work is carefully executed, the author having consulted all available Shelley materials. Biography and criticism are happily blended, and the book may be pronounced a creditable and honest piece of work. —

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Ludwig Holberg

und

seine Zeitgenossen

von

Georg Brandes.

Mit dem Bildnisse Holbergs in Holzstich.

8°. VI u. 254 Seiten. Preis geh. M. 4,50,
in Leinwand geb. M. 5,50.

Inhalt:

I. Jugend. — II. Zeitgenossen. — III. Heranwachsen. — IV. Geistesgepräge. — V. Quellen. — VI. Lebenskampf und Tod.

Urtheile der Presse:

Deutsche Rundschau. Sind auch in dem Bilde von Holbergs geistiger Physiognomie, welches uns Brandes entwirft, einige wesentliche Züge nicht zur Geltung gekommen, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß mit Brandes Schrift ein neuer Abschnitt der Holberg-Forschung beginnt. Keine frühere Arbeit führt uns Holbergs Gestalt so plastisch vor Augen, kein früherer Forscher hat sein Werden und Wirken so allseitig zu beleuchten vermocht. Und selbst die Mängel des Buches sind keine entstellenden Flecken; sie bergen in sich die Keime einer vollkommenen kritischen Erkenntniß. Belebend und befruchtend wie ein Frühlingsregen ist Georg Brandes Holbergwerk. Möge die junge Saat bald üppig ins Kraut schießen.

Le Temps. Il faut savoir gré au docteur Brandes d'avoir mis enfin cette belle figure littéraire à son vrai rang dans la savante étude qu'il vient de publier.

The Spectator. Doctor Georg Brandes who is peculiarly fitted for the task thanks to his wide culture, critical insight and literary sympathy has bestowed both time and enthusiasm on Holberg with the result of producing a book in all respests admirable and which should be read by every student of Northern literature. —

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Karl Hillebrand,
Zeiten, Völker und Menschen.
Neue Ausgabe, eingeleitet von H. Homberger.

Bd. I. Frankreich und die Franzosen.
3. stark vermehrte Auflage.

Inhalt: Vorrede zur 2. und 3. Auflage. — Einleitendes. — **Die Gesellschaft und Litteratur.** Kap. 1. Familie und Sitte. — 2. Unterrichtswesen. — 3. Provinz und Paris. — 4. Geistiges Leben. — **Politisches Leben.** Kap. 1. Das Ideal und seine Verwirklichung. — 2. Napoléon III. und die Republikaner. — 3. Die Dictatur Thiers und das Septennat. — Schlußbetrachtung. — Anhang. 1. Aussichten in die Zukunft (nach E. Renan). — 2. Charakter der modernen Demokratie (nach E. Renau). — 3. Pariser Arbeiterzustände (nach Mittheilungen eines gewesenen Arbeiters). 8°. XX und 396 Seiten.

Bd. II. Wälsches und Deutsches.

Inhalt: Vorwort. — I. **Zur Renaissance.** — Petrarca. — Lorenzo de' Medici. — Die Borgia. — II. **Zeitgenössisches aus Italien.** — Alessandro Manzoni. Ein Nachruf. — Guerrazzi. — Niccolò Tomaseo. Ein Nekrolog. — Giosue Carducci's neueste Gedichte. Bei Gelegenheit einer italienischen „Faust"-Uebersetzung. — III. **Französisches.** — Ueber einige revolutionäre Gemeinplätze. — Jules Michelet. — Prosper Mérimée und die Unbekannte. — E d'Alton. — **Delirium tremens.** — Styl- und Gedankenmoden. — IV. **Aus dem zünftigen Schriftthum Deutschlands.** — G. G. Gervinus. — Einiges über den Verfall der deutschen Sprache und der deutschen Gesinnung. — Ueber historisches Wissen und historischen Sinn. — Ueber Sprachvermengung. — V. **Aus dem unzünftigen Schriftthum Deutschlands.** — Schopenhauer und das deutsche Publikum. — Zur neuen deutschen Memoirenlitteratur. — Der Verstorbene. — Rahel Varnhagen und ihre Zeit. 8°. XII und 463 Seiten.

Bd. III. Aus und über England.

Inhalt: Vorbemerkung. — I. **Briefe aus England.** — II. **Französische Studien englischer Zeitgenossen.** — Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans. — Englische Beobachtungen über französisches Familienleben. — J. Morley's Studien über das XVIII. Jahrhundert in Frankreich. — III. **Zur Litteratur und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.** — Fielding's Tom Jones. — Lawrence Sterne. 8°. VIII und 408 Seiten.

Bd. IV. Profile.

Inhalt: Statt des Vorwortes. — Ein Wort über moderne Sammellitteratur und ihre Berechtigung. — I. X. Doudan. — H. de Balzac. — Gräfin d'Agoult (Daniel Stern). — M. Buloz. — M. Thiers. — II. E. Renan als Philosoph. — H. Taine als Historiker. — III. Die gefürsteten Medicäer. — Ein fürstlicher Reformer, Gino Capponi. — IV. N. Macchiavelli. — F. Rabelais. — T. Tasso. — John Milton. 8°. VIII und 376 Seiten.

Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution.

Inhalt: I. Montesquieu. — II. England im XVIII. Jahrhundert. — III. Fr. Albergati. — IV. Katharina II. und Grimm. — V. 1789. — VI. Henri Costa. de Beauregard. — VII. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. — VIII. Metternich. — IX. Nach einer Lektüre. 8°. VIII und 366 Seiten.

Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches.

Inhalt: I. Zur Charakteristik Sainte-Beuve's. — II. Guizot im Privatleben. — III. Philarète Chasles. — IV. Ernest Bersot. — V. Graf Circourt. — VI. Eine ostindische Laufbahn. — VII. Ein englischer Journalist. — VIII. Antonio Panizzi. — IX. Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten. — X. Giuseppe Pasolini. — XI. Das belgische Experiment. — XII. Deutsche Stimmungen und Verstimmungen. — XIII. Halbbildung und Gymnasialreform. 8°. VIII und 400 Seiten.

Bd. VII. Culturgeschichtliches.

Inhalt: I. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung. — II. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft. — III. Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830–1860). — IV. Die Werther-Krankheit in Europa. — V. Ueber die Convention in der französischen Literatur. — VI. Vom alten und neuen Roman. — VII. Ueber die Fremdensucht in England. — VIII. Ueber das religiöse Leben in England. — IX. Der Engländer auf dem Continent. 8°. XII u. 335 S. Mit dem Bildnisse des Verf. in Holzstich.

(Preis jedes Bandes geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.)

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Professor a. d. Universität Graz.

8°. VIII u. 412 Seiten. Preis geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Inhalt:

Zur Sprachgeschichte. I. Das indogermanische Urvolk. II. Die etruskische Sprachfrage. III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. IV. Das heutige Griechisch. V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Zur vergleichenden Märchenkunde. I. Folklore. II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. III. Aegyptische Märchen. IV. Arabische Märchen. V. Amor und Psyche. VI. Die Quellen des Decamerone. VII. Südslavische Märchen. VIII. Der Rattenfänger von Hameln. IX. Der Pathe des Todes. X. Rip van Winkle.

Zur Kenntniß des Volksliedes. I. Indische Vierzeilen. II. Neugriechische Volkspoesie. III. Studien über das Schnaderhüpfel. 1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel. 2. Vierzeile und mehrstrophiges Lied. 3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels. — Anmerkungen.

Urtheile der Presse:

Literarisches Centralblatt. Es kann gewiß nur willkommen sein, Fragen, die jeden Gebildeten interessiren sollten, von berufener Seite einem weiteren Leserkreise auseinandergesetzt zu sehen. Und gerade die vorliegende Sammlung verbindet in glücklicher Weise wissenschaftliche Strenge mit gemeinfaßlicher Darstellung in fesselndem und vornehm elegantem Stile.

Deutsche Literatur-Zeitung. Das Ganze zeigt von einer bewundernswürdigen Belesenheit und ist dabei in einer so geistvollen und fesselnden Sprache geschrieben, daß wir überzeugt sind, das neue Buch werde sich bei allen, welche für den in Sprache, Märchen und Liedern sich offenbarenden Charakter eines Volkes Interesse haben, schnell viele Freunde erwerben.

Revue critique d'histoire et de littérature. La vulgarisation pas toujours sans danger entre des mains inhabiles devient l'indispensable auxiliaire des travaux d'érudition pure, lorsqu'elle est conçue dans l'esprit du dernier ouvrage de M. G. Meyer, que nul, même parmi les initiés, ne lira sans plaisir et sans profit. Tel qu'il est, et bien que composé de morceaux détachés, l'ouvrage forme un ensemble des plus satisfaisants.

Nuova Antologia. Questi saggi e studi interessantissimi non sono soltanto ricchi di notizie e pieni di molta dottrina, ma hanno tutti un certo che di attraente e di saporito ; e in tutti si rivela una certa originalità e libertà di ricerca, che stimola l'attenzione, e invoglia a ripensare a tante a tante cose. Ci auguriamo di vedere la bella raccolta nelle mani di molti.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Geschichte der Jüdischen Literatur

von

Gustav Karpeles.

(Geschichte der Literatur der Europäischen Völker. Bd.)

Gr. 8. 2 Bde. (74 Bogen). Preis geh. M. 18,50, geb. M. 21,00

Inhalt: Allgemeine Einleitung. — Erste Periode: Die biblische Literatur bis 200 v. Chr. 1. Einleitung. 2. Historische Bücher. 3. Die Poesie der Bibel. 4. Die prophetische Literatur. 5. Der Kanon.

Zweite Periode: Die jüdisch-griechische Literatur 200 v. bis 100 n. Chr. 1. Einleitung. 2. Die Schriftauslegung. 3. Die Apokryphen. 4. Die hellenistische Literatur.

Dritte Periode: Die talmudische Literatur 100 bis 750 nach Chr. 1. Einleitung. 2. Die Mischna. 3. Der Talmud. 4. Midrasch, Targum und Geheimlehre.

Vierte Periode: Die jüdisch-arabisch-spanische Literatur 750—1200. 1. Einleitung. 2. Die Anfänge der neuhebräischen Poesie. 3. Karäer und Rabbaniten. 4. Die jüdisch-arabische Literatur in Spanien. 5. Bibelerklärer und Talmudforscher.

Fünfte Periode: Die rabbinische Literatur 1200—1750. 1. Einleitung. 2. Der Kampf zwischen Philosophie und Herkommen. 3. Die Kabbalah. 4. Die Epigonen. 5. Renaissance und Humanismus. 6. Neue Strömungen. 7. Das jüngere rabbinische Schriftthum. 8. Die jüdisch-deutsche Literatur. 9. Die hebräischen Studien der Christen.

Sechste Periode: Die jüdische Literatur der Neuzeit 1750 bis 1870. 1. Einleitung. 2. Die Schule Mendelssohn's. 3. Die Wissenschaft des Judenthums. 4. Poesie und Belletristik. 5. Literaturnachweise und Register.

Urtheile der Presse:

Neue Evangel. Kirchenzeitung. Der Verfasser hat mit reicher Sachkenntniß und mit innerer Begeisterung für seinen Gegenstand geschrieben. Sein Buch liest sich sehr gut und bietet uns ein viel anschaulicheres Bild der jüdischen Literatur als früher erschienene Darstellungen des Gegenstandes; das Streben Maß zu halten ist überall in dem Werke erkennbar.

Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Verfasser hat das Verdienst der Literaturgeschichte der Juden einen Platz in der Weltliteratur gewonnen zu haben. In präciser planvoller Anleitung führt er den Leser durch die verschlungenen Pfade dieser ältesten Literatur. Ohne etwas von dem Adel vornehmsten geistigen Gehaltes einzubüßen, macht seine populäre Darstellung das Werk allen Gebildeten zugänglich. Die Sprache des Buches ist edel, geschmackvoll und klar und erhebt sich oft zu jenem Schwunge und erhabenen Pathos, die die Geschichtsschreibung der neuen Zeit zum literarischen Kunstwerk adeln.

Allgemeine Zeitung (München). Das Werk ist im Ganzen und Großen frei von dem Vorwurfe, der die verwandten Arbeiten jüdischer und christlicher Autoren trifft; es ist thatsächlich ohne confessionelle und theologische Voraussetzungen geschrieben. — Niemandem zu Liebe, Niemandem zu Leide, schließt die Objectivität nicht die Liebe aus. Es geht ein warmer Hauch lebendigen Fühlens durch die Darstellung, und eine ideale schön menschliche Weltanschauung erinnert an die besten historischen Werke unserer Zeit.

Weser-Zeitung. Der gründlichen durchweg objectiven und anziehend geschriebenen Arbeit wünschen wir eine weite Verbreitung sowohl bei den Juden als auch namentlich bei den Christen. Wer über die Judenfrage urtheilen will, hat die Pflicht, sich zuerst ein Verständniß des Volkes aus seiner Geschichte zu bilden und in diese führt das vorliegende Buch als ein zuverlässiger und durchweg unparteiischer Wegweiser bestens ein. Wir könnten uns keine schönere Wirkung desselben denken, als wenn es das Gefühl der Gerechtigkeit in uns schärfen.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

J. Schipper,
Prof. der Engl. Philol. a. d. k. k. Universität in Wien,

William Dunbar.

Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen

nebst einem Abriß der Altschottischen Poesie.

Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte.

8°. XVIII u. 412 S. Preis geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Die Dichtungen William Dunbar's, des genialsten, einem Chaucer ebenbürtigen, Dichters des schottischen Volkes, sind bisher in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben.

Der höchst anziehende, oft an moderne Verhältnisse erinnernde Inhalt, von scharfer Satire, glänzendem Witz und Humor gewürzt, giebt in edler, schwungvoller Sprache ein Bild der gesellschaftlichen Zustände Schottlands im Reformationszeitalter.

Die meisten Dichtungen des im Urtext ebenso schwer zugänglichen wie schwer verständlichen Dichters sind hier zum ersten Male im Versmaß des Originals in's Deutsche übertragen, alle seine Gedichte aber auch nach ihren literar- und kulturgeschichtlichen Beziehungen und nach ihrem inneren chronologischen Zusammenhange erörtert.

Urtheile der Presse.

Deutsche Literaturzeitung. Schipper's Buch ist die Frucht langjähriger Studien und liebevoller Beschäftigung mit dem „Altschottischen Burns", deren Ergebnisse uns hier in klarer und fesselnder Darstellung geboten werden. Erhöhten Werth erhält die Biographie durch die passend ausgewählten und sehr gelungenen Uebersetzungen aus Dunbar's Dichtungen, welche in Fülle eingestreut sind.

Anglia. Es ist auffallend, daß Dunbar, "the excellent poet, unrivalled by any which Scotland ever produced", wie Walter Scott über ihn urtheilt, bisher so wenig beachtet worden ist. Unter diesen Umständen ist es ein Verdienst Schipper's, daß er in der vorliegenden Arbeit nicht nur eine Geschichte und kritisch-ästhetische Würdigung Dunbar's, sondern auch reichliche Auszüge aus den Werken des Dichters bietet. Das Buch wird nicht nur von Fachleuten, sondern auch in weiteren Kreisen mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden.

Literar. Centralblatt. Stil und Darstellungsweise sind so gewandt, daß man im Lesen kaum daran erinnert wird, welch tiefes Studium und eingehende Forschung dem Ganzen zu Grunde liegt. Es ist somit eine Musterarbeit für eine volksthümliche Darstellung einer wissenschaftlichen Abhandlung.

Allgem. Zeitung, München. Prof. Schipper hat in vorliegender Monographie sich nach mehr als einer Seite hin verdient gemacht. Die kurze Einleitung, welche die Entwicklung der altschottischen Dichtung bis Ende des XV. Jahrhunderts darstellt, wird vielen eine vollkommene Uebersicht gewähren, alsdann ist es anziehend, vom Leben und Schaffen eines Mannes unterrichtet zu werden, von dem kein geringerer als Walter Scott erklärte, daß er nur mit Chaucer zu vergleichen sei. Endlich hat der Verfasser in den Uebertragungen vieler Gedichte Dunbar's in das Deutsche eine erstaunliche Geschicklichkeit bewährt.

Scotsman. Prof Schipper has had the courage to undertake the task of making the prince of our old Scottish poets, known to his countrymen by a careful biography and learned criticism, with translations of many of the poems executed with fidelity and spirit.

Saturday Review. British literature is already much indebted to Prof. Schipper — his last contribution is peculiarly acceptable.

Academy. The book merits the honour of translation into English.

Scottish Review. Altogether the work is exceedingly well done. —

Nation. Prof. Schippers work is eminently seasonable. The result of a long preparation, it gives to the German public an excellent study of Dunbar's life and poems.

Aesopus, Niederdeutscher, Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Hs. des XV. Jahrh. herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben. gr. 8°. 83 S. M. 1.80.

Druskowitz, H., Dr. phil. (Wien), **Drei Englische Dichterinnen.** Johanna Baillie — Elisabeth Barrett Browning — George Eliot. 8°. 244 S. M. 4,00.

Gaspary, Adolf, Prof. (Breslau), **Geschichte der Italienischen Literatur.** Bd. I (bis einschl. Petrarca). gr. 8°. VIII u. 550 S. M. 9,00.

Geiger, Ludwig, Prof. (Berlin) **Firlifimini und andere Curiosa.** 12°. VI u. 167 S. M. 4,00.

Honegger, J. J., (Zürich), **Kritische Geschichte der französischen Kulturein flüsse.** gr. 8°. XII u. 400 S. M. 7,50.

Kinkel, Gottfr., Prof., **Mosaik zur Kunstgeschichte.** gr. 8°. XII u. 467 S. M. 9,00.

Laun, Adolf, Prof., **Washington Irwing.** Ein Lebens- und Charakterbild. 8°. 2 Bde. XIV u. 246 S. u. IV u. 291 S. M. 7,00.

Lewes, G. H., (Verf. von Goethe's Leben), **Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte.** In's Deutsche übertragen von Arnold Ruge.

Bd. I. **Alte Philosophie.** gr. 8°. VIII u. 533 S. M. 8,00.
„ II. **Neuere Philosophie.** gr. 8°. 811 S. M. 13,00.

Nethwisch, C. (Berlin), **Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrich des Großen.** 2. verm. Aufl. VIII u. 234 S. gr. 8°. M. 3,00.

Schuchardt, H., Prof. (Graz), **Romanisches und Keltisches.** Gesammelte Aufsätze. 8°. VIII u. 348 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

— **Ueber die Lautgesetze.** Gegen die Junggrammatiker. gr. 8°. VI u. 39 S. M. 0,80.

Sugenheim, S., Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8°. VIII u. 338 S. M. 4,50.

ten Brink, Bernhard, Prof. (Straßburg i. E.), **Geschichte der Englischen Litteratur.** Erster Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. gr. 8°. VIII u. 470 S. M. 8,00.

Tunnicius, Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Antonius Tunnicus gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausg. mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann v. Fallersleben. gr. 8°. 224 S. M. 4,50.

Treu, Georg, Prof. (Dresden), **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. IV u. 40 S. M. 1,00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers (von K. Hillebrand). 8°. IV u. 118 S. geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

1869.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

BINDING SLIP APR 11 1968

PR 4483 B73
Brandl, Alois Leonhard
Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY